

Novellenschatz

P. o. germ.

1015 n

<36616380570013

<36616380570013

Bayer. Staatsbibliothek



F. o. germ.

Novellenschatz

1015ⁿ (7)

Erstausg.

13. III 1914

Novellenschatz.

Zweite Serie.

Erster Band.

(Der ganzen Reihe siebenter Band.)

168 F

Druck von C. H. Schurich in Altdorf.

Deutscher
Novellenschatz

herausgegeben

von

Paul Hense

und

Hermann Kurz.

Zweite Serie.

Erster Band.

(Der ganzen Reihe siebenter Band.)

München.

Rudolph Oldenbourg.

(1872)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

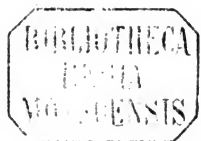
	Seite
Der Kofar in der Falle. Von Jeremias Gotthelf . . .	1
Dießelm von Buchenberg. Von Berthold Auerbach . . .	45
Johann Oßerich. Von Adolf Wilbrandt	269

Der Notar in der Falle.

Von

Jeremias Gotthelf.

Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben
der Schweiz. I. Band. Berlin 1850. Verlag von Julius
Springer.





Albert Biziuz, geboren den 4. Oktober 1797 zu Murten, studirte in Bern und nachher einige Zeit in Göttingen, wurde 1832 Pfarrer zu Lützelflüh im Emmenthal, wo er den 22. October 1854 starb. Im Drange politisch-religiös-socialen Wirkens veröffentlichte er unter dem Namen Jeremias Gotthelf jene allbekanntesten Schriften, die im reichsten Maße Freunde und Gegner gefunden haben. Gotthelf ist eine mit großer dichterischer Kraft ausgestattete Kernnatur, der es jedoch selten einfällt, rein dichterisch wirken zu wollen. Sein Streben ist auf sittliche und wirtschaftliche Verbesserung seiner Bauern gerichtet, wobei er, der zum Sturze der Berner Aristokratie mitgewirkt, dem Radikalismus gegenüber kehrt macht, um sich diesem als entschlossener, charaktervoller „Reactionär“ entgegenzuwerfen; und die Fülle von Poesie, die er in seinen Schilderungen des Volkslebens entwickelt, ist meist nur wie eine unwillkürlich nebenher laufende Temperaments Eigenschaft, die ihn nicht verhindert, Züge von gewaltiger Schönheit mit eben so unästhetischen, ja ganz unleidlichen Auswüchsen zu mischen. Nur in wenigen seiner kleineren Dorfgeschichten ist der lehrhafte Zug, der stellenweise an den Kanzelton erinnert und seine großen Volksbücher, „Uli der Knecht,“ „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ u. a. m., durchaus beherrscht, bis auf ein gelegentliches Einmischen derber, sprichwörtlicher Lebensweisheit gemildert. So steht Gotthelf in der Mitte zwischen seinem trefflichen Landsmanne Pestalozzi, dessen „Lienhard und Gertrud“ noch ganz als moralisches Noth- und Hilfsbüchlein gedacht ist, und den deutschen Meistern der Dorfgeschichte, in deren Sittenschilderungen das Element der Sittlichkeit keine andere Rolle spielt, als in allen dichterischen Verklärungen des Lebens.

Leider ist es uns versagt, die Erzählung, der wir den Preis zuerkennen, „Wie Christen eine Frau gewinnt“, unsern Lesern vorzuführen, da die Verlagshandlung so eben diese und andere ausgewählte Dorfgeschichten Gotthelf's in einer illustrierten Volksausgabe erscheinen läßt. Indem wir uns aber vorbehalten, in

einem der späteren Bände eine sehr merkwürdige und dem Charakter nach ganz allein stehende Dichtung G's., seinen „Kurt von Koppigen“, zu bringen, freuen wir uns, bei der Armuth unserer Literatur an echt humoristischen Erzählungen, unserem Novellen-schatz eine kleine „Stadtgeschichte“ einfügen zu können, die von Allem, was G. geschrieben, dem Begriff der eigentlichen Novelle am nächsten kommen dürfte und eine sehr lustige Erfindung in glücklichster Weise durchführt. Zwar wirkt auch hier die unausbleibliche Säure gegen die liberale Richtung störend mit, da der Speculant, um den es sich handelt, der Naturwahrheit völlig unbeschadet eben so gut ein Conservativer als ein Radicaler sein könnte; aber die behagliche Schalkhaftigkeit aller andern Partieen überwiegt glücklich diesen unliebsamen tendenziösen Zug, und der unerwartet versöhnende und gutherzige Schluß entläßt uns mit dem heitersten Eindrücke.

Noch erübrigt uns, die mundartlichen Ausdrücke, welche Goththelf in sein mitunter ziemlich krauses Hochdeutsch einzuflechten pflegt, so weit als nöthig zu erklären:

Seimeisterin: seien heißt im Berner Oberlande ein Gemeingut nach der Zahl der Kühe schätzen, die es ernähren kann. — Jhns (mit nasalem i gesprochen) ist der Accusativ des persönlichen Es, das auf Diminutivnamen, z. B. das Breneli, aber auch auf Thiernamen, die im Neutrum stehen, z. B. das Eichhorn u. dgl., sich bezieht; kommt bekanntlich auch bei Geibel vor. — Währschaft: entweder, was währt, oder, was gewährleistet werden kann; dauerhaft, tüchtig, verb. — Werweisen: in der Irre gehen, unentschieden schwanken, im Zweifel sein. — Von wegen: denn. — Ringgeln: schnallen, fest-schnüren. — Bessern: besser werden. — z'Best; z'Sach: das Beste; die Sache. — Wo wird auch für das Relativpronomen gebraucht.

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebft. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Gräben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebft, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge; allgemein ist bloß, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich sehr jung; thun sie es nicht, so müssen sie von Morgens früh bis Abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich, damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deswegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen Häuser that man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich ums Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren

spazieren, da werden auch die Hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delicate Fische oder sonst was Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum Spazierengehn; aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte Keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Aeußeres nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnensteden, noch einer Kegelfugel, ihr Gesicht war weder roth wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eins von den unglücklichen Wesen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches; die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Fißer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß accurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder zum untern Thore hinaus. Zudem redete Luise noch leise, daß, wer nicht haarstark hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr conversiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nichts weniger als förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache, zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's geschickt; im ersten Fall war es also besser, man verstand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise

war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hinterfässin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald, noch eine Pflanzstelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Ansehen auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luise's Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luise's sehr einfache Kleidung und das Versäumen, zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Ärmel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: O Gute, ich habe gefunden! — Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderbar wird, wenn es Andere was

essen sieht, und es hat selbst nichts, und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu etwas gekommen. Ja, unsere humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und lasterpflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut, wenn sie es dahin bringen mit angeblühter Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen; — so nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vor-demonstriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgenfüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden? Factum ist auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machen, blasirte Hagestolze zu schmachten anfangen, Spröde aufschauern, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher ist es, absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, — gewöhnlich kommt sie auf den Fußspitzen und schlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn sie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe, und am Ende doch erzählt, wie sie spazieren gegangen, und was er gesagt, und was sie gesagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie sie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch gewesen, und wie sie jetzt glücklich sei wie im Himmel, und dazu sich die Augen wischt, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und spricht: Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßtest wie! — Ach Gott! wie gerne wüßte ich es! denkt die um den Hals Gefallene und kann fast die Thränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: So, so, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich

bist. Per so kennst du ihn besser, er wird nicht sein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zulezt bleibt man ganz isolirt, alleine in der Welt! — Dann weint sie ganz bitterlich, aller Trost ist umsonst, wie die Freundin auch zuspricht, sie solle sich doch nicht desoliren, sie bleibe da, und ihre Freundschaft solle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten sie sich sehen; es wäre doch sonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben sollte, ein so eng Herz hätte sie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin schon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, sondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Person darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menschen nicht bloß Compagnien-, sondern Regimenterweise Platz haben. Habe erst eine Anekdote der Art von einem alten Pferde gelesen. Ist ein Roßherz so weit, wie weit muß erst ein menschlich Herz sein, und zwar ein junges, welches noch elastisch, nicht verknöchert ist! Aber die Freundin tröstet umsonst, Luise weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen, sie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach, da weint Luise noch bitterlicher, ihr Lebtag hat sie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendbögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit Einem Laternchen heimgehen wollten. Ach, das Luise ist doch herzogut, sagt die Freundin, ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendbögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin.

Aber Luise dachte weder an die Freundin, noch an die Spendbögtin, und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. Ach, will mich denn Niemand lieben, und meinte ich es doch so gut; ach, und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt Keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich Keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai! So jammert Luise, hält die Hand aufs Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: He nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden! — lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß weinerlich: wie doch der arme Mensch sie daure, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur Jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten ins Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem Allem sagte Luise nichts, sie dachte nur: Will mich denn Keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich Liebe zu wecken und auszubrennen. Endlich hatte sie nur noch eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden

kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendbögtin, Seimeisterin, Sedelmeisterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Niesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirthshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen, und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen, sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich, wenn Fremde da seien, sehe man alleweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das einem zu denken gebe, erstlich, wie man wohlfeil dazu kommen könnte, und zweitens, wie schön es einem stehen müßte, so kalkulirten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergiebt sich nicht nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht, Bögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt, aber fruchtlos, war indessen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subject in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Fürio, sie ließ brennen was brennen wollte, ihr Herz und des Subjects Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und rätzig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da

Luiſe weinte und troſtlos war, kann man ſich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, faſt hätte ſie mit geweint, ſie zeigte die herzlichſte Theilnahme, laß in den hinterſten Winkeln die Troſtgründe zuſammen. Zwiſchen durch entrannen ihr Bruchſtücke ihrer Ausſichten und Gedanken, ob ſie ſich am Hochzeitstage ſchwarz oder weiß kleiden ſolle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenſtrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich ſchloß Julie, da alle Troſtgründe bei Luiſe nicht anſchlagen wollten: Du mußt dabei ſein, denn ich bin gekommen, dich zu bitten, meine Brautführerin zu ſein. Mein Friß hat mir geſagt, es müßte glänzend zugehn an unſrer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es ſein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat geſtern ſich nicht Alles ergeben mögen, und immer kam Jemand dazwiſchen, hing ſich an uns, wenn unſere Herzen im beſten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht geſehen, meinen Friß, den Spißbuben! — das hölzerner Subject.

Luiſens Thränen verſiegten nicht auf der Stelle, aber doch ſchneller, als man hätte erwarten ſollen. Wie nach einem Gewitterregen wächſt und blüht, was noch wachſen und blühen kann, ſo wuchs aus Luiſens Thränen eine Freude auf, die ſie noch nie gehabt, die Freude, Brautjungfer ſein zu können. Ganz wonniglich warm riefelte es in ihrem Herzen, wenn ſie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre ſie ſelbſten Braut, Brautführerin war die gute Luiſe auch noch nie geweſen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an ſie, andere wollten ihr die Koſten nicht verurſachen, fürchteten, ſie möchte gar zu armſelig erſcheinen und die Leute ſagen: ob keine miſerablere Brautführerin zu finden geweſen, das Hochzeitpaar müſſe auch nichts Beſonderes ſein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zuſammen, wünſchten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln.

Wo war dazu bessere Gelegenheit und wann die Herzen günstiger gestimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zusammen geführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: — da wäre es doch wunderbarlich, wenn sie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieses Licht, das da erschien in der Finsterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufstiegen von diesem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich schwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luise dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber fast kriegte sie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, sie zu beobachten, würde in ihren Augen ein süßes, seliges Träumen gelesen, gesehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen sei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergesslich ward Luise, und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: Aber Luise, was hast auch? keinen Kreuzer bist mehr werth, vergiffest Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdest ganz einfältig, das Gescheidtest warest ohnehin nie; so redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Ursache von Luizens Vergesslichkeit, denn in ihrer Geschichte, wie sie den Spendvogt bekam, kam Vergesslichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luizens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäste, welche am Abend vor demselben stark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke sagten: Wenn wir morgen

nur schönes Wetter haben, aber es wird kaum sein. — Allerdings machte der Himmel trübe Miene, und alle Regenzeichen waren so sichtlich da, daß man vergeblich gegen sie ein Auge zuzudrücken versuchte. Luise dachte weder an Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenschein, das kümmerte sie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geschlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgestanden aus Angst wegen Luizens Vergeßlichkeit, sie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte sie gesagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. Marei, sagte sie zu der Magd, geh mit, sonst läuft sie zum Bernthor statt zum andern, und wart' bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten aufs Brett oder vornen auf den Bod. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschöpft sein. — Der Regen kam bachweise vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschirt, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so Mancher als kam, sagte: Es regnet. Bei Jedem ging das Werweisen von Neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag oder am Abend das Wetter sich aufheitern werde? Luise allein hatte heute zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig, wenn sie reden wollte, mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an, und sagte gewöhnlich, das Wetter dünkte sie nicht so schlimm, und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön gepufter Herr an sie und sagte: es sei schön von ihr, daß sie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freue ihn

ihre Bekanntschaft zu machen, er hätte die Ehre Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dieß Wort Luise durchjuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Übung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeit-Subject in einer Amtsschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sogenanntes Subject war. Es schien Luise, als hätte sie solche Goldseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt gesehen, sie fand kaum den Muth zur Antwort, lispelte sie endlich noch einmal so leise, als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr schwer. Endlich, eine Stunde später, als angefangt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde geflücht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subject, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wischen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht bald wieder ändern, wären conservativer als viele Menschen. Das gute Subject weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte conservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es,

wenn man mit dem Kopf radical ist, ihn dreht, je nachdem von Oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben conservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anlässen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprengt ihm den Kasten, findet am Ende doch Jedes sein Plätzchen, und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet Jedes gern, und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schooße sitzt. Ja, wahrhaftige Töchter nehmen freiwillig schwächliche Freundinnen auf den Schooß, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht, wie eine Häringstonne; desto mehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde, und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. Sonderbar wohl stehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben! Was das für ein Binden und Biegen und Strecken ist, und ohne weibliche Nachhilfe läme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da, und was da alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

Am Ende geht es uns in diesem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungebuld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang: er scheint sich allmählich zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und

wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut, und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat: wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind? Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, steht gerunzelt aus, wie alte Zigeurnergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr so viel darauf, die sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krümmes gerade machen, Zerstücktes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notar gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott tausend Jahre wie ein Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zusammenfloßen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß Jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches beim Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respecttive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühstück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigrift würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer Schuld sind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinocerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinocerosse, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder 'raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr

Schnupstuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob Alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hindrendrin sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide thun und dessen Fraueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen, ein Glaslein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Fingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, Alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjecte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner unaussprechlichen Holdseligkeit, verbeugte sich, so schön er konnte, nahm Luise nicht bloß untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm, und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön, und was das für Gedanken gab! Aber nicht bloß das war schön, sondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht bloß nicht unter der Trause seines Regenschirms, sondern er gab sich wirklich Mühe, sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab, und welchen der Notar mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise ein Mal über das andere

denken mußte, die würde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angst und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen sammt dem Regenschirm, als ein wirklicher Engel. Zwischen der Kirche und dem Essen ist für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was mit einander machen, besonders wenn man früh aufgestanden und der unterdrückte Schlaf seine Rechte geltend macht, wie ein ungeflümler Unterthan. Ach, und es schien keine heiße Sonne, in welcher man spazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß sich zu helfen, man spielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Versteckens im ganzen Hause, man amüßte sich herrlich; absonderlich Luise, welche der Notar immer sorgfichst geleitete, sie schückte, die besten Verstecke zu finden wußte, und Alles so zart, so zart, daß Luise immerfort denken mußte: Ach, das ist Einer, das ist Einer!

Ach und das: Ach, das ist Einer, das ist Einer! mußte Luise selben Tages sich noch viel hundertmal wiederholen. So artig und so zart war noch nie Einer neben ihr geseßen, als der Notar, und noch nie hatte Einer so artig und so zart für alle ihre Bedürfnisse gesorgt. Luise konnte ihm gar nichts abschlagen, aß noch einmal so viel, als sie sonst pflegte, und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maß. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß Luises Stimme sich kräftigte, so daß der Notar sie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verstand. Nun erst ging die Seligkeit an, d. h. Gespräche, sinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundsätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luise nie gesehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freisinnig-feurig, und so freisinnig-feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erst sei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion sei das Höchste, aber ganz freisinnig müsse sie sein; wenn sie nicht freisinnig sei, so sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren, und jetzt

wolle man die Menschen glücklich machen und nicht bloß Einige, sondern Alle, Alle. Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! so rief der Notar begeistert, und Luise wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß theilen sollte, homöopathischen Küßen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem Tausend-Millionstel-Theilchen-Kuß und seufzte: Ach, welch herrlicher Mensch, für eine bessere Welt geboren! Und als es erst ans Tanzen ging, wie war es da Luise? Es war ihr, wenn sie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen, wie ein Engel, der in seliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungeört konnte Luise zu ihm aufsehen, ungeört trinken die Wonne seines Unblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen, wie der Boden weiche und sie auf Fittigen leise schwebten zu den Sternen empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber Alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne ins Teufelskamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren, und das ist manchmal das Schönste von Allem, der Punkt auf dem I. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach, wo es so heimelig war, wo das Gemüth sich entfalten konnte, so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und un gesehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war so

recht, wie es sein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung; diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebebedürftig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder“ und „laßt die Fahnen wehen“, das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlach- tensüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pause machen mußte, so brach der Muth in Prosa aus, und absonderlich der Notar erzählte von seinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte, und wie er sich lieber zu Kraut und Rüben verhasen, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter, oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäume; so könne man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auflies, daß sie ausrief einmal über das andere: O nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh! Sie sah ihren schönen Notar schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Oesterreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verslog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luise, wie er das Vaterland liebe, was er schon Alles für dasselbe gethan und noch thun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen

werde, er zähle fest darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. Ach, welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen! seufzte Luise. Sie ist häufiger, als man glaubt, sagte der Notar. Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich Viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im Allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, so darf man doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden. Ach, wie edel! sagte Luise, fast wird das nicht mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit. Man kann nicht wissen, sagte der Notar, aber es ist nicht Alles, wie es sein sollte; es steht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte, was ich, für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich selbst durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich schon finden. Ach, wie bescheiden, sagte Luise, wenn doch Alle so wären! Da standen sie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luizens Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgesprochen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrak, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr im Halse stecken, und ehe sie wußte, wie es geschah, war der Notar verschwunden, und sie stand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luise.

Tage vergehen, aber sie hinterlassen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, sondern ein eigenes Leben erhalten, wachsen und, als Frucht, ein neues eigenthümliches Dasein bilden. Luise schwelgte die ersten Tage in der Rückerinnerung.

Wie oft des Tages sie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erschien, wissen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem bestimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, so strebt es darüber hinaus, es nimmt ihn's Wunder, wie es jenseits desselben aussehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luise's Natur. Als sie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, so gleichsam das Gitter hinter dem Paradiese, nahm es sie Wunder, was hinter dem Gitter stehe, d. h. was geschehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luise das Gitter nur ganz wenig, ganz leise auf, daß kaum das Näschchen durchmochte, setzte schüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieser Anfang einmal gemacht ist, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen accurat, wie Mahomet seinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn sie sich unterstünden, Bilder zu machen. Diese Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notarien oder selbst bloßen Subjecten, machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise war ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken, und wenn

sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schide sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht, der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen, und zwar ganz solide, mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als acht Tage hatten sie sich in der Hauptstadt aufgehalten, wo Friß, der Spikbube, vornehme Bekanntschaften hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subject bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die junge Frau Fische baden und Mehlsuppen machen könnte. Es seien gar scharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie schalkhaft und sagte: Luise, nimm dich in Acht, der sagt dir nicht Herr, der will oben aus,

macht Ansprüche. Mein Friß, der Spizbube, sagt, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube, dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf diese Weise am Besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundsätzen, der Notar, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne. So speis'te Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, so kriegte Friß, der Spizbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subject Präsident, oder noch mehr, und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notar vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notar im Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luisen Alles in Allem sein! Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notar zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr sie dieß für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mittheilen konnte; der Frau Spendbögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luizens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader, so doch schröpfen lasse. Die Spitalbögtin mißrieth dieß sehr. Sie sagte, ein Fall, wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschröpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte sie ja tödten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, Luise habe die Auszehrung, oder gar die galoppirende Bleichsucht. Da wäre nichts besser als ab Bocksbart zu trinken. Möchte

nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart eir absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht bloß Kaffee trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffeln, kurz so was Währschafes, Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen, und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht, warum nicht auch das Hirn schwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Consultationen von vornen anfangen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise einstweilen mit Schröpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu statten, sonst hätte sich an ihr das Sprichwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber sie wußte allein, wo es ihr fehlte; aber wie helfen, das wußte sie nicht, und doch trieb sie der Instinct der Selbsterhaltung, Heilmittel zu suchen. Dieser Instinct geht zuweilen über alle Doctoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das schärfste verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von männiglich weicht die Krankheit, und gesund wird der Mensch. Solcher Instinct stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Krisis naht, das Leben des Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, gesagt hätte: Marei, willst mir einen Gefallen thun, aber versprechen, keinem Sterbens-

Menschen was davon zu sagen? Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht, ja freilich, antwortete Marei. — Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht, stotterte Luise. — Pah, sagte Marei, thut nicht dumm und scheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon Alles gehört habe, Ihr machtet nicht so lange Flausen. — Aber willst es dann Niemanden sagen? fragte Luise. Ei nun so dann: wann du diesen Morgen in die Meßg gehst, so geh doch zum Notar Stöckli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus, und sage ihm, ich lasse meine Complimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften, wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen. — Das kann ich machen, sagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit Dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht! Er lasse sein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen, brachte Marei zurück. Er hat mich gefragt, was er machen solle. Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt; was habe ich anders sollen? erörterte Marei unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und roth, und Marei mußte brummend sich schieben. Beim Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin Angst wurde. Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen, sagte sie, wenn ich ihnen nicht die Partie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu gethan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schröpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörst, gehe und sage dem Doctor Habicht: ich lasse das

Compliment vermelden, und morgen solle er kommen, wenn er könne. Louise protestirte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend u. s. w. Die Tante bezugte das Gegentheil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise lakangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Partie Boston, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zusamney und frage barsch: Was wollt Ihr hier? Nun, diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die Andern saßen sicher bereits hinter dem Spieltische, denn schon hatte es Ein Uhr geschlagen. Die Spendvöglin wußte, welches scharfe Gericht von Vorwürfen über solch unerantwortliche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notars und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte, und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweicentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Thüre, und ein schönes Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach, und leibhaftig stand Notar Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? Nein, hauchte Luise, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: Ihr seht, ich bin krank! Mit schönen Redensarten drückte der Notar sein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden. Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe, hauchte Luise und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich

gedacht, ich könnte Sie fragen, Sie wüßten es am Besten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Jemanden sonst. Tante soll Nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist. Erschöpft schwieg Luise, und dienstfertig, nachdem er noch einmal sein Bedauern, daß sie so unwohl sei, und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen, und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein. Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponiren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am Besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, und sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, daß, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am Besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: Ach, wie gut Ihr doch seid; aber diese Mühe darf ich Euch nicht machen! Ei warum nicht? sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur

so oberflächlich hingeworfen. Jetzt muß ein Haupterbe sein, mahnte Herr Stößli. Tante Spendböglin, sagte Luise. Und jetzt allfällige Vergabungen. Julie, meiner Freundin, mein Haus, stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir nicht von Vermögen gesagt. Meinem Küher den Berg. Wie heißt der Berg? fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auslebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen, nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müsse sich immer in Acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch könnten fatale Geschichten entstehen. Die Tante weiß, was ich habe, antwortete Luise. Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: So so! Wir wollen hoffen, das Alles sei nicht nöthig, Jungfer Luise erhole sich wieder, setzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn sie wolle, sagte er, so wolle er ihr den Entwurf da lassen; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm später dictiren. Wenn es Jungfer Luise gelegen sei, daß er wiederkomme? Luise bestimmte den Tag; am selben war die Tante bei der Sackelmeisterin, und sie dankte herzlich Herrn Stößli für seine Gefälligkeit, stand auf, wie sehr er auch bat, doch ja sich zu schonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettstreit, welcher sie um Vieles näher brachte, stattfand, wie weit die Höflichkeit gehen solle. So rosig und süß im Gemüthe war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesehen, ganz freundlich und herzlich, und wollte wieder kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte sehr ernsthafte Mienen, war zerstreut, rechnete zu

Hause allerlei, sein Subject wußte nicht was, schüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu sehen sonst nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war und er Luise besuchen konnte. Er fand sie viel besser, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, schien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute sichtlich Herrn Stößli, gut wußte er seine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, schob selbst das Berathen des Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüber rauschte wie im Himmel. Das nächste Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man schon ganz heimelig, aber Luise hustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger, und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Wit, und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht bloß so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herrn Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luizens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Loos

mit mir theilt. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen lernte, mein unglücklichster werden?! Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wuschte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wuschte sich nicht bloß die Augen, sondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken und im Ungewissen, was das bedeuten solle; er tröstete, er drückte, er schlang den Arm um sie, so zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luise fort und zwar immer erbärmlicher, daß es fast krampfhaft wurde und sie nach Luft schnappen mußte.

Endlich kam sie zu Worten und schluchzte, sie sei ein armer Tropf. Niemand liebe sie ihretwegen, sondern bloß, wenn man meine, sie hätte Geld. Sie wisse wohl, sie sei nicht hübsch, nicht jung, sie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es so wohl mit den Menschen. Das thue ihr so weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand sie selbst liebe. Das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so wehe thue. Da wuschte Herr Notar Stößli noch einmal so kräftig und heftig seine Augen und sagte: solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen, und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erst jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; diese liebe er, mit diejer wolle er durchs Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste ums Vaterland. Ihr vertrauend sein hohes Streben, wisse er, sie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufschließen die Falten seines Herzens und werde von ihr verstanden werden. Nein, solchen Verdacht solle sie nicht haben, es sei schrecklich; er versichere sie, so gewiß er Notar sei, ans Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, sie hätte es nicht. Er hätte Verdienst und Aussichten, welche ihn gar nicht aufs Geld sehen ließen, er könne eine Frau

ernähren standesgemäß und Kinder erziehen. Aber, und wenn ich kein Geld hätte? fragte Luise kleinlaut. O bitte, bitte, kein Wort mehr, sagte Herr Stößli, es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Aristokraten, wir fragen nach Geist, nicht nach Geld, darum sind wir auch die Herren der Zeit; denn der Geist ist es, der die Welt überwindet! rief er pathetisch aus. Da that sich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendbögtin trat herein mit zornigem Gesicht und sagte: So! Wer seid Ihr, und was habt Ihr da zu thun? — Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. Verzeiht, Frau Spendbögtin, sagte er, es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. — Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid Ihr? wiederholte die Spendbögtin. — Bitte um Vergebung, Frau Spendbögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Bureau hinter dem Waschhaus hat. — Was hat der da zu thun? fragte Frau Spendbögtin. — Verzeiht, Frau Spendbögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendbögtin ihre Einwilligung giebt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen. — Seid Ihr ein Narr, oder meint Ihr, ich sei einer, oder seid Ihr gar ein Komödiant? Ins Haus zu fallen, wie der Teufel durchs Ramin, und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? Ist das die neue Mode, der Zeitgeist? eiferte die Tante. — Tante! Tante! sagte endlich Luise, es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie. — Ja, sagte Herr Stößli, und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise, und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war um ihre Hand anzuhalten,

und habe so viel Hoffnung, wenn Luise's zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird. — Warum nicht gar heirathen! fuhr Tante auf, und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche siebenmal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wolle, heirathen! — Tante, sagte Luise, erst gestern sagtest du, es hätte mir auffallend gebessert. — Frau Spendbögtin, sagte Herr Stößli, der Verdacht witterte, Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, ist Jungfer Luise majorenn. — Ihr seid ein dummer Mensch! Meint Ihr, ich wolle Einsprache machen? Ich rede ja Euretwegen. Was wollt Ihr mit so einer kranken, vergeßlichen Frau, und was soll Luise mit einem Mann, wo nicht viel Aeres sein muß, weil er keine Andere bekommt, hier einschleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt sein muß, so erzwängt's, aber ich will nicht geplagt sein, mich laßt in Ruhe. — O Frau Spendbögtin, sagte Herr Stößli, wenn ich Jungfer Luise habe, so frage ich Niemanden andern was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu sorgen, daß sie Niemand weiter zu plagen braucht. — Selb ist eben noch zu untersuchen, sagte Frau Spendbögtin. Da legte sich Luise zwischen die Hadernden, besänftigte die Tante, welche hauptsächlich das Unerwartete in Harnisch gebracht hatte, daß sie endlich zum Bescheid kam, man wolle sehen, in einigen Tagen könne er den Bescheid holen. Herr Stößli ließ sich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man sein Geheimniß bewahren möchte. Der Mensch hatte sehr Angst, es könnte ihm Etwas dazwischen kommen, und der Frau Spendbögtin traute er am allerwenigsten, er wußte wohl, warum, sollte sie doch die Haupte-rbin sein. Er war daher schon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn sie hatte nichts Böses von ihm vernommen. Er sei arbeitsam, hieß es, weniger ausschweifend als Andere, werde seinen Weg

machen. Dagegen war Luise wieder schwächerer, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

Desto feuriger und pressirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt selig sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen, aber so hätte er doch nie gethan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel; sie dachte, wenn dies neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luizens Kränklichkeit, und gut Ding wolle Weise haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünscht, glüht vor Glut und Freude, und doch zittert und bebzt und die Hand nicht darnach auszustrecken wagt. Aber Notar Stöckli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe, und daß es Luizens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmels Gewalt; entweder, oder! Entweder Luise, oder sterben! Wir fragen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen, und noch dazu eines so schönen und gutgefinnten, wie Herr Notar Stöckli war! Sie sagte ja! und im lodernen Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Bittern und Beben, sie war glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stöckli selbst, bis in die Ellbogen schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen, zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zulässig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben

Tags an den Arm genommen, und der Pfarrer hätte ihn copuliren müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst, es zu verlieren, sagte er; das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja, sagte Frau Spendvögtin, sie begreife es, ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen, wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu bestellen, und dreimal brauche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkünden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimathsgemeinde besorgen; der Notar sorgte für Dispensation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stand, und für was sie sorgen sollte. Was der Narr eigentlich an Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen, das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirath großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an, und so lange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr, oder hineingesprengt worden. Die Sage geht, am selben Sonntag, an welchem Luise aufgeboden worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: He nun so denn, wenn Die noch Einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine Andere als Die. Ich muß frisch dran hin, helf', was helfen mag! Aber wissen möchte ich, was Die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut.

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an. Was zum † . . . kommt dich an, was siehst du an diesem vermilbeten Käzlein? Bist verhext worden? und wie es Fragen dieser Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnißch. Jeder hätte seinen eigenen Geschmack, jagte er, und gerade Die gefalle ihm und keine Andere, sie sei häuslich und arbeitsam, und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidnen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren, an jeder Partie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmend, und wenn sie Aufschluß beehrten: Aber, Luise, sag doch um Gotteswillen, wie hat das sich gemacht? was brachte euch zusammen? was sagte er, und was sagtest du? — so gaben Luizens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, jagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. — Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte Manche, welche diese Antwort vernahm, so wollte sie noch heute anfangen, sich zu schämen, und zwar bis ins blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn Zwei zusammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, oder kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß, wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebesfeld steht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umsonst, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendbögtin zur Hochzeit führte, — denn sie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, — waren

sie alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein Ein und Alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man sie ansah, erst jetzt sah man, daß ihr Gesicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht so üble. Raßen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luise war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe sie die Kunst lernte. Hörte man sie reden, so war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erstaunte, sondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und sonst nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man sagt immer, Lebloses könne den Menschen nicht beleben, sondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notar Stöpli, welcher Luise belebt hatte. Hatte er nicht Ursache, stolz zu sein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke stand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, sie hatten ein sehr gut Mittagessen, bekamen eine billige Beche, und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derselbe ein braver Herr gewesen und allen Leuten lieb, und so ein Lustiger! Gspäpstein habe Keiner gewußt wie er; wie sie Alle so sein sollten, aber nicht mehr so seien, absonderlich jetzt. Der Tag verrann, sie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Gesellschaft gewesen wäre, wo es so oft geschieht, daß, je größer die Gesellschaft ist, desto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stöpli keine anständige Behausung herstellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibstube gehabt und Kost und Logis in einem Wirthshause, — so hatte Tante Spendvögtin, zum heillosen Aerger der Verwandten, dem

jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für ein-
weilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt.
Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen,
in welchen Jeder, der diese Schrift versteht, lesen konnte:
Ja gessel, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich
nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt
glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört, und
Herr Stößli besuchte sein Bureau nicht, sondern war ebenfalls
daheim. Als sie am folgenden Morgen gefrühstückt in aller
Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Partie in ihre Appar-
tements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häu-
sfern, namentlich in den englischen, Sitte ist, die Frau Spend-
vögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagmahl abzu-
rathen, und welches Kraut am nöthigsten zu brauchen sei,
das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas auf-
zuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu thun, sagte
Herr Stößli, der das Bureau aufgeschlossen hatte und
Schubfächer musterte: Upropos, Fraueeli, Schätzeli, was ich
dich fragen wollte, wo hast den Entwurf? Du weißt wohl,
hätte heute Zeit, die Hausbücher in Ordnung zu bringen. —
Poß Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel,
Luise hatte schon lange davor gehebt, jedoch den Gedanken
daran bestmöglichst in den Hintergrund geschoben, sich immer
damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld
und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menschen,
er habe eine zu edle Seele und sei viel zu hoch gesinnt, er
habe es ja selbst gesagt. Als aber jetzt die Frage so plötzlich
kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie
nicht erstarrt gewesen wäre und zwar auffallend für so kurze
Zeit. O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß
nicht, wo ich ihn habe, und ein Testament ist ja nicht mehr
nöthig. Das wohl, sagte Notar Stößli. Es ist mir nur
um eine Uebersicht zu haben, du kannst mir's ja aus dem
Kopfe angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt

schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig, und das Rechnungsgeld wird ihm nicht pressiren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, sitz, Schatzeli, und gieb mir an, was du weißt. — Aber Stößeli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, so siehst du dann, was es ist. — Du guts Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effecten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viel Mühe sömmert der Küher auf dem Berge, oder wintert er sogar noch auf demselben? Da nahm sich Luise zusammen; einmal müsse es doch sein, dachte sie.

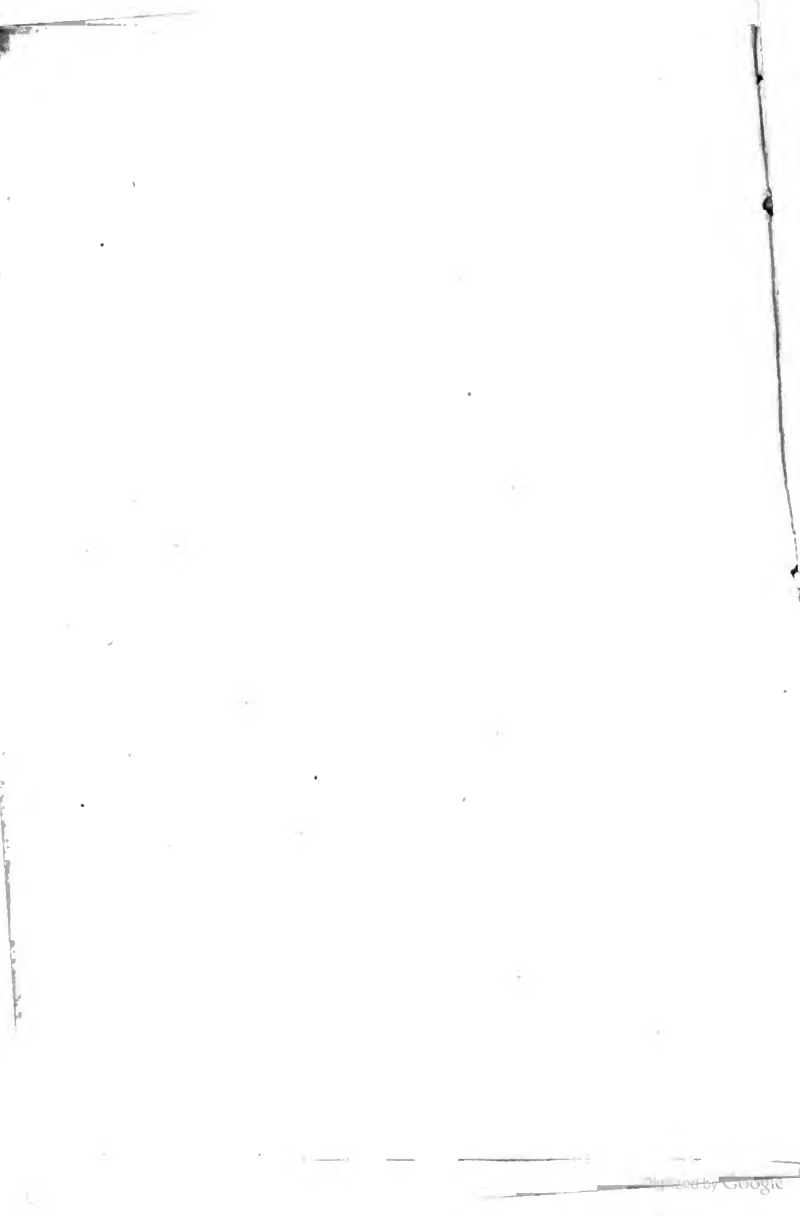
Ich habe weder Haus noch Berg, sagte sie. Wa — was? stotterte Notar Stößli. Das wird nicht sein, hast es mir ja selbst gesagt! Ja, sagte Luise, aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament thun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, aber dann kam immer Etwas dazwischen, und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen, und so vergaß ich es auch. — Was vergessen, meinst, solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast du mich, hineingesprengt! schrie Stößli, der Notar. Da kam es dir, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. — Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht böß, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei, und daß du mich nicht wegem Geld nähmest. Jetzt

sei doch auch nicht böse, du hast einen schönen Verdienst, ich habe nicht Nichts, und Tante Spendvögtin ist ja so gut! — Also hineingesprengt hast du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch lass' ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland, schrie Stößli, der Vaterlandsfreund. — Das ist wahr, lieb warst du mir, und zu sterben glaubte ich, schluchzte Luise. Es war mir, wenn ich dich nur sehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen! Sieh, ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht reuig werden, sollst glücklich sein. — Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Pest! schrie Stößli; bin blamirt für mein Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel, und von wem! — Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöse und sagte: Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er sein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh es einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht.

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. Du abscheulich Mädchen — du, was stellst du an? Wie konnte dir das in Sinn kommen? Schämtest dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so veressen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan; aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressiren nicht begreifen; aber gedacht wird er

haben, er wolle dich sichern, ehe der Tod oder sonst Jemand dich ihm wegschnappe. So, und mich ums Haupterb bringen wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen? — So redete die Spendvögtin, und die Andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden“ des Herrn Stößli. — Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z' Best reden, jagte die Fran Spendvögtin. Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Ruckflug. Aber z' Sach ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so böß ist es eigentlich nicht gegangen. — Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Recommendation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heirathen wollen um zu erben oder doch ums Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie, wie selten Eine, wie es scheine viel gesunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Credit. Luise werde Alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und sie wolle auch ein Einsehen thun. Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu capituliren und zwar nicht unter gar erschwerenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch, daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der

Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser, als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmählich ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre; daß Luise, wenn sie fragt: Bin ich dir auch lieb? immer zur Antwort erhält: Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!



Die Geschichte
des
Diethelm von Buchenberg.

Von
Berthold Auerbach.

Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, Bd. 3.
Mannheim, Bassermann. 1853.

Berthold Auerbach's gesammelte Schriften, 5. Bd. Stuttgart
und Augsburg. F. G. Cotta'scher Verlag. 1858.

Berthold Auerbach, geboren zu Nordstetten auf dem Schwarzwalde den 28. Februar 1812, jüdischer Abkunft und zum Rabbiner bestimmt, besuchte die Schule in Hechingen, dann die Gymnasien in Karlsruhe und Stuttgart, studirte 1832—1835 in Tübingen, (wo er in die Untersuchung gegen die Burschenschaft verwickelt wurde), München und Heidelberg; nach Vollendung seiner akademischen Studien widmete er sich ganz der Literatur; nahm seinen Wohnsitz abwechselnd an verschiedenen Orten Deutschlands, neuerdings in Berlin.

Wir haben hier weder die reiche literarische Thätigkeit Auerbach's zu schildern, noch die Stellung zu bezeichnen, welche die Dorfgeschichte hauptsächlich durch sein Verdienst in unserer Dichtung eingenommen hat. Auch ist die ergreifende Erzählung, die wir ausgewählt haben, ohne jeden Commentar ihrer Wirkung gewiß. Daß wir aber gerade ihr vor so vielen den Vorzug gegeben haben, geschah aus dem Grunde, weil sie besonders glücklich zwei Gefahren, die im Charakter der Gattung liegen, theils schon durch ihr Thema, nicht minder aber durch die meisterhafte Behandlung entgangen ist.

Im fünften Buch seines „Münchhausen“ sagt der Vater der Dorfgeschichten über den Charakter der Bauern: „Der Bauer ist zwar viel im Freien, aber nichts weniger als ein Naturmensch. Er hängt so sehr von Convenienz, Herkommen, Standesbegriffen und Standesvorurtheilen ab, wie nur die höchste Classe der Gesellschaft. Im Mittelstande allein gilt die Freiheit des Individuums, in diesem Stande fließt einzig der Strom der Selbstbestimmung nach Charakter, Talent, Laune und Willkür. Der Bauer denkt, handelt, empfindet standesmäßig und hergebrachter Weise.“

Dieses Ueberwiegen eines einförmigen, unverbrüchlichen Herkommens bringt es mit sich, daß der Dichter, wenn er den Kreis der Hauptereignisse eines so eingeschränkten Lebens durchlaufen und die typischen Grundzüge nach ihren localen Besonderheiten geschildert hat, seinen Stoff unerwartet schnell erschöpft sieht. Da er dem Boden, der so gleichgeartete Charaktere trägt, wie die Halme eines Kornfeldes, zwischen denen Blumen und

Unkraut wuchern, nichts Neues mehr abzugewinnen weiß, wird er entweder sich wiederholen und ewig dieselben Heirathsgeschichten mit kleinen Veränderungen aufstischen, oder er fühlt sich versucht, fremde Culturpflanzen einzuführen, unbillig gesprochen: Stimmungen, Gefühle, Conflict und Anschauungen aus anderen Kreisen in die bäuerlichen einzuschwärzen. Er lockert, ohne es selbst zu merken, die traditionelle Gebundenheit seiner Charaktere, die ihm selbst unheimlich wird, und indem er die Culturbedingungen, die das bäuerliche Leben einengen, gleichsam nur als das äußere Gewand bestehen läßt, da es doch nirgends so wahr wie hier ist, daß Kleider Leute machen, stattet er seine Figuren mit all jener Freiheit aus, zu der die Menschen nur durch überlegene Bildung und Kenntniß der Welt gelangen können.

Diethelm von Buchenberg dagegen ist zugleich ein treues Culturbild im strengsten Sinne der Dorfgeschichte und ein Charakterbild von einer Schärfe und Feinheit, einem Reichthum individueller Züge, wie wir wenig Aehnliches aus höheren Kreisen der Gesellschaft besitzen. Wäre es dem Dichter möglich gewesen, neben die tiefen Schatten auch eine lichtere Gestalt zu stellen, ohne die Einheit seiner Composition zu gefährden, so würde man in diesem Werk gleichsam einen Kanon aller Dorf-novellistik haben, welcher für Höhen und Tiefen und die behagliche Mitte dieser ländlichen Welt den überall zutreffenden Maßstab gäbe. Denn auch die Fäden, die zu andern bürgerlichen Zuständen hinüberleiten, sind kunstreich eingewoben, und somit das Gefühl der Grenzen deutlich wahr erhalten. In der Darstellung aber waltet ein so kräftiges Gleichmaß, eben so entfernt von tendenziöser Rhetorik wie von allzu niederländischer Breite, daß auch in dieser Hinsicht unsere Novelle als ein wahres Muster ihrer Gattung bezeichnet werden darf.

erz. - ...
 ...
 ...

Erstes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühl, und mitten durch das auf und abwogende Menschengebränge bewegte sich, von zwei fetten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf dessen niedergelassener Halbtutsche ein breitschulteriger Mann saß. Der breittrempige schwarze Hut mit handhoher Silberschnalle im Sammtbände, der fragenlose, einreihige schwarze Sammtrock mit den nahe zusammengedrückten flachen silbernen Knöpfen, die rothe Scharlachweste mit den kugelförmigen silbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländischen Bauern. Er hielt mit beiden Händen die Pferde straff im Zügel, die Peitsche steckte neben ihm, und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'schaut! oder das einfache Hoho! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem messingbeschlagenen Riemenzeug so stolz, als wüßten sie, welch ein Aussehen sie erregten. Neben dem Manne saß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländischer Tracht, die sich aber mehr im Schnitt als im Stoff zeigte, denn der braune Spenzer und die schwarze Schürze waren von Seide, nur die Haube war noch in der landesüblichen Weise, und aus den schwarzen, am Kinn geknüpften Bändern sah ein blaßes längliches Gesicht mit dunkeln Augen.

Die Leute im Gedränge gafften alle nach dem Gefährte und den überaus stattlichen Insassen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn

angerufen werden, und bald da bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen standen jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn stille. Oftmals auch grüßte dieser einen Bekannten und rief ihm zu: Weißt schon, im Hirsch. In dem Marktgewühl stachen besonders die Schäfer hervor in ihren weißen, rothausgeschlagenen und mit rothen Fennähten versehenen Zwillichröcken, auf denen noch, über die rechte Schulter gelegt, schärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Messingringen prangte; ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn sie hatten sie an die vielgelenkige Kette angepoppelt. Ueber das hartlose runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: Wer ist das? worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: Das ist ja der Diethelm von Buchenberg, hieß es dann, der hat mehr Kronenthaler, als die zwei Gäul' ziehen können, und ein Anderer sagte wieder: Ich wollt', du und ich, wir hätten das mit einander im Vermögen, was der heut für Woll' und Schaf' einnimmt. Wenn der Diethelm da ist, geht der Markt erst an, sagte ein Dritter; die Engelländer warten Alle auf ihn, rief ein Vierter. Ein Mann, der mit mehreren anderen eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: Ich bin von Lezweiler, und der Diethelm ist auch von da gebürtig. Er hat einen grausam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren sind das lauter Krattenmacher (Korbmacher) und Bettelleut' gewesen, und der Diethelm hat sie hingestellt, daß sie capitelfest sind. So ein Mann in der Freundschaft, und sie ist glücklich.

Der Fahrende stieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß sie auch hinhorche auf das, was man sage; die üble Nachrede im eigentlichen Sinn des Wortes schien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch Manche, die über die Ungebühr schimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menschengedränge zu fahren; Andere machten darob Witze, und einige gehobene Heldenseelen fluchten hinter dem Wagen

drein und schalten auf die Polizei, die so etwas dulde. Ein Brezelverkäufer, der seinen Kram auf einem langen Stock aufgereiht trug, sagte geradezu: es sei nichts schlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber strahlenden Antlitzes wie ein Triumphirender dahin, und endlich war man beim Wirthshaus zum Hirsch, das eine ganze Wagenburg umstellte, angelangt. Eine mächtige Glocke erschallte im Hausflur, die Frau Hirschwirthin, oder wie sie lieber genannt war, die Frau Postmeisterin, erschien selber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter,“ die als schlante, biegsame Gestalt auf dem Wagen stand, willkommen, half ihr absteigen und nahm ihr eine bunt gestickte Reisetasche ab. Der Hausknecht, der heute seinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhalkketten der Pferde löste, half ihm ein Schäfer dieselben aussträngen.

Ist Alles in Ordnung, Medard? fragte Diethelm den Schäfer, indem er sich neben die Pferde stellte; der Schäfer bejahte und eilte dem Mädchen nach und raunte ihm schnell zu:

Mein Munde (Raimund) ist auf Urlaub auch hier.

Das Mädchen erröthete und antwortete nichts, es band sich die Haube fester, indem es in das Wirthshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu seinem Herrn zurück und sagte, daß er schon beim Einfahren von einem Händler angehalten worden sei, wie theuer er verkaufe.

Wie ich dir gesagt habe, erwiderte Diethelm ruhig, siebzehn Gulden das Paar und keinen rothen Heller weniger. Sag nur, dein Herr sei der Diethelm, und der lass' nicht mit sich handeln. Wir nehmen unser Vieh wieder heim, es ist mir so lieb wie baar Geld.

Der Schäfer nickte, in seinem gerötheten Antlitz, daß von einem langen, zottigen Backenbarte eingefasst war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm streichelte die Kappen und lobte sie, daß

ihnen trotz des scharfen Fahrens kein Haar krumm geworden sei, er ließ sie deßhalb nicht sogleich nach dem Stalle bringen, sondern hielt sie noch auf, bis sich immer mehr Bekannte sammelten, die sein „Baronen-Fuhrwerk“ lobten und theils geradezu, theils auf Umwegen seinen Reichtum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgaul gelegt, er war im Stehen kleiner als er auf dem Wagen erschienen war, er maß kaum etwas mehr als sechszehn Faust, wie die Rappen, und war auch so wohlgenährt und breit wie sie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von schlechten Marktaussichten, das Ausgebot sei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis sehr drückten und überhaupt baar Geld knapp sei, da Alles auf Zeit kaufen wolle.

Dann verkauf' ich gar nicht und kauf' selber, erwiderte Diethelm und schlug sich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geschnallt hatte. Mehrere boten ihm nun sogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch ab, und als man ihn aufforderte, mit in die Stube zu gehen, schien er sich schwer von seinem Gefährten zu trennen und aus seinen Mienen sprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: So wie man geht und steht herumlaufen, das hat kein Ansehen, da ist man wie jeder Hergelaufene; ich wollt' ich könnt' mit meinen Rappen und meinem Kütschle in den Stuben herum fahren, da zeigt sich doch auch gleich, wer man ist. Es war ein seltsames Lächeln, mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall schickte. Die stattliche Kotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als sein Geleite betrachten, und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmaroger, deren ganzes Marktgeschäft im Erhaschen eines Freitrunkes bestand: bah! große Männer haben immer auch solche in ihrem Geleite, und Diethelm schritt an der Spitze seines Trosses breitspurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem schmutzigen Wochenbarte auf dem

listigen Gesichte, war ehemals selbst wohlhabend gewesen, hatte sich im Schafhandel „verspeculirt“ und war jetzt der gewandteste Unterhändler. Dieser wollte sich an die Seite Diethelm's drängen; er bot ihm eine Prise aus seiner großen birkenrindenen Dose und wollte ihm allerlei mittheilen, aber Diethelm vertröstete ihn mit herrischer Miene auf später und zog den Schultheiß von Rettinghausen, einen mehr ebenbürtigen Genossen, an sich, und so trat er in die Wirthsstube, wo jetzt im halben Morgen schon voller Mittag gehalten wurde; denn an langer Tafel und an Seitentischen saßen Männer und Frauen und erlabten sich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was sie nicht aufspeißten, wickelten sie in ein daneben gelegtes Papier und steckten es zu sich. Da und dort war auch der Tisch zu einer Rechentafel geworden, und mit Kreide wurde der Erlös zusammengerechnet, denn es war schon Mehreres verkauft. Mancher vollgestopfte Mund nickte Diethelm zu, und manche Hand legte die Gabel weg und streckte sich ihm entgegen.

Je später der Markt, je schöner die Leut', rief ein Weißkopf. Diethelm zu.

Kommst spät.

Bist alleine oder hast die Frau bei dir?

Ist das zimpfere Mädle dein' Fränz? (Franziska).

Solche und viele andere Anreden bestürmten Diethelm von allen Seiten, und manche Gabel deutete nach ihm, und mancher Kopf drehte sich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden und eine Weile war alle Aufmerksamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speisen einen ungeahnten Hunger, so gab dieses allgemeine Ansehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauche, was er befehle; aber die Wirthin, die eben durch die Stube ging, schnitt ihr das Wort ab und sagte:

Der Herr Diethelm sitzt in die Herrenstube, der Advocat Rothmann sind auch schon drüben und unterhalten sich mit der Fränz.

Die Fränz soll da herein kommen, entgegnete Diethelm und so laut, daß es Alle hören konnten, wenn der Advocat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen, ich lauf' ihm nicht nach, ich hab' Gottlob nichts mit ihm. Ich bleib' da unter Meinesgleichen.

Man sprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitwerber um die Abgeordnetenstelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab und stimmte selber in das Lob Rothmann's ein, der als „fadengrader“ Ehrenmann gepriesen und oft bei seinem Beinamen „der Schweizertell“ genannt wurde, denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenössischen Freischießen den Preis gewonnen, sondern stand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freistaate und war selber ein Charakter, als wäre er in der Republik aufgewachsen, schlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und seine hagere hohe Figur Alle überragte, ging ihm Diethelm zuerst entgegen und reichte ihm die Hand, worauf fast alle Anwesenden nach einander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam hastig, klopfte Diethelm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: man rede schon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle, und just heute ließe sich ein gutes Geschäft machen. Der Krebssteinbauer da hinten aus dem Lenninger Thal, der dort an der Ecke sitze, den müsse man zuerst einfangen; er mache die Andern kopfscheu und sprengte aus, der Diethelm thäte nur so als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß schon verkauft und stecke mit den Händlern unter Einer Decke, und man könne überhaupt nicht wissen, was der vorhabe; der Steinbauer werde aber schon einen geringeren Preis angeben, als wofür man ihm abgekauft habe, wenn er nur baar Geld kriege, dafür wolle er schon als Unterhändler sorgen.

Diethelm sah dem Keppenberger steif ins Gesicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke; schnell sagte er aber ganz laut:

Es ist nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter ist klemm, und ich brauch' Geld, ich hab's nicht in Säcken stehen, wie Ihr meint.

Alles widersprach und schalt zutraulich auf ihn, daß so ein Mann sage, er brauche Geld; man wisse ja, daß er Capitale ausstehen habe, mehr als seinen Schuldnern lieb sei.

Zweites Kapitel.

Diethelm ging lächelnd die Stube auf und ab, sein Kleinthun hatte mehr genützt als alle Prahlerei; er blieb bei dem Steinbauer stehen, gab ihm einen derben Schlag auf den Buckel und sagte:

Wie, Steinbauer, kennst mich noch?

Freilich, grüß Gott. Ich hab' nur warten wollen, bis ich gessen hab'.

Ruß ein bißle zusammen, ich will mich zu dir setzen. Fränz, da komm her.

Ist das die Tochter? fragte der Steinbauer, etwas verwirrt an die Seite rückend; er erinnerte sich nicht, daß er sich mit Diethelm duzte.

Wenn du nicht so altbacken wärst, könntest sie heirathen; entgegnete Diethelm. Der Krebssteinbauer grins'te nur gar seltsam und schwieg, er war überhaupt kein Freund vom vielen Reden und vorab beim Essen. Nur einmal wendete er sich um, und auf das Haupt Diethelm's deutend, sagte er: Auch grau geworden seit dem letzten Jahr.

Ja, der Esel kommt heraus, sagte Diethelm lachend, aber der Steinbauer ließ sich nicht zu der doch rechtmäßig erwarteten höflichen Entgegnung herbei; er aß ruhig weiter, als hätte er nichts gesagt und nichts gehört.

Diethelm kannte die hinterhältige und selbst mit Worten farge Weise dieses Mannes wohl, und doch klammerte er sich an ihn und that gar zutraulich. Der Steinbauer ließ sich das gefallen, aber mit einer Miene, in der die Worte lagen: Mein Geldbeutel ist fest zu, mir schwächt Keiner einen Kreuzer heraus, wenn ich nicht mag.

Als Diethelm sich einen Schoppen Bazgenwein bestellte, schaute der Steinbauer nur flüchtig nach ihm um, aber er sprach kein Wort der Verwunderung und des Lobes über die Sparsamkeit Diethelm's, und diesem erschien solch ein Benehmen noch saurer als der ungewohnte Halskraker. Diese in sich vermauerte Natur des Steinbauern, die über Thun und Lassen Anderer kein Wort verlor und selber that, was ihm gutdünkte, ohne umzuschauen, was man dazu denke oder sage, diese verschlossene Sicherheit, die ihr Benehmen nicht änderte und von hundert Augen bemerkt dieselbe blieb wie daheim auf dem einöddigen Hofe, — Alles das erkannte Diethelm als Gegensatz, und es reizte nothwendig sein herausforderndes Gebaren zum Kampfe. Er mochte aber den Steinbauern anzapfen, wie er wollte, höchstens ein Freilich, ein Jamohl oder ein kopfschüttelndes Verneinen war aus ihm heraus zu bringen. Als Diethelm fragte, ob er auf des Steinbauern Stimme zählen könne, wenn er sich um die Abgeordnetenstelle bewerbe, ließ sich der Steinbauer endlich zu den vielen Worten herbei: Ich wüß't nicht, warum nicht. Nun lachte Diethelm über das ausgeprenge Gerücht, daß er Landstand werden wolle; er denke nicht daran, bei diesen schlechten Zeiten könne man ein großes Anwesen nicht verlassen, da müsse man jede Stunde und jeden Kreuzer sparen, wenn man der rechte Mann bleiben wolle, es mögen andere Leute den Staat regieren, das gehe ihn nichts an.

Der Steinbauer wickelte gelassen das übrig gebliebene

Fleisch in ein Papier und steckte es zu sich, er hob und senkte nun mehrmals seine geschlossenen Lippen, sei es zum Nachkosten des Genossenen oder dem Gehörten beistimmend.

Diethelm setzte nun noch weiter auseinander, daß er sich nichts um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern möge, und das gilt jetzt wieder unter vielen Menschen, besonders aber bei den Bauern, als großer Ruhm. Als er aber darauf hinwies, daß er in seinem Hauswesen vielerlei zu sorgen habe, sagte der Schultheiß von Rettinghausen: Die Kläger haben kein' Noth und die Prähler kein Brod.

Der Steinbauer erhielt sich noch immer in seiner uner-schütterlichen Theilnahmlosigkeit, methodisch und langsam stopfte er seine Pfeife, schlug Feuer, öffnete den Deckel und verschloß den Zündschwamm und wollte nun aufstehen. Diethelm aber hielt ihn noch fest und fragte zuerst, ob er nicht seinen Hof verkaufen wolle, sein Schwager, der Schäufler David, suche einen so herrenmäßig gelegenen für einen Ausländer. Der Steinbauer sagte, daß er zwar nicht verkaufen wolle, aber wenn er ein rechtes Anbot bekäme, ließe sich davon reden. Nun hatte ihn Diethelm doch flüssiger, und indem er noch mehrmals von seinem Schwager, dem Schäufler David, und ihren gemeinsamen Geschäften sprach, kam er endlich ans Ziel, zu erklären, daß er allerdings Willens sei, wenn die fremden Händler nicht höher hinaufgehen, selber einzukaufen. Der Steinbauer, dem es ersichtlich Mühe machte, sein saures Dreinsehen aufzugeben, ward plötzlich freundlicher, nahm ohne Widerrede das Glas an, das ihm Diethelm einschenkte, und erklärte nun mit erstaunlicher Redseligkeit, wach einen Ausbund von Wolle und Schafen er habe, wie die alle so wolltreu seien, ein Haar dem andern gleiche und der Stapel vom besten Fluß und gleich rund sei, wie „viel Leib“ seine Schafe hätten, daß er aber doch um einen annehmbaren Preis Alles verkaufe, weil er kein Glück in der Schafhalterei habe. Er legte das Zeugniß seines Schultheißen vor, darin nach einem Formular beurkundet war, wo seine Schafe geweidet

und daß keine Krankheit dort und auch keine Kranken darunter waren, und schloß endlich: —

Neun und neunzig Schäfer hundert Betrüger, sagt man im Sprüchwort, und es ist noch mehr als wahr. Drum will ich nichts mehr davon.

Die Umstehenden stimmten auch in die Klagen über die Schäfer ein, und Jeder hatte zu erzählen, wie man seit des Erzpaters Jakob Zeiten, um ihrer sicher zu sein, ihnen einige Schafe als Eigenthum bei der Heerde halten muß, wie sie diese aber zu gewöhnen wissen, daß sie den anderen stets das beste Futter wegfressen, wie sie den Hund abrichten, daß er nie ein Schäferschaf beißt, wie sie immer die besten und schönsten Lämmer haben und den Mutterschafen ihre nichtsnutzigen unterschieben; kommt dann der Herr dazu, so heißt es, wie das auch bei der natürlichen Mutter sein kann: es will noch nicht recht annehmen. Allerlei Schelmenstreiche von Schäfern wurden erzählt, und das Gespräch schien sich fast ganz hierin zu verlieren, bis es Diethelm wieder auf den Handel brachte, aber er zuckte zusammen, als der Steinbauer, nachdem er das eingeschenkte Glas ausgetrunken hatte, ruhig sagte, er handle nur um baar Geld.

Bin ich dir nicht gut? fragte Diethelm trotzig.

Du bist mir gut, und daß du mir's bleibst, ist baar Geld das beste, sagte der Steinbauer und schob seine Tabakspfeife in den linken Mundwinkel, während er aus dem rechten den Rauch blies. Er sah dabei nochmal so listig aus.

Ist dir mein Schwager, der Schäufler David, auch nicht gut? fragte Diethelm.

Der Schäufler David? Freilich, der ist auch gut; wenn er sich verbürgt, kann ich bis Fastnacht mit dem Geld warten.

Diethelm hob hastig beide Achseln, wie wenn er etwas abschütteln müsse, dann lachte er laut und sagte:

Komm jetzt, wir wollen 'naus auf den Markt.

Der Steinbauer zog einen ledernen Geldbeutel, der dreifach verknüpft war, bezahlte, nahm seinen hohen Schwarzdornstod, der in der Ecke lehnte, und ging mit Diethelm.

Auf dem Schafmarkte stand in einer Doppelreihe Hurde an Hurde, darin die Schafe eng zusammengedrängt theils lagen, theils standen und wiederkauten. Alle aber waren lautlos, und das allezeit blöde Dreinsehen der Schafe hatte fast noch etwas Gesteigertes. Knaben mit flüssigem Zinnober in offenen Schüsseln liefen umher und gesellten sich zu Gruppen, wo mit lautem Geschrei und heftigen Geberden gehandelt wurde. Händler stiegen in die Hurden, zogen den Schafen die Augenlider auf und schauten nach den Zähnen, Andere bezeichneten mit einer in Zinnober eingetauchten Schablone die Eingekauten und zählten dabei; dort sprang eine Heerde lustig aus der geöffneten Hurde, sich in der wiedergewonnenen Freiheit überstürzend, überall war buntes lebendiges Treiben. Der Schäfer Medard kam Diethelm entgegen und sagte, daß er noch nicht verkauft, aber sichere Hoffnung habe. Nun einigte sich Diethelm schnell mit dem Steinbauer und kaufte ihm seine Zeithämmel (jährlinge) ab und nahm auch die Bracken dazu.

Er eilte mit dem Steinbauer in das Kaufhaus, ihnen voraus lief das Gerücht, daß Diethelm bereits Schafe eingekauft habe und auch für die Wolle die besten Preise bezahle. Diethelm war aber noch nicht zum Wolleinkauf entschlossen, er hatte diesen Gedanken nur so in leichtfertiger Prahlerei hingeworfen, um zu verdecken, wie sehr es ihn zum Verkaufen auf den Nägeln brenne; jetzt wurde ihm das Vorhaben immer genehmer, und mit seltsamem Blicke betrachtete er seinen Genossen mit dem mehr als mannsgroßen Stocke, mit dem schlichten Anzuge und der selbstzufriedenen Miene; der wünschte wohl nicht, wie er, mit Wagen und Pferd in den Stuben umherzufahren; wie weit zurück lag ihm jetzt die Zeit, wo auch er so stolz sein konnte, statt daß er jetzt, um sich nicht zu verrathen, stolz thun mußte.

Hast kein Fuhrwerk bei dir? fragte Diethelm, worauf der Steinbauer erwiderte:

Nein, ich bin noch gut zuweg, mit dem Fahren hat's Zeit, bis ich alt bin.

Im Kaufhause sah Diethelm, daß die verpflichteten Wollsezer seine Schepper (Wließe) gut aufgesetzt hatten, sie standen an guter Stelle, nicht zu hell und nicht zu dunkel; seine spanische und seine Bastardwolle durfte sich sehen lassen. Sein nächster Nachbar war der Steinbauer, der sich darüber beklagte, daß er einen schlechten Platz habe, gerade neben der Feuerspritze und dem großen Wasserfasse, die unter der Treppe standen. Diethelm stand mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig neben seiner Lammwolle, als hastigen Schrittes der Reppenberger kam. Alles Blut schoß Diethelm zu Kopfe, indem er gedachte, daß er vielleicht einst auch als Unterhändler hier sich tummeln, sich abweisen und ansfahren lassen müsse, während Alles jetzt seine Nähe suchte und um seine Freundschaft buhlte. Diethelm war entschlossen, mindestens vom Steinbauern noch die Wolle einzukaufen. Zwar hatte er die Bürgschaft des Schwagers zu leichtfertig versprochen, aber der Steinbauer muß ihm vor der Hand glauben, und dann will er noch heute all das Mitgebrachte und das Erkaufte in der Stille verfilbern, es sind dann drei Monate Zeit gewonnen, es gilt Luft auf und Luft zu zu machen, bis man den rechten Schick trifft, und der kann doch nicht ewig ausbleiben. Diethelm wurde auch hier schnell handelsseins mit dem Steinbauer, und als nun Andere sahen, daß dieser ihm das Seinige übergab, bestürmten sie ihn ebenfalls mit Anerbietungen. Er wehrte Anfangs ab, er wollte nicht weiter gehen. Aber vielleicht läßt sich gerade jetzt der rechte Schick machen, man darf ihn nicht aus der Hand lassen, mit so viel Waare läßt sich was Großes versuchen — die Hand Diethelm's wurde brennend von dem öfteren Handschlag, er wußte fast gar nicht mehr, wie viel er eingekauft hatte, und der Reppenberger brachte neue und immer bessere Gelegenheiten mit Zahlungsterminen

auf Ostern oder noch weiter hinaus. Wie berauscht ging Diethelm von Stapel zu Stapel und wiederum hinaus auf den Schafmarkt von Hurde zu Hurde; ihm war's, als hätte alles Besizthum der Welt gesagt: ich will dein sein, du mußt mich nehmen.

Das Lärmen und Rennen um ihn her, das ferne verworrene Brausen des städtischen Marktgewühls, aus dem bisweilen einzelne Accorde der Musik, die jetzt zum Tanze aufspielte, wie aus dem Stimmengedränge heraus schlüpfen, Alles das machte einen sinnverwirrenden Eindruck auf Diethelm; bald lächelte er Jedem, und sein Antlitz war hochgeröthet, bald wurde es schlaff und verdrossen, und alles Blut wich daraus zurück. Auf einem Wollfacke nicht weit von der großen Feuerspritze, die im Hofe stand, saß er mit entblößtem Haupte und gekreuzten Beinen, und sein Auge schaute hinein in die rothe Schreibtafel, in die er sich seine Einläufe nach Sorte u. s. w. eingezeichnet hatte, um ihn her lagen in verschiedenen Papieren Wollproben. Diethelm fuhr sich mit der Hand über das Haupt; und er meinte, er spüre es, wie ihm die Haare jetzt plötzlich grauer werden. Eben kam der Reppenberger wieder und brachte einen Mann, der eine überaus feine und haartreue Wolle habe, da sei jedes Härchen von unten bis oben gleich und Alles im Bliest gewaschen. Diethelm nebelte es vor den Augen, und er ersuchte den Reppenberger, vor Allem einen guten Trunk Wein herbeizuschaffen; er fühlte sich so matt, daß er auf keinem Beine mehr stehen konnte, und besonders in den Knien spürte er eine unerhörte Müdigkeit. Er gab den Umstehenden wenig Bescheid und starrte hinein in seine Schreibtafel und sprach mit den Lippen lautlos die Zahlen vor sich hin. Vom Hauptthurm der Stadtkirche bliesen eben die Stadtzinkenisten den althergebrachten Mittagschoral; sie standen eben auf der Westseite der Thurmgallerie, und diese Posaunen und Trompeten strömten ihre langgezogenen Töne gerade zu Häupten Diethelm's nieder. Er zuckte zusammen und schaute auf, als

hörte er die Posaune des jüngsten Gerichtes vom Himmel herab; er fuhr sich mit der breiten Hand langsam über das ganze Gesicht, dann schaute er hell auf, der Reppenberger rief ihm. Der herbeigebrachte Wein richtete ihn bald wieder auf, und nun galt es die begonnene Rolle muthig fortzusetzen. Die Stadtzinkenisten bliesen eben nach einer anderen Himmelsgegend, und die Klänge schwebten wie verloren über dem lauten Marktgewühle. Einmal sprach er eifrig und ganz allein mit einem fremden Händler, und es verbreitete sich rasch die Sage, daß er im Auftrage dieses, der noch gar nichts eingekauft hatte, die Händel abschliesse. Diethelm merkte bald, daß sein Auftreten dem Markt eine ganz andere Wendung gegeben hatte; es kamen schon Unterhändler, die sich im Auftrage Ungenannter nach dem Wiederverkaufe erkundigten. Eine Weile stockte er und gedachte mit mäßigem Gewinn darauf einzugehen, aber der Reppenberger hatte Recht: jetzt im hohen Verkehr, wo Alles im Trab geht, kann man nicht hufen und rückwärts fahren; wenn Alles vorbei ist, dann läßt sich ein guter Treffer machen, dann hat man die ganze Geschichte allein in der Hand, drum jetzt nur muthig vorwärts. Und immer neue Zahlen stellten sich in die Schreibtafel Diethelm's, er hatte schon dreimal die Schreibtafel in die Tasche gesteckt und die Hand darauf gelegt mit der Versicherung, daß er sie nicht mehr heraushue, und wenn er die Sachen halb geschenkt bekäme, er gehe nicht weiter ins Wasser, als er Boden habe; aber Alles schrie über seine Bescheidenheit, so ein Mann, wie er, könne dreimal den Markt auskaufen. Dieser Ruhm stachelte ihn immer wieder aufs Neue, denn er sah, wie seine prahlerische Bescheidenheit ihm immer mehr Vertrauen an den Hals warf. Der Gedanke, wie sehr er dieses Zutrauen täusche und vielleicht ganz betrüge, zuckte ihm wieder durch die Seele, aber jetzt fand er eine rasche Aushülfe: da ist der Steinbauer, der so heilig thut, wie ein frisch vom Himmel geflogener Engel, und ohne Widerrede giebt er einen geringeren Preis an, als er be-

kommt, und betrügt damit alle Anderen. Aller Handel und Wandel ist auf Lug und Trug gestellt, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger: und es kann ja wohl sein, es ist so viel als sicher, daß kein Mensch einen Heller verliert. — Die Leute zeigten einander, wie zuversichtlich und froh der Diethelm dreinsah, und beneideten ihn um den Haupttreffer, den er heute mache.

Drittes Kapitel.

Wieder lehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirthshaus zurück. Es waren nun wirklich seine Vasallen, denn ihn umgaben alle die, denen er abgelaufen hatte.

Unter dem Thore begegnete er seiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort seiner harrete; sie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie versprochen, einen Markttram zu kaufen. Diethelm sagte, er habe keine Zeit, und gab ihr zwei Kronenthaler, daß sie sich selber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor Allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerst allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei seiner Aussage, er verlangte ein Viertel des Kaufpreises als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterschrift des Schäufherdavid als Bürgen. Diethelm suchte das Ungerechte dieser Bedingungen, die gar nicht festgestellt waren, darzutun; der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei, selbst als Diethelm laut lachte und die Sache ins Scherzhafte ziehen wollte, blieb sein Widerpart ohne Theilnahme und war, was man so nennt, ein bestandener Bauer, der sich nicht so leicht aus seinem Schritt bringen ließ. Schnell in Zorn überspringend, schalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren Kaufpreis angegeben habe, um die

Anderen zu hintergehen. Der Steinbauer läugnete dies und behauptete, er habe zur Angabe Diethelm's nur geschwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr als lieb sei.

Was meinst? was? fragte Diethelm hastig.

Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld, und da bleibt ein Jeder wer er ist.

Hältst mich für ein Schuldenbäuerle? fragte Diethelm halbzornig.

Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauschen, wenn's drauf ankäm', aber weißt: zahlen mit baar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchst ja nur pfeifen, da hast's, und wenn ich mein Sach wieder an mich zieh', und das thu' ich, wenn du mich nicht baar bezahlst, ich ließ' es aber nicht dabei, ich müßt' vors Amt damit, so hart es mich ankommt.

Diethelm fühlte, was es heißt, sich in schwankender oder gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man sich so zu sagen übers Ohr hauen lassen und thun als ob nichts geschehen wäre, nur um Aufsehen und genauere Nachforschung zu vermeiden.

In einer Stunde hast all dein Geld, rief Diethelm den ungerecht Bedrängenden überbietend.

So recht, sagte der Steinbauer, wie viel Uhr ist jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt dich Gott und zürn' nicht.

Die Uebrigen, die den zähen Steinbauer so zufrieden davon gehen sahen, waren schnell befriedigt, und Diethelm drang selber drauf, daß sie wegen „Leben und Sterben“ eine Handschrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünschte Diethelm zu seinen guten Einkäufen und schloß eine eiserne Geldkiste, indem er sagte: Das sind Pfleggelder, Ihr seid ja selber Waisenspfleger und wißt, daß ich solches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgschaft verleihen darf. Diethelm ging um die Kiste herum wie die Raqe um einen Wursthäckler und

sah mit Schmerzen das alles verschließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advocaten und that als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewiesen war. Er versicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt sei, ihn aus der Abgeordnetenstelle verdrängen zu wollen; der Advocat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünsche, wenn er als Candidat der sich so nennenden Conservativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre sogenannte Möglichkeitspolitik versuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich sei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte sich eifrig in Darlegung seiner Gesinnungen, und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dies.

Offen und versteckt laufen überall und allzeit die verschiedensten Interessen durch einander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demselben; durch diesen ließ er nun ein gut Theil des Eingekauften unter der Hand zu baar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufscher, sondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch besser in seiner eigenen Heimath abgeliefert werde. Bis dieses Geschäft abgemacht war, wollte sich Diethelm verborgen halten, und dazu gab es kein besseres Versteck als den Tanzboden im Stern, wo eben die Musik aufspielte; dort würde ihn gewiß Niemand suchen, und dorthin sollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunsche Diethelm's, mit seinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutschiren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanzboden, wo sich eben in lärmender Pause die erhitzten Paare verließen, als Alles ehrerbietig vor ihm auswich, und da und dort hörte er seinen Namen pisporn. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und stolz darauf schienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu suchen vorgab; sogleich erboten sich mehrere Trinkgelds-Bedürftige,

den Reppenberger aufzusuchen. Diethelm hatte abzuwehren so gut er konnte, und glücklicherweise erlöste ihn ein junger modisch gekleideter Mann, der mit vielen Büdlingen auf ihn zu kam, sich als ältesten Sohn des Sternwirths vorstellte und Diethelm bat, in die Herrenstube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es selbst gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Diethelm betrachtete sich selbst, um zu erkunden, was denn an ihm sei, daß ihm Jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerst ehrerbietig war, die Treppe hinab, und als er eben die Klinke zur Herrenstube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Hausthüre sagen: komm nur. Diethelm drehte sich um, die Stimme war ihm bekannt, und der Soldat fuhr fort:

Tanz du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tausend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.

Ich weiß nicht, ob's recht ist, sagte eine Mädchenstimme, und halb gezogen erschien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

Soll ich euch aufspielen? rief Diethelm, sich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

Der Soldat faßte sich schnell wieder und grüßte Diethelm, dieser aber sagte:

Du bist's? wie kommst du daher, Munde?

Ich hab' Urlaub genommen, und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn seh'.

So? Willst eine Halbe trinken?

Freilich.

Seh, da hast Geld, trink eine, und Diethelm reichete mit diesen Worten dem über und über-erröthenden Soldaten einen Sechsbägnier. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben schien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, sollte er die Hand zum Faustschlag

ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides schien gleich mißlich, offene Feindseligkeit wie die beabsichtigte Demüthigung vor den Augen der Geliebten, es fand sich aber noch ein Ausweg, und lächelnd sagte der Soldat:

Dank' gehorsamst, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit Euch trink', vor der Hand hab' ich schon noch, um von meinem Geld ein Glas auf Euer Wohlsein zu trinken.

Mit einem Gemisch seltsamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und stand von dem Vorhaben ab, dem Burschen auf strenge Weise zu zeigen, an welchem Platz er gehöre; diese geschickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das gestand sich Diethelm, nicht aber, daß er sich in diesem Augenblicke selber zu sehr gedemüthigt fühlte, um die Unterwürfigkeit Anderer herauszufordern. Er sagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abschied zu und verschwand mit Fränz hinter der Thüre der Herrenstube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab, wie ein Wächtposten, und seine Gedanken gingen mit ihm hin und her: sollte er auch hinein in die Herrenstube und sich aufstischen lassen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es sind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm ist, nämlich: vor Allem und vor der Hand nichts thun — da macht man nichts gut und nichts böse und kann getrosten Muthes und ruhigen Gewissens die kommenden Ereignisse abwarten..

Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre Mäntel bereits lose zusammengerollt auf der Schulter

hängen. Das Marktgewühl brauſte und toſte in der Ferne, hier aber war Alles ſo ſtill wie auf einſamer Höhe, an deren Fuß ein wildbrauſchender Bach über Felſen brauſt; nur bisweilen hörte man das klagende Blölen eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt ins Ohr das Kennzeichen ſeines Eigenthums gab. Die alſo bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und ſahen traurig und dumpf nieder, als wüßten ſie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt ſind. Von einer Heerde führte ein Metzger eben einen Hammel weg, und das ſonſt ſo geduldige Thier war ſtörrig und mußte mehr gezogen und geſchoben werden, als daß es ging; es kümmerte ſich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blötte nur kläglich. Der Soldat ſchaute dem allem mit dumpfer Verwunderung zu; er war ſelber Schäfer geweſen, und doch war ihm alles das wieder neu und faſt ſeltſam. Er ſah die Hurde ſeines Bruders, des Schäfers Medard, den wir ſchon beim Ausſpannen geſehen haben, und ſchon von Ferne zerrte der ſalbe Hund an der Kette, die am Gurte ſeines Herrn befeſtigt war, und weckte dieſen aus ſtillem Niederschauen, ſo daß er aufblickend rief:

Haſt ſie gefunden?

Der Soldat nickte mit dem Kopfe, und erſt als er bei ſeinem Bruder war und den Hund geſtreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie ſie mit einander umhergeſchlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwiſchen kam und ihn ſo ſonderbar davon ſchickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm ſei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge: daheim habe der Meiſter ſo nöthlich gethan, wie wenn Alles bei ihm auf Spiz und Knopf ſtehe, und kaum auf den Markt gekommen, kaufe er wie beſeſſen ein und thue, wie wenn er fragen möchte, was koſtet das Schwabenländle da? Er habe die Hämmeſ verkauft und könne den Herrn nirgendſ finden, um

ihm das Geld zu geben. Ueberhaupt, erzählte er, sei der Meister seit fast einem Jahre zweierlei Menschen, bald streiche er einen wie mit Sammtpfoten, bald sei er ein borstiger Igel, bald lobe er Alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder besprachen sich noch lange über das seltsame Wesen des Meisters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß Diethelm vielleicht um so größer thue, je kleiner er geworden sei, und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, so lang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er selber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das: denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen solch einen Mann nur so was denken darf, worauf der Andere lächelnd erwiderte:

Büble, Büble, du wirst dein Lebtag nicht gescheidt, du glaubst den Leuten, was sie dir vormachen. Laß sehen, was du für Tubak hast, schloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte sie weiter; der Soldat sagte kein Wort dazu.

Es war ein seltsames Brüderpaar, das da bei einander saß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Munde's sein können, aber ähnlich sahen sich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes dürres Gesicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgesträubten röthlichen Augenbrauen Aehnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund aussah und Angesicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war; er hatte kohlschwarzes Haar und kleine, in fetten Augenlidern versteckte braune Augen, aus denen ein stilles, sanftes Gemüth sprach. Medard sah aus, als könnte er nie lachen, und Munde sah noch jetzt in seiner Betrübniß aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimath in seinem Gesichtsausdruck finden.

Medard war gerade um fünf und zwanzig Jahre älter als sein Bruder, und diese Beiden und noch eine Schwester, die dem alten Bruder in Buchenberg Haus hielt, waren von

neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde so verspätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünschungen das väterliche Haus und betrat sechs volle Jahre dessen Schwelle nicht mehr. Es war nicht Aerger wegen des Erbes — da war ja nichts zu theilen — aber Medard schämte und ärgerte sich über den nachgeborenen Sohn, daß er von seinen Eltern gar nichts mehr wissen wollte; er verdingte sich weit weg und kam erst nach sechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthause entlassen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erschlagen hatte, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das elterliche Haus zurückzukehren. Als er zum ersten Male wieder in des Vaters Stube trat — die Mutter war schon seit sechs Jahren gestorben und, wie der Vater sagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, die sie vor dem erwachsenen Sohne verbergen wollte — da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angethan hätte, er umklammerte gleich beim Eintreten seine Füße und Medard ließ den schon ziemlich großen Bengel oft Stunden lang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm wie närrisch umher, die ganze verhaltene Bruderliebe schien auf Einmal sich zu entsalten und eine Sühne für seine früher verübte Härte zu Tage zu fördern.

Diethelm that gerade um diese Zeit eine großartige Schäferei auf, und auf die Bitten des alten Schäferle und die Bitten seiner Frau nahm er den Medard in Dienst, der nun von Georgi bis Michaeli im freien Felde war und stets den Munde bei sich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gerne das Kind; er war mit Allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich Tabak hatte, um seine Holzpfeife in beständigem Brand zu erhalten. Medard versorgte ihn jetzt mit Tabak, während er sonst oft hatte dürre Nußblätter rauchen müssen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind

sterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg stehen. Stundenlang konnte er in das braune Nuttliß und in die dunkeln Augen des Knaben schauen und sich nur ärgern, daß dieser ihn gewiß nicht so lieb habe, wie er ihn, es wenigstens nicht darthun konnte; dann konnte er aber auch stundenlang vor sich hin lächeln über eine einfältige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den salben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eifersüchtig, denn der Knabe war mit dem Hunde so zutraulich und verschwendete an ihn so viel Liebe, die doch ihm gebührte. An Einer Sache hatte aber Medard stets seine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerst gelehrig in der Musik. Vielleicht ist es noch ein Ueberbleibsel aus den verflungenen Schalmeezeiten, daß die Schäfer in der Regel kunstfertige Pfeifer sind, und Medard war hierin noch ein besouderer Meister. Er verstand nicht nur den nothwendigen Signalpfiß, der dem Paßauf als Commando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerschöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweisen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde diese Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm stand und den Mund spitzte und hell-auf pfiß, umfaßte Medard mit beiden Händen seine Schäferschuppe und bohrte sie tief in den Boden vor Freude. Im Herbste lockte Medard andere Knaben zu sich aufs Feld, damit sie mit dem Munde spielten, denn dieser kam ihm manchmal so traurig und nachsinnend vor, so verlassen wie ein Schäfchen, das von der Heerde genommen ist, und das einsam in sich hinein jammert. Da dächte es dann Medard, als ob sein Munde über Alle herrsche, sie beugten sich ihm ungeheiß, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine schöne Prinzessin im diamantenen Palaste zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über diese Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort sei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch just nicht zu einem König;

und dann wollte sich Medard in seinen alten Tagen das Gnadenbrod bei ihm ausbitten und unter der Stallthür stehend glücklich sein, wenn sein Bruder in der Kutsche dahinfuhr oder auf einem schönen Apfelschimmel daherritt. Was läßt sich nicht alles ausdenken draußen bei den still weidenden Thieren! Medard erschien sich oft ganze Wochen wie verzaubert, Alles, was er that, kam ihm so vor, als wäre das nur für einstweilen, nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders; da kommt auf ein Mal ein groß Glück. Und manchmal konnte er es gar nicht fassen, daß der Munde noch so klein und jung sei und noch so lange zu wachsen habe, bis er ein großer Mann, mindestens ein reicher Graf sei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo sich Medard vor die Stirne schlug und sich selber auslachte über all die Narrentheien, die er im Kopfe herumtrage; er war dann froh, daß Niemand davon rufte, und schlug sich Alles aus dem Sinn; aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewisse Hoffnung des Unerwarteten nicht ertöden, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als Diethelm seine Fränz geboren wurde, hatte Medard dieser schon einen Ehemann bestimmt, lange bevor sie ein Wort sprechen konnte.

Munde war acht Jahre alt geworden. Es war im hohen Sommer, im Thale war abgeweidet, und der Pferch begann noch nicht, Medard hatte seinen sämmtlichen Schafen Schellen umgehängt, und es ging nun auf den Trieb ins hohe Waldgebirge. Das Schellengeläute währte unaufhörlich vom Morgen bis zum Abend, denn die Schafe auf der Weide fressen beständig im Gehen und stehen meist kaum so lange still, um das Gras auszuraufen; Medard war immer in wunderbarer Aufregung, und er dachte mit schweren Sinnen, daß dieses der letzte Sommer sei, wo er den Munde bei sich hatte; zu Ostern mußte dieser bei Strafe endlich in die Schule. Es ist vorher gegangen, es muß nachher auch

gehen, tröstete sich Medard, wenn er überlegte, wie er diese Trennung ertragen werde. An einem Mittag, an dem die Nebel nicht von Berg und Thal wichen, saß Medard am Waldrande, an dem ein schmaler Holzweg sich hinzog, und vor ihm, den jähen Berghang hinab, weideten die Schafe; Munde stand weiter unten, just in der Biegung des Weges, in einer Brombeerhecke und erlabte sich an der saftigen Frucht. Vom Walde oben vernahm man Hacken und Knacken der Holzhauer, und das Schellengeläute war so summend, daß Medard fast in Schlaf versinken wollte. Da hörte er über sich etwas poltern, er schaute rückwärts — hat sich ein Felsen aus seiner uralten Ruhe losgelöst? Da kommt es den Weg herab, ein in Schuß gerathener lediger zweirädriger Karren, Medard ist ganz erstarrt, er schaut auf und schaut hinab und ruft schnell: Munde, geh bei Seite, Munde, um Gottes Willen lug auf! Aber das Kind hörte nicht, und der Wagen ist schon so nahe; kommt er bei Munde an, stürzt er die Halbe hinab und zerschmettert das Kind, es ist kein Stein am Wege, nichts, womit man einhalten kann. All dies Schauen, Denken, Rufen, war das Werk eines Augenblickes, schon ist das zermalmende Rad nahe, Medard kann sich retten, aber das Kind! Schnell streckt Medard halb träumend, halb wissend, was er thut, den rechten Fuß weit vor, es knackt, der Karren steht still. . . Die Leute, denen der Karren entronnen war, kamen mit Geschrei hinterdrein, sie fanden Medard mit zerknicktem Fuße, leblos, sie warfen schnell das Holz ab und luden Medard auf den Karren und führten ihn nach dem Dorfe, wo er Monate lang eingeschindelt lag. Um so lustiger aber sprang Munde um ihn her, und das erquidte den Leidenden mehr, als all die guten Tränkchen, die der alte Schäfer bereitete, und als die sorgsame Abwartung der Meistersfrau. Medard war nicht so großmüthig, seinem Bruder nie zu sagen, was für ein Opfer er ihm gebracht. Das Kind verstand dessen Bedeutung noch nicht, und als er in spätern Jahren es erkannte, war die That eine längst

gewohnte, wenig beherzigte, wenn gleich Munde dem ältern Bruder mit kindlicher Hingebung zugethan war und es ihm nie in den Sinn kam, eine Einsprache dagegen zu erheben, daß ihn Medard stets „Büble“ hieß. Medard konnte, wenn auch mit einem lahmen Fuße, seinem Geschäfte nachgehen; die Ruhe, die es mit sich brachte, war ihm nun besonders genehm. Munde war in der Schule, und Medard blickte auf die Tage, da es ihm das Kind wie mit einem Zauber angethan hatte, mit verwundertem Lächeln zurück; und doch war etwas eingetroffen, und wer wußte, was noch daraus wird. Munde lebte im Hause Diethelm's wie das eigene Kind, und es war nicht anders zu vermuthen, als Diethelm würde dem Munde gern seine Fränz zur Frau geben, denn Diethelm war wegen seiner Gutherzigkeit berühmt, die er allerdings zunächst nur auf seine Freundschaft (Verwandtschaft) anwendete. Munde war und blieb eben der Schäferprinz, wie ihn Medard oft im Stillen nannte. Bei all seiner Zärtlichkeit für das kleine Brüderchen und dessen große Hoffnungen versäumte indessen Medard doch seinen einstweiligen Vortheil nicht, er wollte für alle Fälle geborgen sein, er verstand es, wie man hier erst recht sagen kann, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, und zwar mit so verschlagener List, daß Diethelm das unbedingteste Vertrauen in ihn setzte, obgleich er es ihm noch manchmal vorrückte, daß er ein Sträfling sei. Medard machte sich nicht im Entferntesten ein Gewissen daraus, das Vertrauen Diethelm's zu mißbrauchen; denn das ist das Unergründliche in des Menschen Brust, daß oft Betrügerei neben Treuherzigkeit, Verstocktheit neben Zartfönn friedlich zu wohnen vermag. Als Munde confirmirt war, wurde er Schäfer, aber der ältere Bruder gab seine Hoffnung noch nicht auf, Munde mußte einst die Fränz heirathen; und je mehr das Mädchen heranwuchs, um so größer wurde auch seine Liebe zu dem jungen Schäfer, immer hütete Medard seinen Bruder wie seinen Augapfel und diente ihm, als wäre er sein angeborener

Herr. Erst als Munde Soldat werden mußte und der Diethelm ihn nicht loskaufte, faßte Medard einen tiefen Haß gegen seinen Meister; es genügte ihm nicht mehr an den gewohnten kleinen Veruntreuungen, er wünschte sich eine gewaltige That, um Zorn und Rache loszulassen; nur die Meisterin that ihm leid dabei, und wenn sie nicht wäre, sagte er oft, hätte er den Meister schon im Stall erwürgt.

Als Medard jetzt den Bericht seines Bruders hörte, sagte er nichts, sondern stieß nur den Rauch der Pfeife immer rascher heraus.

Ich wollt', schloß der Soldat, der Diethelm würde über Nacht ein armer Mann, nachher könnt' ich die Fränz heirathen ungefragt.

Büble, du bist ein Narr, rief Medard, du mußt sie haben mitsammt ihrem Geld, und mag sie noch so hoffärtig sein, und ein Nickel ist und bleibt sie; aber freilich, da drüber darf man mit dir nicht reden. Wenn ich nur wüß', wie's mit dem Meister steht; sauber ist's nicht, das glaub mir.

Und nun besprachen die Brüder das Leben des Meisters. Diethelm war ehemals ein wohlhabiger, still arbeitssamer Bauer gewesen, er war als Knecht nach Buchenberg gekommen und hatte die reiche Wittwe, die Schwester des Schäuflerdauid's, gegen den Willen ihres Bruders und ihrer ganzen Familie geheirathet. Stolz war er von je, und selbst seine vorherrschende Tugend, die ihm einen großen Namen machte, schien davon nicht frei. Damals, als Diethelm die reiche Wittwe heirathete, lebten seine Eltern noch, aber sie, wie ihre anderen sechs Kinder, die theils dienten, theils selber Familien gegründet hatten, lebten in äußerster Dürftigkeit. Das nahm nun schnell ein Ende, denn mit reicher Hand setzte Diethelm alle seine Angehörigen in Wohlhabenheit, und Alles, was Diethelmisch hieß, stand plötzlich in Ehre und Ansehen. Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, so war dieses noch besonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen, und es war seine besondere Lust,

daß Alles stattlich daher käme; und wurde er auch oft von Solchen mißbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn Jeder bereitwillig und hülfreich. Wenn unser Meister nach Lezweiler kam, stand Alles still, als erschiene ein höheres Wesen, und die Lippen bewegten sich wie zu Segensprüchen, denn solch einen Wohlthäter hatte man noch nie gesehen, und Diethelm hatte nur abzuwehren, daß ihm nicht Kinder und Greise die Hände küßten. Seine hülfreiche Mildthätigkeit war aber auch ohne Grenzen, und man sabelte allerlei über seine unermesslichen Reichthümer: er habe ein großes Loos in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr, und Diethelm gefiel sich in dem Ruhm seines Reichthums und seiner Wohlthätigkeit. In den besten, manneskräftigen Jahren, als er Schultheiß geworden war, fiel es ihm auf einmal ein, daß er genug gearbeitet habe. Er verpachtete daher seine Aecker und lief müßig und mit eingebildeten Krantheiten im Dorf umher; aber auch dies Leben verleidete ihm nach wenigen Jahren, zumal er mit den Pachtbeständern vielerlei Quengeleien hatte. Er wollte ändern, mochte aber nicht mehr zurück, verkaufte nun trotz heftigsten Widerspruchs seiner Frau alle seine Aecker, nur die Wiesen behielt er und lebte von Zinsen. Bald aber fing er einen kleinen Kornhandel an, der nicht ohne Gewinn war, und nun ging er Tag und Nacht auf sogenannte Speculationen aus, die ihm auch meist glückten.

Dieses Verwenden der ganzen Lebensarbeit seiner Dorfbewohner als bloßen Werthgegenstandes hatte schon in sich etwas Herausforderndes, Feindseliges. Der ewige Kampf zwischen den Hervorbringenden und denen, die solches mühsame Handewerk mit Reden und Schreiben zu eigenem Vortheil verwenden, ist auf dem Lande naturgemäß ein Widerstreit gegen die Kornhändler, der sich je nach den Zeitläufen zu ausgesprochenem Hass entwickelt. Das Vorhalten des Gedankens von dem großen Weltverkehre, und daß die Thätigkeitsergebnisse der ganzen Menschheit einander angehören, will bei

dem, dessen Auge auf der beschränkten Stätte seiner Arbeit haften muß, nicht Eingang finden; in dieser wie in mancher andern Beziehung arbeitet die Zeit noch überall an der Erhebung zum Gedanken der großen Weltgehörigkeit.

Auch Diethelm erfuhr in seinem Thun mancherlei Haß, und statt ihn zu versöhnen, reizte er ihn noch, indem er oft laut sagte: Ihr arbeitet euch krumm und lahm, und ich schau' zum Fenster hinaus und hab' meine grünen Saffianpantöffele an, und verdien' dabel in einer Stunde mehr, als ihr in drei Monaten. Das war aber nicht immer der Fall, und in demselben Jahre, als Diethelm in seinem Handel eine große Schlappe erlitt, wurde er auch nicht mehr zum Schultheiß gewählt, und er begann nun das Schafhalten und den Wollhandel. — Die Umgegend von Buchenberg eignete sich allerdings dazu, die Schafe ihre sieben Monate auf dem Weidgange zu erhalten, aber auch Seuchen blieben nicht aus, die empfindliche Verluste mit sich führten.

Medard war gegen seinen Herrn voll Zorn und Haß, und wieder voll ergebener Abhängigkeit. Wenn er nun auch schon so viele Jahre bei ihm diente, ließ es ihn Diethelm gelegentlich doch noch immer fühlen, daß er ihn als Sträfling zu sich genommen, und behandelte ihn oft mit tyrannischer Willkür, gegen die auch nicht der leiseste Widerspruch sich erheben durfte. In der Seele des Schäfers setzte sich daher eine Bitterkeit fest, die ihn wünschen ließ, daß sein Herr einmal zu Falle kommen oder in seine Hand gerathen möge.

Munde dagegen war voll aufrichtiger Liebe gegen Diethelm, der ihm dafür auch mit besonderer Freundlichkeit zugethan blieb.

Fünftes Kapitel.

Während die beiden Brüder draußen vor dem Thor sich über das Leben ihres Meisters besprachen, saß dieser drinnen beim Sternewirth im hintern Stübchen vor einer Flasche vom Besten, die der Sternewirth zu Ehren seines Gastes aufsticht und dabei seine Familienverhältnisse darlegte.

Halb klagend, halb ruhmredig erzählte er, wie sich die Zeiten ändern: er selber sei noch Metzger gewesen und habe dabei gewirthet, jetzt aber müsse ein Wirth alle Sprachen kennen, und ein Handwerk daneben zu treiben sei gar nicht denkbar; sein Wilhelm sei aber auch in Genf und „auf der Universität von allen Kellnern, im Schwan in Frankfurt“ gewesen.

Diethelm zeigte sich diesen Mittheilungen besonders theilnehmend und aufmerksam, denn es ist dem bangenden Herzen oft nichts erwünschter, als durch Aufnahme fremden Schicksals sein selbst zu vergessen. Während der Sternewirth erzählte, hatte sich eine von dessen Töchtern und der Sohn angelegentlich mit Fränz beschäftigt und waren oft in lauten Scherz ausgebrochen. Der Sternewirth rückte nun, von der Theilnahme seines Zuhörers ermutigt, weiter heraus: wie glücklich ein vermögliches Mädchen mit seinem Wilhelm werden könne, er wolle den Engel in der obern Stadt kaufen und ausbannen und sei ohne Rühmens der geschickteste Wirth. Diethelm nickte einverständlich und bemerkte nur, daß der Wilhelm noch jung sei und wohl noch ein paar Jährchen warten müsse, und der Wirth stieß eben mit ihm an, als der Reppenberger eintrat. Diethelm nahm ihn bei Seite und vernahm, daß nichts zu verkaufen sei und höchstens ums halbe Geld.

Sag nur, ich behalt' den Posten auch noch, rief Diethelm plötzlich laut und sagte dann, daß es Alle hören konnten, leicht hin zu dem Wirth:

Kannst mir nicht auf eine Stunde fünfhundert Gulden geben?

Auf eine Stunde kann's schon sein, erwiderte der Wirth, es hat mir ein Händler tausend Gulden aufzube-
wahren gegeben. Nicht wahr, du bringst mir's gleich wieder?
Von wegen, wenn's mein wär', könntest's behalten so lang
du willst, wär' mir sicherer als im Kasten. Es ist halb
Silber und halb Papier. Was willst?

Die Thaler; der Steinbauer hört das Geld gern klap-
pern, er traut ihm eher.

Diethelm empfing ein graues Säckchen mit den Geld-
rollen, er übergab die kleine Last dem Keppenberger zum
Tragen, befahl der Fränz, ihn hier zu erwarten, und ging
mit seinem Geleite stolz durch das Marktgewühl. In der Post
brach er alle Rollen auf und zählte und kimperte lange mit
dem Gelde, das er dem Steinbauer einhändigte; das graue
Säckchen betrachtete er dann eine Weile still und steckte es
endlich zu sich, wobei er es an Spottreden auf den Stein-
bauer nicht fehlen ließ; dieser zählte aber- und abermals die
Häufchen ab und hörte auf Nichts.

Vor dem Hause athmete Diethelm tief auf und sagte
dem Keppenberger, daß er tausend Gulden haben müsse, und
wenn er sie aus dem Heiligenkasten stehlen sollte.

In dem Nest muß Geld sein, hilf's holen, ermahnte
er den Keppenberger. Dieser wußte auch Rath: der Kasten-
verwalter hatte einen großen Posten bereit, aber nur auf
Hypothek oder Wechsel. Von ersterer konnte bei Diethelm
keine Rede mehr sein, er hatte nichts Unbewegliches als sein
Haus und die Wiesen, und das war die letzte Sicherheit der
Frau; und hätte er auch diese, wie er wohl wußte, zu einer
Unterschrift bewegen können, er durfte es für sich selbst nicht
thun, denn mit Aufnahme einer Hypothek wäre all sein
Ansehen vernichtet; vor dem Wechsel aber hatte Diethelm
eine Höllenscheu, der Keppenberger mochte das einen albernen
Bauernaberglauben schelten und darüber spötteln, wie er wollte.
Vor der Thüre des Kastenverwalters stand Diethelm mit
Keppenberger wie angewurzelt; er lachte zwar, wenn Keppen-

berger das „Haus Diethelm“ aufforderte, zu verfahren wie ihm zukam, aber innerlich bebte ihm das Herz; endlich mußte doch ein Entschluß gefaßt werden, und weil denn einmal das Unvermeidliche zu vollziehen war, entlehnte Diethelm gleich noch ein zweites Tausend. Dennoch erhielt er nur mit großer Mühe sechshundert Gulden baar, das Uebrige mußte er in fremden Staatspapieren zu hohen Tagespreisen übernehmen. Noch nie zitterte die Hand Diethelm's so sehr, als da er den Wechsel unterschrieb. Auf der Straße war's ihm, als sähe es ihm Jedermann an, daß er sich dazu verpflichtet hatte, nach drei Monaten in schämliche Gefangenschaft zu gehen; aber die Leute waren so ehrerbietig wie je, im Stern fand man es nicht im Entferntesten verwunderlich, daß Diethelm auf die Minute sein Wort hielt, und als dieser dem Wirth die Staatspapiere aufzubewahren gab, kam ein neuer Stolz über ihn: Tausende handeln ja nur mit Credit, warum soll ich es nicht auch? Ich kann auch mit einem Federstrich Summen hin- und herschieben.

Die Furcht vor einer Wechselschuld erschien ihm jetzt in der That nur als ein Aberglaube, und der Wein erfrischte ihm das Herz wie noch nie. Auf die Bitten der Wirthsleute und der Fränz versprach er, über Nacht zu bleiben und den Honoratioren-Ball zu besuchen. Das Haus Diethelm bleibt, sagte er halb selbstspöttisch; es wußte Niemand, was er damit meinte. Er ging nun hinaus vor das Thor, um seinen Schäfern Bescheid zu sagen und der Mutter Nachricht zu geben.

So traf Diethelm die beiden Brüder mitten im Gespräche über ihn; er war voll guter Laune, als ihm Medard das Geld für die verkauften siebzig Paar Hammel übergab, händigte ihm ein namhaftes Trinkgeld ein und befahl ihm ein Fuhrwerk zu nehmen und rasch nach Buchenberg zu fahren, dort der Meisterin Bescheid zu geben und Alles herzurichten zur Aufnahme der neuen Waaren und Schafe. Bald fuhr Medard mit seinem Bruder in die linde Nacht hinein, Buchenberg zu.

Sechstes Kapitel.

Diethelm wollte nun sogleich von dem Kastenverwalter den Wechsel auslösen, aber er überlegte, daß er dann ohne baar Geld sei, und noch nie hatte er solche Freude an diesem gehabt, wie heute.

Das Marktgewühl verlief sich allmählich; die großen Leiterwagen, mit lustigen Bauern und Bäuerinnen voll besetzt, konnten schon in ungehemmtem Schritte durch die Straßen heimwärts fahren, in den Krämerbuden wurde bereits eingepackt und gehämmert, und die Pferde der Ueberrachtenden wurden zur Abendränke an den Marktbrunnen geführt. Es war Diethelm, der Allem in Gedanken verloren zuschaute, als bliebe er zum erstenmal in seinem Leben in einem fremden Orte über Nacht, und als sei er fern in der weiten Welt und diese Stadt ihm nicht wohlbekannt und heimisch. Er wartete noch, bis auch seine Rappen zur Tränke geführt wurden, dann ging er abermals nach dem Kaufhause, um die Beförderung der eingekauften Vorräthe nach seinem Heimathsort anzuordnen. Als begänne das eben am Himmel aufflammende Abendroth zu tönen, so war's, als jetzt die Stadtzinkenisten den feierlichen Abendchoral vom Thurme erschallen ließen. Diethelm achtete nicht lange darauf, und die Gedigkeit und Kühle, die jetzt in dem vor Stunden so menschenvollen Kaufhause herrschte, machte ihn eine Weile frösteln; aber er ließ es dennoch nicht an Umsicht fehlen, und der Reppenberger versah sein Aufseheramt meisterlich. Fünf große Wagen fuhren nach Buchenberg, als Diethelm wieder in den Stern zu seiner Fränz zurückkehrte und zu neuem Aufsehen eine weitere Summe zum Aufbewahren übergab. Das Innere des Hauses hatte in wenigen Stunden ein ganz anderes Ansehen gewonnen, und ein Mädchen lachte in der Stube Diethelm aus, weil er es lange anstarrte und nicht erkennen wollte; es war Fränz, die in dem weißen Kleide der Wirths-

tochter mit veränderter Haartracht in der That ganz unkenntlich war. Diethelm schalt offen über diese Vermummung, denn theils regte sich der Bauernstolz in ihm, theils fühlte er auch wohl, wie ungemäß diese Erscheinungsart für die Fränz war. Der Wirth suchte ihn zu beschwichtigen, aber eine Stimme aus der Ecke rief:

Der Herr Diethelm hat ganz Recht: die gewohnte Tracht ziert den Bauersmann am besten und ist auch die nützlichste, weil sie nicht aus der Mode kommt.

Zu seinem Schrecken erkannte Diethelm den Kastenverwalter, und doch that er rasch freundlich zu ihm und rühmte sich beim Glase sehr viel, wie stolz er darauf halte, ein echter Bauersmann zu sein.

Dreieckiger Hut, dreifache Versicherung, hat ehemals bei uns gegolten, jagte ein hagerer Stammgast mit langer Peife, der neben dem Kastenverwalter saß und sich als den Kaufmann Gäbler aus der Stadt zu erkennen gab. Und wo Drei im Vaterlande heutigen Tages beisammen sitzen, sprechen sie über die fortschreitende Noth und Verarmung des mittleren Bürger- und Bauernstandes. So auch ging es hier.

Leicht aber nehmen solche Gespräche eine selbstische Wendung, die mehr oder minder ausdrücklich darauf hinausläuft, sich am eigenen Wohlgefühl zu erquiden. Diethelm verstand es dabei meisterlich, eine bescheidene Großthuerei an den Tag zu legen; und als der Kastenverwalter die sichern Hypotheken lobte, gab Diethelm zu verstehen, daß er deren auch manche habe, daß er sie aber für den Handel nicht angreife. Das wäre ja, sagte er, wie wenn man einen Balken aus dem Haus nähme, um damit Feuer auf dem Herd zu machen. Der Kastenverwalter fand das klug und lobte das Haus Diethelm, und dieser fand ein eigenes Wohlgefühl darin, mit Prahlereien um sich zu werfen, und sie dünkten ihn bald nichts als pure Wahrheit; denn es ist ja gleich, was man besitzen mag, wenn nur die Menschen daran glauben: der Glaube macht selig und der Glaube macht reich.

Endlich rückte der Kaufmann Gäbler mit seinem eigentlichen Vorjat heraus, er war Agent einer Brandversicherungs-Gesellschaft, und Diethelm sollte die eingekaufte Waare und all seinen Haustrath versichern. Mit überlautem Widerspruch verneinte Diethelm diese Anmuthung und hatte dafür allerlei unhaltbare Gründe vorzubringen, die der Kastenverwalter mit Siegesstolz widerlegte, wobei er mit besonderm Nachdrucke wiederholte, daß nicht der Bauer Diethelm, sondern das Handlungshaus Diethelm versichern müsse. Als endlich auch der Sternwirth beistimmte, gab Diethelm nach, aber unweigerlich beharrte er gegen den neuen Vorschlag, auch sein Leben zu versichern; ja er wäre vielleicht darob zu einem heftigen Streite mit dem Kastenverwalter gekommen, wenn nicht plötzlich ein Zwischenfall eingetreten wäre, der Diethelm im hellsten Glanze strahlen machte. Ein junger Mann trat ein und fragte nach Diethelm; dieser ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit hoher Freude und zwang ihn, mit an den Herrentisch zu sitzen. Nach vielem Widerstreben willfahrte der junge Mann, der ein Zeugweber aus der Stadt war, und so viel auch Diethelm abwehrte, bald sprach Alles am Tisch nur Lob und Preis über ihn, denn der junge Handwerker, Kübler mit Namen, war Bräutigam mit der Bruderstochter Diethelm's aus Lezweiler, und Diethelm allein war es, der das Mädchen ausstattete, so daß zu Neujahr die Hochzeit sein sollte. Diethelm nickte bejahend, als der Kaufmann Gäbler sagte: Wenn der Better Diethelm für Euch gut sagt, Kübler, könnt Ihr bei mir holen, was Ihr wollt. Immer aufs Neue erhob sich das Lob Diethelm's, der mit fürstlicher Freigebigkeit seinen Verwandten aufhelfe, und der Sternwirth nannte ihn sogar einen Napoleon. Anfangs war Diethelm dieser Ruhm im Beisein seines Gläubigers peinlich gewesen; als aber auch der Kastenverwalter einstimmte, war es ihm, als wachse er immer, und als endlich der Beginn des Honoratioren-Balls in der Post angekündigt war, trat Diethelm

so breit in den Saal, daß die beiden Flügelthüren nicht vergebens aufgemacht waren.

Diethelm fühlte sich bei all seinem Stolge doch bald nicht recht wohl bei dieser Lustbarkeit. So genehm es ihm auch war, mit Beamten an Einem Tisch zu sitzen, er machte sich doch bald zu dem alten Sternwirth, der daheim in der unteren Stube geblieben war, und hier ging ihm eine neue Hoffnung auf. Der Sternwirth jagte offen, daß er und Diethelm keine Unterhändler brauchten, und erklärte geradezu, daß sein Wilhelm und die Fränz wohl für einander paßten; er verbreitete sich sehr über die wirthliche Tüchtigkeit eines klugen Bauernmädchens, und wie wohl angelegt hier eine reiche Mitgift sei. Diethelm gab nur abgebrochene Antworten und hielt dabei immer der Art inne, daß der Sternwirth etwas einschieben mußte. Immer wohlgemüther und zutraulicher wurden die beiden Genossen, denn der Sternwirth bewährte heute an sich seine alte wirthliche Ermahnung: Der Wein hängt an einander. Mit diesem Worte brachte er immer wieder volle Flaschen auf den Tisch.

Spät in der Nacht, als die Gäste sich bereits entfernt hatten, saßen Diethelm und Fränz noch bei den Wirthsleuten, und es war ihnen allen so vertraut zu Muth, daß man sich gar nicht trennen mochte; und doch sprach man nichts von der neuen Familieneinigung, aber diese schien Allen in der Seele zu leben.

Um dieselbe Zeit saß in Buchenberg noch die Frau Diethelm's harrend bei der einsamen Lampe. Es war eine Frau von großer hagerer Gestalt und feinem, fast vogelartigem Gesichte, sie war ersichtlich älter als Diethelm; und wie sie jetzt tief Athem holend vom Spinnen aufschaute und in die Lampe hinein starrte, sah man, daß ein schwerer Kummer sich in diesem Antlitz heimlich angesiedelt hatte. Sie hatte heute alle heimkehrenden Marktgänger nach ihrem Manne ausgefragt; die Einen gaben nur halben Bescheid, die Anderen verländeten Dinge, die unglaublich waren. Freilich

hielt Diethelm streng darauf, daß sie keine volle Einsicht in seine Handelschaft hatte, so viel aber wußte sie doch, daß er jetzt baar Geld brauchte, er konnte also unmöglich eingekauft haben. Mit den heimkehrenden Marktgängern, ihren mitgebrachten Lederspangen, Gewandstoffen, Kinderpfeifen und Rindertrompeten, mit der Musterung der eingekauften Pferde und Kühe, vor Allem aber mit der lärmenden Laune der Ange-trunkenen war etwas von dem geräuschvollen Marktgewühl in das stille Dorf gedrungen, und die Heimgebliebenen sahen dem verwunderlich zu; vor Allen aber betrachtete die Grob-bäuerin — wie Martha Diethelm noch inuner nach ihrem ersten Manne genannt wurde — das Alles, als wäre es etwas Unerhörtes. Da zeigten die Einen die neuen Schuhe und Stiefel, die sie in der Hand trugen, und ließen um den Preis rathen, oder sie übergaben den Kindern die für sie eingekauften, die damit davon rannten; Andere ließen ihre neuen Hüte mustern, die sie auf dem Kopfe trugen, während sie die alten in der Hand hielten, und mancher Spaßvogel stülpte den neuen Hut über den alten auf den Kopf. Der Schmied hatte seinen Weißdornstoß quer über den Rücken gelegt und die Arme als Haken darüber geschlungen, Martha wußte nicht, was es die Weinlaune oder Ernst, als er ihr berichtete, der Diethelm käme zehnmal so reich wieder heim. Als es wieder stille im Dorfe wurde, in den Häusern die Lichter erloschen und ein Jedes im Kreise der Seinen erzählte, was ihm am heutigen wichtigen Tage begegnet war, saß Martha noch immer im Dunkeln in ihrer Stube; ihr war so bang, sie war wie festgezaubert, daß sie nicht der Magd nach Licht rufen konnte; und als diese endlich von selbst damit kam, heiterte sie sich wieder auf; es war ja nichts Geschehen, worüber sie zu bangen ein Recht hatte, und sie ließ sich gern von der Magd berichten, welche neue Kleider u. dgl. in das Dorf gekommen waren. Als endlich Schlafenszeit und noch immer kein Diethelm und keine ausdrückliche Nachricht von ihm kommen

wollte, schickte sie die Magd zu Bett und setzte sich an ihren Spinnrocken, um sich wach zu halten. Die Wanduhr schlug neun, die an Ketten hängenden Gewichte rasselten nieder und pochten an den Uhrkasten. Martha erhob sich und zog die Uhr auf, sie erinnerte sich, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, als Diethelm noch „hauslich“ war, er jeden Abend selbst zur bestimmten Stunde die Uhr aufgezogen; sie betrachtete das Zifferblatt: da stand mit großer Schrift ihr Name und der Diethelm's, so wie die Jahreszahl ihrer Hochzeit in einem Blumenkranze. Damals, als die Uhr zum Erstenmal hier hing, war große Freude, und wie viel schwere Stunden hat sie seitdem geschlagen, und wie ist sie selbst ein Erinnerungszeichen des Zerfalls geworden, denn diese einfache Uhr kostete dreitausend Gulden; Diethelm hatte für seinen Schwager, der sich mit dem Uhrenhandel beschäftigte, um diese Summe Bürgschaft geleistet, der Schwager war in der Fremde geblieben, und man konnte noch von Glück sagen, daß er seine Familie nachkommen ließ, nachdem man sie mehrere Jahre ernähren mußte.

Ach! An Alles knüpften sich traurige Erinnerungen.

Es war still ringsum, denn das Haus Diethelm's lag weitab vom Dorf auf einer Anhöhe. Martha öffnete das Fenster, horchte hinab und schaute hinein in die sternglitzernde Nacht, dann setzte sie sich wieder zur wachhaltenden Arbeit, und ihr ganzes Leben zog an ihrem Sinnen vorüber. Jung verheirathet an einen grämlichem, bis zum Hungerleiden geizigen Mann, der nicht umsonst der Grobbauer hieß, hatte sie ein schweres Loos; sie gebar drei Kinder, von denen sie zwei begrub, und nur das älteste, eine Tochter, war ihr geblieben, als auch ihr Mann starb. Sie verfeindete sich mit ihrer ganzen Familie, besonders aber mit ihrem Bruder, dem Schäußlerdavid, als sie ihren überaus schmucken Knecht, den Diethelm, heirathete. Die Leute sagten, der Diethelm habe um die Tochter Martha's gefreit, die Mutter aber habe ihn für sich behalten. Bald nachdem die Tochter auf den Koh-

lenhof, zwei Stunden von Buchenberg, verheirathet war, feierte Martha ihre Hochzeit mit Diethelm. Dieser, obgleich zwölf Jahre jünger, schien überaus glücklich mit seiner rüstigen, wohlhabigen Frau, er ehrte und erfreute sie, wo er es nur immer vermochte, und schien sich noch immer fast als Knecht zu betrachten, denn er verfügte über Nichts in Haus und Feld, ohne vorher die Frau darum zu befragen.

Buchenberg gehört noch zu jenen Dörfern, wo Alles mit einander verwandt ist, weil die großen Bauern nur unter sich heirathen. Um so glücklicher durfte sich Diethelm schätzen, vom fremden Knechte zum reich angefessenen Hofbauern erhoben zu sein. Er schien das auch zu erkennen. Bald aber erhielt Martha die Kunde, wie er hinter ihrem Rücken über Großes verfügte und namhafte Summen seinen Verwandten schenkte. In seltsamer und doch so häufig vorkommender Verkehrtheit ging sie Tage ja Wochen lang mit tiefem, immer sich steigendem Zorn in der Seele umher, und unversehens, bei den geringsten Anlässen, brach sie in Verwünschungen, in Schelten und Weinen aus, daß Alles zu Grunde gerichtet werde. Die Erwartung, daß Diethelm endlich selber seine geheime Schuld bekennen würde, konnte immer schwerer in Erfüllung gehen, denn Diethelm sah nun auf Einmal in seiner Frau ein verändertes, zänkisches Wesen, sah sich für sein ganzes Leben ans Unglück geschmiedet und freute sich im Stillen doppelt, daß er in der Aufhülfe seiner Familie doch noch eine Freude habe, während ihm sonst nur Leid bevorstand. Er wußte doch jetzt, wofür er das zu erdulden habe. Dem allzeit keisenden Wesen seiner Frau setzte er unverbrüchliches Stillschweigen gegenüber; und als er dies endlich brach, da die Frau ihn im Beisein des Mehgers über den eigenmächtigen Verkauf eines Kälbchens hart anließ, erfuhr er endlich die lange verhaltene Ursache vom Zorn seiner Frau. Jetzt aber war in ihm der gerechte Grund ihres Unwillens längst vernichtet und abgebußt, und mit

schneidendem Spott erklärte er seiner Frau, daß er nicht, wie sie, kein Herz für die ihm angehörige Familie habe.

So verkehrt es auch war, daß Diethelm seiner Frau ein Verhältniß zum Vorwurf machte, das doch nur um seinen willen eingetreten war, so wirkte dies doch so erbitternd auf Martha, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, mit hervorgequollenen Augen, mit knirschenden Zähnen und zitternd gefrakelten Fingern auf Diethelm eindrang, als wollte sie ihn in Stücke zerreißen. Diethelm stand starr und regungslos bei diesem Anblicke. So hatte er sich nie gedacht, daß seine Frau werden könne. Als sie nun ihm ganz nahe war, verzerrten sich ihre Mienen zur grimmigsten Frage; aber sie legte nicht Hand an ihn, sondern stieß nur einen unarticulirten Schrei höchster Verachtung aus und verließ die Stube.

Von jenem Tage an und gerade aus dem Ausbruch von so mächtigen Zorn- und Haßgedanken war eine seltsame und doch wieder so leicht erklärliche Einker in den Gemüthern der beiden Ehegatten vorgegangen. Diethelm erkannte und sprach es aus, daß er seiner Frau Unrecht gethan, da sie vollberechtigt sei, in der Verwendung ihres Besitztums darein zu reden. Er erklärte ihr nun die Hülflosigkeit seiner Angehörigen, und wie er sich schämen mußte, selber im Ueberflusse zu leben, während seine Nächsten darben. Auch Martha erkannte dies und daß sie ungerecht gegen ihren Mann gewesen, aber ausdrücklich bekennen konnte sie das nicht, obgleich sie oftmals auf Diethelm's Gutherzigkeit zu sprechen kam und dabei das zum Verzweifeln farge Wesen ihres verstorbenen Mannes erwähnte. Sie schickte nun selbst, so oft sich Gelegenheit gab, Allerlei nach Lezweiler, und Diethelm, nun vollkommen gedeckt, wollte allen seinen Angehörigen gründlich aufhelfen. Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familiensinn, dabei aber auch die Lust, frei und offen über ein großes Besitztum zu verfügen, und vor Allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, ließen ihn fast keine Grenzen mehr kennen.

Das Haus des Grobbauern, das ehemals von den Bettlern gemieden war, zeigte sich seit Diethelm's Zeiten als die reichste Quelle der Wohlthaten, und es wurde viel gerühmt, daß Martha nie einem Armen eine abgerahmte Milch gab.

Eine Eigenschaft zeigte sich bei Diethelm in Allem: es war eine unersättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefste häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und so seine Ehre bloßstellen ließ. Als nun nach fünf Jahren kinderloser Ehe die kleine Fränz geboren wurde, war er voll steten Jubels, und an dem Kinde schien immerwährend sein ganzes Leben zu hängen. Aus dem Gespräche der beiden Schäfer ist uns noch erinnerlich, welche eine seltsame Lebenswendung Diethelm einschlug, und wie bald keine Spur mehr davon übrig war, daß er einst das Besitztum seiner Frau wie ein Diensthote betrachtet hatte. Er schien fortan keine Ruhe mehr in seinem Hause und in seinem ganzen Leben zu haben; es kam hierüber zu heftigen Erörterungen, und Diethelm behauptete ein für allemal, er habe es veräußert, seine jungen Jahre zu genießen, und müsse das jetzt nachholen. Von jener Zeit an sah Martha, welche ein Leben ihr geworden war, sie ließ Alles ohne Widerrede geschehen, den Güterverkauf, den Fruchthandel, die Schafhalterei; sie hatte einen Mann, der sie des Reichthums wegen geheirathet, und der nun, dessen gewohnt, ihrer kaum mehr achtete und seine Freude außer dem Hause suchte. Das war aber nicht immer der Fall, denn Diethelm hatte Zeiten, da er voll Ehrerbietung gegen seine Frau war und sie scherzweise Meisterin nannte, und die Frau hatte bei all ihrem vergrämten Wesen doch oft Mitleiden mit dem Mann, der vielleicht mit einer jungen minder begüterten Frau glücklicher geworden wäre. So lebten diese Leute schon zwei und zwanzig Jahre in der Ehe und hatten noch ihre Einigung nicht gefunden, und doch strebte eigentlich im Innersten ein Jedes dem Andern zu Gefallen zu leben, und war auch viel Streit und Zank zwischen ihnen: war daß eine vom andern entfernt,

gedachten sie mit inniger Sehnsucht einander, und die Frau besonders war dann bestrebt, gegen Jedermann ihren Diethelm zu preisen. An Fränz, wenn sie zu Haus war und nicht nach ihrer Gewohnheit den Vater überall geleitete, hatte sie keine Stütze, denn das Mädchen hatte das hoffärtige Wesen ihres Vaters geerbt: Großthun, die Welt in Reid von sich reden machen, war ihr ewiges Dichten und Trachten, und sie schalt wie Diethelm die Grämlichkeit und das Schwarzsehen der Mutter eine Alterskrankheit, die sie höchstens bemitleidete.

Martha saß jetzt allein, rückwärts schauend in die Vergangenheit und vorwärts nach ihrer einzigen Sehnsucht, dem Tod. Da hörte sie einen Wagen die Straße dahersfahren, eine Männerstimme rufen, und mit der Freude eines Mädchens, das den Bräutigam erwartet, rief sie zum Fenster hinaus in die Nacht: Willkommen, Diethelm! Es antwortete Niemand, sie steckte schnell die Kumpel in die Laterne, eilte hinab, und als sie die Ankommenden sah, schrie sie jammernd laut auf.

Was habt Ihr, Meisterin? fragte der Schäfer, dem sein Bruder vorausgegangen war.

Was will der Landjäger? fragte die Frau.

Das ist kein Landjäger, das ist ja mein Munde, antwortete der Schäfer; und Munde faßte die Hand der Frau, die zitternd und kalt war.

Als Medard in der Stube die Vorgänge in der Stadt erzählte, preßte die Frau die Lippen, und ihre vogelartige Nase wurde kreideweiß; sie sprach kein Wort und schüttelte nur mehrmals mit dem Kopf. Als sie endlich in ihrer Kammer allein war, warf sie sich auf die Kissen und weinte hinein und schrie die Worte: Ausborger! Verganget! Lezweiler Lump. Dann richtete sie sich wieder schnell auf, riß die Kissen vom Bette und schrie wie rasend: Das Alles

wird versteigert, Alles. Aufs Stroh, aufs Stroh bringst du mich! — Und sie warf sich auf das Stroh, weinte lange, bis sie endlich entschlummerte.

Siebentes Kapitel.

Von Trompeten- und Posaunenschall erweckt, schlug Diethelm am Morgen die Augen auf; es schien ihm fast, als ob es die Stadtzinkenisten gerade auf ihn abgesehen hätten, und ihm war jetzt so schwer, als ob die ganze Last des Erkauften leibhaftig auf ihm läge; er überschaute jetzt nochmals die Zahlen in seiner rothen Schreibtafel und erkannte, daß er mehr eingethan, als ins Maß will. Jetzt galt es aber muthig einzustehen. Franz war sehr mißlaunisch, sie hatte sich in den vornehmen Kleidern doch ausnehmend gefallen und kam sich wie erniedrigt vor in der gewohnten Tracht. Sie mußte nun den Vater zu dem Kaufmann Gäbler begleiten, wo man feines blaues Tuch zu einem Mantel für die Mutter einkaufte, und von den Zureden Gäbler's unterstützt ließ sie nicht ab, bis auch für sie mehrere städtische Kleider eingekauft wurden. Gäbler war überaus freundlich und sagte, daß Diethelm mit Recht den Ruhm habe, daß gut mit ihm handeln sei und er etwas an sich verdienen lasse. Als Diethelm die Waare bezahlen wollte, lehnte dieses Gäbler mit dem höflichen Beisatz ab, solche Kunden müsse man festhalten, denen stelle man Jahresrechnung, und Diethelm lächelte in sich hinein; so klein auch diese Summe war, es zeigte sich doch wieder, wie die ganze Welt ihm ihr Besitzthum aufdrang und Vertrauen in ihn hatte. Warum sollte er das selbst nicht haben? Gäbler rief Diethelm noch auf der Straße nach, daß er in den nächsten Tagen mit dem

Brandschätzungskommissär nach Buchenberg käme, um Alles aufzunehmen und zu versichern, und er hoffe, daß das Beispiel Diethelm's ihm mehr Kunden im Oberlande verschaffen sollte. Diethelm hatte das eingelaufte Manteltuch im Arm, jetzt ließ er es plötzlich fallen, und als er sich darnach bückte, fiel er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden. Fränz und der herzugeeilte Gäßler hoben ihn rasch auf, und Diethelm behauptete mit Schmerzverbissenem Antlitze, daß er über einen Pflasterstein gestrauchelt sei. Der Abschied von den Wirthskleuten im Stern hatte etwas erzwungen Heiteres, der Sternwirth sagte noch bei der letzten Handreichung: Es bleibt also, wie wir abgeredet. Diethelm nickte bejahend. Mit einem besondern Behagen legte er dann das Manteltuch in die Kutschentruhe, er konnte seiner Frau damit doch beweisen, wie er ihrer gedacht; und erst als er schon fuhrfertig oben saß, kam Fränz mit hochglühenden Wangen und verweinten Augen. Die beiden Wegfahrenden sprachen kein Wort mit einander, und Diethelm schaute immer rechts und links nach den Häusern: sein Blick haftete besonders auf jenen Täfeln, darauf im schwarzen Felde zwei rothe Hände in einander verschlungen waren.

Erst vor der Stadt nahm Diethelm die Peitsche auf und schlug fluchend und im heftigsten Zorn auf die beiden Kappen, daß sie im wilden Trab dahin rauten. Es war ein schöner heller Augustmorgen, die Leute am Wege arbeiteten, als wäre nicht gestern Markttag gewesen, und mancher schwere Garbenwagen, der langsam des Weges daherkam, hatte kaum Zeit dem pfeilschnellen Gefährte auszuweichen, und Mancher im Felde drohte mit dem Garbenknebel, mancher Bauer fluchte mit geballter Faust hinter Diethelm drein, denn er war beim raschen Ausweichen in einen aufgeschichteten Steinhaufen am Wege oder gar in den Weggraben gefahren und konnte nun lange nicht mehr vom Fleck, während Diethelm rasch aus den Augen verschwand. An der ersten Anhöhe begegnete Diethelm einem leeren Wagen, er hielt an, und erfuhr auf die Frage: woher? daß

dies der Knecht des Steinbauern war, der ihm Wolle zugeführt hatte.

Hast ein Trinkgeld bekommen? fragte Diethelm,

Wißt' nicht von wem. Die Frau hat sich gar nicht sehen lassen, ein Schäfer und ein Soldat haben die Ballen abgenommen.

In einem Gemisch von Demuth und Stolz jagte Diethelm, in die Tasche greifend: Ich bin der Diethelm, bin selber Knecht gewesen und weiß, was ein Trinkgeld ist. Mein' Frau ist krank. Seh, — und er warf buchstäblich das Geld auf die Straße und fuhr davon.

Diethelm schimpfte gegen Fränz über die Mutter, die ihn gewiß wieder „mit ihrem Gruchzen in der ganzen Welt verbrüllt habe,“ und Fränz hatte darauf nichts zu erwidern, als daß das Verbleiben in der Stadt ja so schön gewesen sei. Trotz der Erwähnung dieses Säumnisses dachte Keines von Beiden daran, wie es Pflicht gewesen wäre, alsbald selbst heim zu eilen und die Uebernahme und Einräumung selbst anzuordnen, statt sie der Mutter über den Hals zu schicken. Fränz und Diethelm waren wie zwei Menschen, die, ohne es sich offen zu gestehen, daß sie ein Unrecht begangen, und doch dessen bewußt, gegen den losfahren, dessen Leiden ihnen den Spiegel ihres Thuns vorhält. Diethelm schwur, daß er nun der Mutter das Manteltuch gar nicht gebe, sie habe es nicht verdient, und nur hierin beschwichtigte Fränz und deutete auf die Kränklichkeit und daraus folgendes grämliches Wesen der Mutter hin. Nun waren sie wieder beide wohlgemuth, denn sie konnten jeden kommenden Vorwurf mit mitleidigem Achselzucken von sich weisen.

Am Waldrande in der Mitte des Weges erhob sich eine Staubwolke, und als die Fahrenden näher kamen, zeigte sich eine große Heerde Schafe. Der Schäfer kannte Diethelm und jagte, daß er am Abend in Buchenberg sein werde, und lobte überaus die eingekaufte Heerde. Diethelm empfahl ihm, ruhigen Trieb zu halten, und warf auch ihm ein Geldstück zu.

Das ist Alles unser, sagte Diethelm dann mit triumphirender Miene zu Fränz, und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Heerde in einer Staubwolke sich zeigte, und es war ihm, als ob nirgends Raum genug wäre und auf allen Wegen sich sein Reichthum ausbreitete, mit dem er Hohes, Unübersehbares erobern wollte. Mit Behagen erzählte er zum hundertsten Male der Fränz, wie er vor dreißig Jahren mit dem Stab in der Hand und neun Kreuzer in der Tasche nach Buchenberg gekommen sei, und wie er jetzt aufrete und noch höher hinaus müsse. Und Alles nur für dich und für die Meinigen in Lezweiler, schloß er und redete nun Fränz ins Gewissen, daß sie den Schäfer Munde, der jetzt dabeyn gewiß auf sie warte, ein für allemal aufgeben müsse. Fränz erklärte sich hiezu bereitwillig, sie spottete über die Liebshaft mit Munde als über ein Kinderspiel, nannte ihn ein an Pfennigwirthschaft gewöhntes Schäferle und sagte geradezu, daß sie nur noch in reichen Verhältnissen leben und sich nicht abplagen möge, wie eine Viehmagd.

An der sogenannten kalten Herberge auf der Anhöhe standen noch drei beladene Wollwagen. Diethelm stieg ab und hörte, daß diese Fuhren für ihn seien; er ließ nun den Fuhrleuten aufstehen nach Herzenslust, beschenkte die Armen und Wanderburschen, die sich wie gerufen eingestellt hatten, und geberdete sich überhaupt, als ob er einen großen Schatz gefunden und Geld für ihn gar keinen Werth habe. Er freute sich des dankenden Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verschlage hinaus nach der großen Stube, denn er wußte wohl, daß die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieser Ruhm, der ihn erfreute, er hatte seine Lust an der Freigebigkeit selbst; dieses Aufleben der Beschenkten durch die Gabe, dieses Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufsprossen einer Pflanze nach erfrischendem Regen, das that ihm im Innersten wohl.

Sinnliche Naturen, das heißt solche, die mit mächtigen Trieben ausgestattet sind, neigen auch leicht zu Freigebigkeit

und Wohlthätigkeit; das Mitgefühl ist rasch erregbar, und jener dunkle Zusammenhang mit der Außenwelt offenbart sich in Leid und Lust. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hoch hält, ist durch solchen Ursprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntniß färbt die Frucht, der aus dunkeln Grunde der Saft zuströmt.

Diethelm empfand eine wahre Glückseligkeit in der Anschauung und in dem Gedanken, wie Viele er labte und erquickte.

Der Wein mundete vortrefflich, und da einmal aus Versehen ausgespannt war und die Frau zu Hause gewiß kein Essen bereitet hatte, ließ sich Diethelm solches, trotzdem es noch so früh am Tag war, trefflich schmecken; zankte nun die Frau daheim, so hatte er doch vorgesorgt, und der Wein gab Muth zu Allem. Der Wirth äußerte in redseliger Weise seine Freude über die Einklehr Diethelm's und erzählte, wie es ihn schon lang verdrossen habe, daß er immer ohne anzukehren vorübergefahren sei. Freilich, setzte er hinzu, früher hat das Haus kein Ansehen gehabt, aber jetzt, seit ich neu gebaut habe, besuchen mich die Herrschaften aus der Stadt.

Hast deswegen neu gebaut?

Nein, ich hab' müssen, ich bin ja abgebrannt.

So? sagte Diethelm und stürzte ein volles Glas hinab. Bist versichert gewesen?

Darüber könnt' ich nicht klagen, der Kaufmann Gäbler auf dem Markt hat mir den Schemel unterm Tisch vergütet.

Diethelm schwieg während der weitläufigen Erzählung von dem Brand und dem Neubau. Er hörte mißtrauisch die ganze Darlegung von der Anklage auf Brandstiftung und der vollkommenen Freisprechung von derselben, und so heiter er in das Wirthshaus eingetreten war, eben so mißmuthig verließ er dasselbe: der Mann und alle seine Habe, alle die Tische, Stühle, Thüren erschienen ihm so verbrecherisch, das ganze Haus so unheimlich, als spräche aus jedem Stein und Balken das Verbrechen, das es gegründet haben sollte.

Als flöhe er vor einer verzauberten Behausung, die ihn festbannen wolle, machte sich Diethelm davon, und die Leute schauten ihm verwundert nach, als er in gestrecktem Galopp über die Hochebene davonjagte.

Als es wieder bergab ging, hemmte Diethelm kein Rad, und die Klappen stemmten sich rechts und links, und Diethelm fuhr immer hin und her, um dadurch eine Schlängelung des Wagens zu gewinnen; da krachte es plötzlich, der Sattelgaul stürzte und riß Diethelm mit sich vom Wagen herab, daß Fränz laut aufschrie. Herbeieilende Wegknechte halfen bald wieder auf, Diethelm hatte sich nicht beschädigt, nur hinkte er am linken Fuß. Die zerbrochene Deichsel wurde zusammengebunden, und die wild gewordenen Pferde an der Hand führend, ging Diethelm mit der Fränz neben ihnen her. Eine gute Strecke gingen sie lautlos dahin, jetzt hielt Diethelm an, nahm seufzend den Hut ab, seine Haare schienen in der That seit zwei Tagen sehr gebleicht zu haben, und an das staubbedeckte Pferd gelehnt sagte er mit zitternder Stimme: Fränz, ich thät' sterben, ich thät' mir selber den Tod an, wenn ich auf meine alten Tage in Noth käm'; wenn ich laufen müßt' und nicht mehr fahren könnt'. Gud, ich mein', ich geh' knietief im Boden, so schwer wird mir's. Wenn ich so weit 'runterkäme — nein, es darf nicht sein. Ich bin nicht allein, ein ganzes Dorf stürzt mit mir. Wenn ich Niemand mehr was schenken könnt' — lieber möcht' ich gestorben sein.

Fränz tröstete, so gut sie konnte, und nannte diese Schwermuth nur eine Folge des Schreckens. In Unterthailfingen, kaum noch eine Stunde von Buchenberg, war Diethelm eigentlich schon zu Hause, denn hier hatte er einen Weidgang für vierhundert Schafe gepachtet. An der Schmiede wurde nun die zerbrochene Deichsel wieder festgenietet, und der Wein im Wirthshause festigte fast eben so das geknickte Gemüth Diethelm's, ja er fühlte sich so frisch gestimmt, als

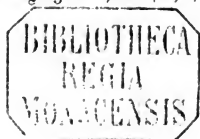
ginge es zu einer besondern Festlichkeit, und in seltsamer Laune schickte er nach dem Vater und ließ sich von ihm mitten in der Woche die Bartstoppeln abnehmen.

Achtes Kapitel.

Mit Aufsehen erregendem Wagengerassel fuhr Diethelm in Buchenberg ein, aber es schaute Niemand nach ihm, denn eben läutete die große Glocke, die sogenannte alte Kathrin', die nur bei Sterbefällen und in Feuergefähr allein angezogen wurde. Diethelm fühlte, wie dieser Klang ihm den Athem stellte. Wär's möglich, daß seine Frau sich ein Leid angethan? Er mußte die Leute auf der Straße für die arme Seele beten lassen und konnte nicht fragen.

Wer ist gestorben? fragte er beim Wirthshause zum Waldhorn anhaltend, und erhielt zur Antwort, daß man dem alten Küfermichel zum Verscheiden läute. Diethelm knallte mit der Peitsche. Es war nicht der Mühe werth, um den alten Mann so viel Aufhebens zu machen.

Heitern Sinnes fuhr er das Dorf hinaus nach seinem Gehöfte. Im hellen Mittagsglanze lag Haus und Scheuer und Ställe stattlich da. Das Haus, mit der Giebelseite nach der Straße gekehrt, von den Grundmauern bis zum Dache um und um mit graugewordenen Schindeln vertäfelt, die als Wetterpanzer dienten, öffnete jetzt so zu sagen seinen Mund und erhielt große Brocken; denn in dem Vorbaue am Dache standen zwei Männer und zogen an der Radwinde die Wollballen herein, die von unten hinaufgeschrotet wurden. Aus dem Schornstein stieg kein mittäglicher Rauch auf, und es war nun doppelt gut, daß in der kalten Herberge vorgesorgt war. Während er den kleinen Hügel hinanfuhr, überlegte Diet-



helm, wie er dem keifenden Wesen der Frau begegnen solle, und es blieb schließlich dabei, daß er zu Allem lächeln und geheimnißvoll thun müsse, als ob er einen großen Gewinn in der Tasche und noch einen größeren in Aussicht habe. Als er anhielt und abstieg, ließ sich Niemand sehen. Diethelm führte selbst die Pferde in den Stall und schickte durch Fränz das Manteltuch der Mutter; dann ging er an der Stubenthür vorbei, drinnen er laut weinen hörte, hinauf auf den Speicher, und als er hier mit Medard zankte, weil er die verschiedenen Sorten unter einander gelegt, erwiderte dieser troßig, das ganze Geschäft sei eigentlich nicht seine Sache, er sei Schäfer und nicht Kaufmannsdiener. Zu jeder andern Zeit hätte Diethelm auf solche troßige Art tapfer ausgehirtet, heute aber brummte er nur vor sich hin „wart' nur, trummer Spitzbub“, und sprach kein lautes Wort. Er wollte es vor Allem vermeiden, vor den vielen ein- und ausgehenden Fremden im Hause irgend Zank laut werden zu lassen; denn es konnte dabei Manches zu Tage kommen, was besser verborgen blieb, auch wußte er, wie große Stücke seine Frau auf den Schäfer und seine ganze Sippschaft hielt. Als er wieder die Stiege herab kam, stand die Frau am Herd und zündete ein Feuer an, Er reichte ihr die Hand und fragte:

Warum hast denn bis jetzt kein Feuer angemacht?

Ich hab' warten wollen, bis du's selber anzündest, erwiderte die Frau in schmollendem Tone. Diethelm stand erstarrt und biß auf die Lippen. Was meinte die Frau mit diesen Worten? Wie konnte sie ahnen, daß heute schon zum Zweitenmale ein solcher Gedanke ihm wie ein brennender Funke in die Seele fiel? Die Frau aber schien diese Worte nur unbedacht als scharfe Widerrede gesprochen zu haben; denn ohne weiter darauf einzugehen, schalt sie die Fränz:

Was läuffst so 'rum wie ein Schlittengaul? Zieh deine Sonntagskleider aus. Es ist ja Sünd' und Schad'. Wirft

doch nicht so daheim 'rumlaufen wollen? Bei rechtshaffenen Bauerleuten ist's immer so gewesen: wenn man heim kommt, zieht man seine Werttagskleider an und legt die guten ordentlich in den Schrank. Aus dem Weg! Darfst mir nichts anrühren. Fahr in der Welt herum oder zum Teufel, wohin du magst!

Der Zorn gegen den Vater ging, wie schon so oft, auch diesmal an dem Kind aus; denn einerseits hatte Martha nicht den vollen Muth gegen ihren Mann, andererseits wußte sie, daß eine Kränkung der Fränz ihm doppelt wehe thue. Fränz wollte laut aufweinen, aber Diethelm beschwichtigte sie und sagte:

Die Mutter hat Recht, ganz Recht hat sie, aber heut ist eine Ausnahme, heut kommen noch viele Leut', und da darf man nicht so verhudelt 'rumlaufen.

Und ich? ich kann das Afschenputtel sein? frug die Mutter.

Du mußt dich auch besser anthun. Wie gefällt dir das Manteltuch? Frau, du wirst dein' Freud' haben an dem Marktgang, sagte Diethelm mit zutraulicher Stimme, während er klein Holz häckelte, eine Aufmerksamkeit, die er seit den ersten Jahren der Ehe nicht mehr gehabt hatte.

Der Hausfriede war nun nothdürftig hergestellt, und Diethelm mußte bei Tische thun, als ob er noch nirgends gespeiß't habe; er würgte jeden Bissen mit Mühe hinab, und sein ganzes Heimwesen erschien ihm auf einmal so düster. Wie war's draußen in der Welt so hell und freundlich und Alles so zuvorkommend, und hier mußte er immer thun, als ob er das Gnadenbrod esse. Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitbrachte, war plötzlich gefängnißdumpf, und als er wieder hinabkam und seine Halbkutsche sah, meinte er, er müsse gleich wieder anspannen und fort, immer weiter; auf der kalten Herberge, im Stern, in der Post, überall war's viel besser, sonniger und lustiger.

Wagen an Wagen kamen angefahren, Heerden hielten

unten am Wege und blötkten so kläglich, und Diethelm war's wieder, als ob ihn all das neue Besizthum erdrückte; er hatte außer Medard noch zwei Schäfer in Dienst genommen, und noch hatte jeder mehr als die gewohnte Zahl Vierhundert zu hüten. Aber er that freundlich und wohlgemuth, er half selber die Ballen oben in der Luke einziehen, und einmal schrie Alles laut auf, denn Diethelm hatte sich zu weit hinausgewagt, er hing frei in der Luft am Seil, es war ihm, als schwebte er über dem Abgrund; er wußte nicht, sollte er festhalten oder freiwillig hinabstürzen, daß er zerschmetterte und Alles auf Einmal aus sei; aber unwillkürlich hielt er fest, und besonders der Geistesgegenwart und dem entschiedenen Commando des Schäfersoldaten Munde war es zu danken, daß vor lauter Staunen über den möglichen Unfall derselbe nicht in der That eintraf. Die Männer unten ließen leise die Last wieder herabgleiten, und Diethelm stand schwankend auf dem Boden und fühlte, wie er aus Noth und Tod plötzlich wieder ins Leben gestellt war. Die Gefahr, in der Diethelm geschwebt, hatte plötzlich wieder all die Liebe Martha's zu ihm geweckt, sie umhalf'te ihn laut weinend und dankte Gott für seine Rettung. Vor einer Stunde noch voll Zühorn und giftiger Verwünschungen, verfiel sie jetzt in die ganz entgegengesetzte Stimmung, daß sie ihren Diethelm „verfindelte“, so daß dieser einst von solcher altmütterlichen Behandlungsart gesagt hatte: es fehle weiter nichts, als daß ihm seine Frau noch Kindchensbrey koche. Martha duldete es nicht mehr, daß Diethelm irgend Hand anlege; sie besorgte selber die Empfangnahme alles Eingekauften, Diethelm mußte in der Stube sitzen, und wie er draußen lärmten und rufen hörte, kam er sich vor, als wäre er im Fieber gefangen, und Alles stürmte auf ihn ein, und er konnte sich nicht wehren und mußte still Alles mit sich geschehen lassen.

Endlich waren die leeren Wagen abgefahren, die Heerden in den weitläufigen, an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend, und Diethelm fühlte sich so

wohl daheim, daß ihm die vergangenen Tage und das Hinaussehen wie ein Traum erschien. Hier allein war Friede und Glückseligkeit. Er ließ den Munde in die Stube rufen, dankte ihm für seine entschiedene Hülfe und schenkte ihm einen Kronenthaler. Munde nahm zaghaft das dargebotene Geld, aber er nahm es doch, und fast stolperte er über Fränz, die am Spinnrocken saß, und verließ ohne ein Wort die Stube. Diethelm war so hingegeben, daß er fast geneigt war, seiner Frau die ganze Lage seiner Verhältnisse zu offenbaren; aber er hielt noch zeitig genug an sich und erklärte ihr nur, daß er entschlossen sei, nur noch diesmal die Handelschaft zu treiben, dann wolle er wiederum hier oder anderswo sich Acker kaufen und ruhig bauern, wie ehemals. Diese tröstliche Aussicht, die das Antlitz der Frau fast verjüngte, erfüllte Diethelm selbst mit einer heitern Gemüthsruhe, und in ihm sprach's: es muß Alles wieder gut werden, Gott darf eine so schöne Zukunft nicht zu Schanden werden lassen. . . Eine andächtige Stille herrschte in der Stube, und Diethelm zog die Uhr auf, das war das Zeichen, daß es Zeit zum Schlafengehen sei.

Neuntes Kapitel.

Fränz allein war voll Unruhe und Widerstreit. Es war ein seltsam geartetes Kind, wie es in einer Ehe, die so oft von Zwietracht zerstört war, kaum anders erwachsen konnte. Als sie noch Kind war, scheuten sich die Eltern anfangs noch, irgend einen Zerfall vor ihr laut werden zu lassen; nach und nach aber verlor sich diese Zurückhaltung, ja die häßigen Reden des Einen und des Andern wurden

immer an das Kind gerichtet, da hieß es oft: das Vermögen kommt alles von deinem Vater her, darum darf er's verklumpen, und andererseits: dein' Mutter kann in ihren jungen Tagen nichts als gruchzen und flennen. Es fielen aber auch noch unumwundene und viel derbere Reden, und das Kind stand dazwischen, wie wenn wilde Vögel ihm ums Haupt schwirrten, und wußte nicht, wie ihm geschah. Wenn der Zwiespalt außs Neuzerste gediehen war und doch wieder ein Jedes innerlich fühlte, wie sehr es an das Andere gebunden war, und nur den Weg zu dieser Neuzerung nicht finden konnte, dann haßte ein Jedes nach dem Kind und schwur auf sein Haupt: Wenn du nicht wärst, dann wäre ich schon lang ins Wasser gesprungen, oder ich hätte mich an einen Baum gehängt u. dgl. Bei diesen Reden stand das Kind wie ein Lamm da, und wie es die großen braunen Augen aufschlug, sprachen Worte und Gedanken daraus, die Niemand verstehen konnte und wollte. Bisweilen wurde auch Fränz zum Friedensboten gemacht und von der Mutter nach dem Wirthshaus zum Waldhorn oder in den Stall geschickt, dem Vater leise zu sagen, wenn er Alles wolle aus sein lassen, möge er zum Essen kommen; oder auch umgekehrt: der Vater schickte Fränz nach der Mutter, die sich in der Regel in das Haus des alten Schäferle, zum Vater von Medard und Munde flüchtete. Natürlich konnte hierbei von Kinderzucht gar keine Rede sein, und es war nur dem guten Naturell des Mädchens zu danken, daß es nicht widerspenstig und höhnißch gegen die Eltern wurde. Die Kameradschaft mit Munde, der ein aufgeweckter und äußerst zartfünniger Knabe war, trug viel dazu bei, eine gewisse Milde in das herrische und heftige Wesen des Mädchens zu bringen. Als Fränz zur Jungfrau zu reisen begann, war sie oft unbegreiflich schwermüthig und still. In jener Zeit begann aber der Fruchthandel und bald darauf die Schafhalterei Diethelm's; er nahm nun das Kind so oft als möglich mit auf seine Fahrten, und von da an lernte Fränz

das Leben außer dem Hause als das allein schöne kennen und wurde Meisterin einer weltläufigen Verstellungskunst; denn wenn man den Diethelm erinnerte, zu welcher Stellung er, der frühere Knecht, gekommen war, verfehlte er nicht, sein häusliches Glück zu preisen. Schon mit ihrem fünfzehnten Jahre merkte Fränz die bald offenen, bald verstedteren Werbungen um sie, und sie verstand es, dieselben hinzuhalten, während sie daheim den getreuen Munde am Bändel führte und ihn in der That von Herzen lieb hatte. Denn Fränz war bei alle dem doch kein durchaus verdorbenes Wesen, sie war gutherzig und arbeitssam, nach Laune oft bis zum Uebermaß, sie hatte die Lust zu schenken, wie ihr Vater; nur erschien ihr das, was man als Liebe pries, oft wie ein Possenspiel, sie sah es ja vor sich bei ihren Eltern; sie glaubte nicht an einen Frieden, und Alles war nur der Welt wegen, damit Die draußen nichts merken. Wenn Zant und Hader zwischen den Eltern war, erging es ihr fast noch am besten, da wurde sie von Jedem gehätschelt und durfte thun, was sie wollte; und wenn dann eine Versöhnung stattgefunden hatte, in der sich Jedes bestrebte, dem Andern besonders liebevoll zu sein, hätte sie gerne vor Verachtung die Zunge gegen Beide herausgestreckt; sie wußte ja wohl, daß keine Friedsamkeit von Dauer war. Fränz war in der That, wie sie schon Medard auf dem Markte genannt hatte, ein Nüdel. Ein Oberdeutscher weiß gleich, was es heißen will, und es wird ihm doch schwer, dies zu erklären; denn damit, daß es ein Wesen voll Tücken und Rüden bezeichnet, ist noch nicht Alles erschöpft, ist ja damit noch nicht dargethan, daß man dem Nüdel auch gut sein muß, man mag wollen oder nicht. Der Nüdel kann bis zu einem gewissen Grade aufrichtig, treuherzig sein, er kann es manchen Menschen anthun, daß sie ihm zu Willen leben müssen, und wenn sie sich tausendmal darüber ärgern, und dann hat der Nüdel seine besondere Freude, mit den Menschen zu spielen, sie gegen einander zu hetzen, und wenn die Händel ausgebrochen sind, daneben zu

siehen, als ob er kein Wässerlein trüben könne. Das einzige Bestreben der Fränz war nur, recht bald aus dem Hause und in recht schöne reiche Verhältnisse hinein zu kommen. Von den ländlichen Bewerbern, die sie ehemals kaum angesehen hatte, zeigte sich auffallenderweise seit einem Jahre keiner mehr, und Fränz, die vielgewanderte, sagte sich auch, daß sie keine Lust habe, auf einem einsamen Bauernhof ihr Leben zu verbringen, wo man froh ist, wenn eine Samenhändlerin kommt und einem von der Welt berichtet. Engelwirthin! das ist das Rechte, aber nur bald, nur fort aus dem Hause, sagte sich Fränz, während sie still spann.

So verließ Fränz auch jetzt wieder die Stube, und ohne sich deutlich zu machen, was sie wollte, ging sie vor das Haus, um vielleicht noch Munde zu sehen, der fast über sie gestolpert war, als er den Kronenthaler empfing. Die Liebe des schönen jungen Burschen, der sie mit den Augen verschlingen wollte, that ihr wohl; sie zeigte doch, was sie noch vermöge, und wie sie, wenn sie nur wollte, an jedem Finger Einen nach sich ziehen könnte. Am Stall hörte sie drin sprechen, das war die Stimme Munde's, der in Verwünschungen seinem Bruder klagte, daß er nicht den Muth gehabt habe, dem Meister das Geldgeschenk vor die Füße zu werfen; er betrachte ihn noch immer als Meister und wolle es auch wegen der Fränz nicht mit ihm verderben. Medard tröstete so gut er konnte und schalt über die Meisterleute, die zu Grund gehen müßten, und eben zog er über Fränz los und sagte, daß in ihr keine getreue Alder sei; da trat Fränz unter die Stallthüre, und als hätte sie nichts gehört, rief sie dem Munde zu, sie wolle ihm noch „bhüts Gott“ sagen, weil er wohl morgen früh abreise. Rasch trat Munde heraus und hielt zitternd die Hand der Fränz in seinen beiden Händen, er wollte eben sprechen, als man vom Hause her Schritte vernahm, und halb widerwillig zog er die Fränz mit sich fort in den Grasgarten hinter den Schaffstall. Nichtig kam nochmals Diethelm und schärfte dem Medard

ein, ja niemals bei Licht Heu vom Boden herabzuholen, es läge jetzt ein ganzes Vermögen auf dem ersten Speicher. Medard mußte ihm noch die Laternen zeigen, damit er wisse, daß keine beschädigt sei, und er befahl ihm, sie morgenden Tages mit Drahtgitter überziehen zu lassen; dann kehrte Diethelm wieder ins Haus zurück. Unterdessen war Munde in seliger Liebe bei Fränz, sie neckte ihn damit, daß sie wahrscheinlich Engelwirthin in G. werde, aber Munde schalt sie über diese Neckerei und glaubte nicht daran. Als sie ihm sagte, daß sie ganz gewiß nach der Hauptstadt käme, um dort das Kochen und Nähen zu lernen, war Munde voll Jubels und gab Fränz genau an, wo sie ihm Nachricht geben könne, und Fränz neckte ihn nicht mehr mit der Engelwirthin. Als sie ihm endlich den letzten Kuß gab und verschwand, rief ihr noch Munde nach: aber nur für heut.

Fränz kehrte wohlgemuth ins Haus zurück. Wenn alle Stränge brechen, bleibt ihr noch der Munde, dessen war sie gewiß.

Als Munde neben seinem Bruder in der Stallkammer lag, sagte dieser: Und ich wette meinen Kopf, der Diethelm will das Haus anstecken, um wieder reich zu werden, drum ist er so ein Laternenvisitator, aber mich betrügt er nicht.

Sei still, das darfst nicht reden, oder ich muß dir aufs Maul schlagen, rief Munde in größter Heftigkeit.

Du mir, Büble? wer bist denn du? rief Medard und paff! hatte der Bruder einen Schlag weg, aber steckte ihn ruhig ein und, ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und machte sich mitten in der Nacht auf den Weg nach der Garnison.

Zehntes Kapitel.

Eine feste Friedsamkeit lag in dem Wesen Diethelm's, als er am andern Morgen in seinen berühmten grünen Saffianpantoffeln im sonnigen Hofraum umher spazierte. Die Nacht, vor der es ihm so seltsam bange war, ist glücklich vorüber, und so wird auch alles Sorgen und Zagen ein heiteres Ende nehmen, es gilt nur ruhig stillhalten und die günstige Gelegenheit erfassen. Ein bedeutungsvolles Anzeichen kündigte sich eben jetzt an. Der Metzger, mit dem Diethelm vorgestern nicht handelseins werden konnte, kam gerade den Hügel heran, hatte allerlei Ausreden, wie er zufällig daher komme, und begann nochmals einen geringen Kaufpreis anzubieten, aber Diethelm war klug genug, die Kauflust des Metzgers zu ersehen, und sagte stolz und fest: wenn nichts mehr geredet werde, halte er sein Wort, und bleibe es bei dem auf dem Markte Besprochenen, wo nicht, wenn er nicht, bevor die Heerde den Berg hinab ist, in die Hand einschlage, verlange er für jeden Hammel einen Gulden mehr. Der Metzger schlug ein, und Diethelm hatte schon am frühen Morgen dreihundert Hammel verkauft und dabei eine namhafte Summe gewonnen. Diethelm ging mit dem Metzger ins Feld und übergab ihm die gesondert gehaltene Heerde, die sogleich nach der Hauptstadt getrieben wurde, und eben als er noch im Wirthshaus saß und dort die baare Bezahlung empfing, kam ein Wagen angefahren, und in die Stube trat bald darauf der Kaufmann Gäbler mit noch zwei Männern, die Diethelm als die Oberfeuerschau vorgestellt wurden. Diethelm war sichtlich betroffen, aber schnell sagte er mit Entschiedenheit: daß er es mit dem Versichern nicht so ernst gemeint habe, sein Haus läge so einödig, und er könne schon selber jede Feuergefahr abwenden und sei überhaupt entschlossen, die erworbenen Vorräthe bald wieder loszuschlagen. Der Kaufmann Gäbler widersprach heftig, und die Feuer-

schäumänner, der Metzger und selbst der Waldhornwirth redeten Diethelm zu, er möge doch versichern, da sei man für alle Gefahren geborgen, und der Zins sei so gering. Gäbler faßte schnell den Waldhornwirth beim Wort und hatte ihn bald gewonnen. Während nun die Fahrniß im Wirthshaus aufgenommen wurde, eilte Diethelm heim, um seine Frau gütlich vorzubereiten. Er übergab ihr zuerst das eingenommene Geld für die Hämmel und zeigte ihr zum Erstenmal in seiner rothen Schreibtafel den Einkaufspreis und ließ sie den Gewinnst selber ausrechnen. Die Frau nickte zufrieden und verschloß eben das Geld in ihren Schrank, als Diethelm von der bald ankommenden Feuerschau und der Fahrnißversicherung sprach. Wie gewaltjam gepackt kehrte sich Martha um und sah ihrem Manne, der am Fenster stand, starr ins Gesicht, dann setzte sie sich rasch auf einen Stuhl, legte die Hände gefaltet in den Schooß und jammerte vor sich nieder: Ist's so weit?

Was meinst? Was hast? fragte Diethelm.

Mußt du anzünden? fragte Martha ohne aufzuschauen, und wild auffahrend erwiderte Diethelm:

Weib, daß du mich für so schlecht hältst, hätt' ich doch nie geglaubt. Guck, aber nein, du traust mir ja nicht aufs Wort. Guck, mich soll die Sonn', wie sie jetzt am Himmel steht, nie mehr bescheinen, nie mehr warm machen, wenn ich nur einen Gedanken an so was hab'.

Und plötzlich fühlte Diethelm, wie es ihm frostig den Rücken hinabließ, als wären die Sonnenstrahlen auf Einmal eiskalt, er schaute sich um und verschloß lächelnd das Fenster, das er in der Hestigkeit aufgestoßen hatte, so daß durch die offen stehende Thür ein Luftzug strömte.

Verzeih mir, was ich gesagt hab', und glaub mir, ich hab's nie gedacht, sagte die Frau aufstehend, ich will nur ein bißle Ordnung machen, daß nicht Alles so unters über sich ansieht, wenn die Herren kommen.

Rasch veränderte sich der leidmüthige Ausdruck ihres

Gefichts, und es war leicht zu erkennen, daß sie mit Stolz daran dachte, welche Augen die fremden Herren machen würden, wenn sie über Risten und Kasten kämen. Festen Schrittes verließ Martha die Stube.

Diethelm stand wie gebannt an das Fenster Sims gelehnt, er rieb sich die plötzlich so trocken und kalt gewordenen Hände und fühlte mit Behagen, wie die Sonne ihm den Rücken durchwärmte. Durch seinen Sinn zog die gräßliche Anmuthung, die ihn auf dem Marktplatz in G. zum Erstenmale getroffen und niedergeworfen hatte, dann auf der kalten Herberge so verlockend und doch widerlich, und jetzt daheim so vorwurfsvoll an ihn gekommen war. Wie kann nur ein Mensch daran denken, und gar ihm solches zumuthen? Und doch, drängt ihn nicht Alles mit Gewalt dazu, und ist das nicht die letzte Rettung, wenn er sich in seinen Aussichten betrogen und die Waare ihm auf dem Halse liegen bleibt?

Diethelm war's, als ob die Mauer, daran er sich lehnte, plötzlich morsch würde und zurückwiche, und ein Schwindel erfaßte ihn wie gestern, als er oben in freier Luft zwischen Himmel und Erde schwebte. Diethelm schob die Ursache hievon auf die brennenden Sonnenstrahlen, die wie zu Zeugen angerufen ihm heiß auf Haupt und Rücken brannten. Wie mit traulichem Gruß an alle seine Habe ging er durch Stube und Kammern, durch Ställe und Scheunen; er gedachte der Zeiten, wie er als armer Bursch hiehergekommen war und nichts sein genannt, als was er auf dem Leibe trug, und wie er so glücklich war, als das ganze Haus mit Allem, was darin war, sein Besitzthum wurde; jedes Messer, jede Sense, jedes Feldgeräth bewillkommte er damals mit freudigem Blicke, das war jetzt alles sein eigen. Das ist doch ein ander Leben, in der Welt zu Haus zu sein, Theil zu haben an ihr. Es war ihm damals, als hätte er an dem Hause und dem, was es erfüllte, einen neuen Leib gewonnen. Wer darf daran denken, das Alles in Staub zu verwandeln? Ist das nicht wie ein Selbstmord? Freilich sind das nur leblose Dinge, die man

neu viel schöner und besser haben kann, aber es sind doch nicht die alten, treu gewohnten . . . Und wenn man sich nicht anders helfen kann und Alles verbrennen muß, dann ist's noch Zeit genug daran zu denken, dann drückt man die Augen zu und thut's — aber jetzt, jetzt darf man nicht daran denken. . .

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerbeschau schon in der Wohnstube versammelt war. Nochmals lehnte er die Versicherung ab und sagte, auch seine Frau wünsche sie nicht; aber Martha widersprach, und nun ging's im Geleite nochmals treppauf und treppab, und Alles wurde aufgezeichnet und gewerthet. Diethelm that oft Einspruch, daß man ihn zu hoch einschätze, und ließ sich nur von dem Waldhornwirth beschwichtigen, der ihm die Nützlichkeit hievon immer mehr darlegte; Diethelm sah schnell, daß die Unbefangtheit, mit der er Einsprache erhob, ihm für jetzt und später sehr zu statten käme, und als es nun endlich an die Wollvorräthe und die Zahl der Heerde kam, gab er selbst einen hohen Werth an, der in Betracht seines früheren Widerstrebens ohne Einsprache angenommen wurde. Die Versicherungssumme belief sich gegen zwanzigtausend Gulden, und Diethelm schmunzelte, als die Feuerbeschauer rühmend sagten: man sehe es einem bescheidenen Bauernhaus gar nicht an, was darin stecke, besonders die Aussteuer der Fränz dürfe sich sehen lassen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die prahlerische Frage stellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpfandscheine nach dem vollen Werthe versichere. Für so reich hatte den Diethelm doch Niemand gehalten.

Scherzhaft fragte er noch zuletzt: Wie hoch habt ihr die Wanduhr dort angeschlagen? die kostet mich keinen Heller mehr und keinen weniger, als achttausend Gulden.

Er erzählte nun unter Lachen, wie ihn sein Schwager

betrogen, und da er die Summe fast um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blicke seiner Frau zu begegnen, der, wie er zu spüren glaubte, zurechtweisend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei rothen Händen in Ermangelung eines Fensterladens auf die Hausthür genagelt. Martha saß daneben auf der steinernen Hausbank. Diethelm stand bei ihr. Als der erste Hammerschlag geführt wurde, sagte sie leise vor sich hin:

Mir ist's, wie wenn ich den Nagel in meinen Sarg schlagen hörte. Diethelm blickte sie nur scharf an, und ob dieser Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hause, sondern ging mit den Männern hinab in das Waldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feinwolligen Schafe, die man nicht im Pferch übernachten ließ, am Abend heimkamen, schauten sie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Hausthür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenvisitation, und noch spät in der Nacht trug Medard seine geringe Habe zu seinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Theil des Trintgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein schweigsames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu seinem Lebensunterhalte fast nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak, und ein Trintgeld ließ er nicht gern altbacken werden. Vom Waldhorn herab tönte durch das stille Dorf Lachen und lautes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirthsstube trat, wurde er mit großem Halloh empfangen, und Diethelm ließ ihm sogleich einen Schoppen einschenken, denn Alles um ihn her sollte lustig sein, wie er's selber war. Er hatte heute wieder seinen Hauptspaß, er gab dem Lehrer und vielen Anderen schwere Rechnungsexempel auf, Rättselrechnungen, die Niemand herausbrachte; und wenn Alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Lehweiler, von dem er das gelernt, und die

Bewunderung und die Schmeichelreden Aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man spät in der Nacht, nicht eben sicher auf den Beinen, aufstand, machte ein Witzwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte gesagt: Diethelm, dir schadet ein Brand (Kausch) nichts, du bist ja in der Brandversicherung.

Diethelm lachte laut und wurde auf einmal nüchtern, und auf dem ganzen Heimwege verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun so hellgemuth daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geschäftsreisen in der Ferne sich tummeln zu müssen. In der That kamen jetzt auch, von Reppenberger und Anderen angewiesen, mehrere Händler, besahen die Vorräthe Diethelm's, konnten aber nicht handelsweis mit ihm werden; und die Mahnung, wie sehr die Wolle durch langes Lagern an Aussehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von sich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute Schick, auf den er harnte und hoffte, nicht ausbleibe; er glaubte an ihn wie an eine Verheißung, und fast noch mehr als an eine solche. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrund dieser Zuversicht nachzuspüren, und mit einem allgemeinen Troste beschwichtigte er das Grübeln, wenn er sich ausdenken wollte, in welcher Weise denn sein zukünftiges Glück eintreten solle. Diethelm war jetzt auffallend weichmüthig und gutherzig gegen Jedermann, und sagte auch immer bessere Vorjäge für kommende Tage; und solch ein Mann, sagte er sich dann oft, solch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel ist. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche, und im Wirthshaus zum Waldhorn unterhielt er sich viel mit dem Pfarrer, und dieser sagte oft zu den Wirthsleuten und zu Anderen: er habe den Diethelm gar nicht so gekannt, unter seinem starkthuerischen Gebaren ruhe ein demuthvolles und gläubiges Gemüth, und dabei sei er ein guter politischer Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu sehr monarchischer Natur und dünkte sich zu er-

haben über Alle unter ihm, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte; nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab; die Ehre von so Vielen erwählt zu werden, dünkte ihn fast noch größer, als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche schalten jetzt sogar auf Martha, die mit ihrem zänkischen und schwermüthigen Wesen den braven Mann oft aus dem Hause treibe; es muß aber zur Ehre Diethelm's gesagt werden, daß er immer entschiedene Einsprache that, wenn er Derartiges merkte. Er hielt es für eine Verfündigung, durch Ungerechtigkeiten gegen andere erhoben zu werden; aber so sehr war er bereits in inneren Wirrwarr gerathen, daß er diese einfache Ehrlichkeit für ein besonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt sich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewissermaßen sein zweites Heimwesen, und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf dem Wirthshause, und der ohnedies geschmeidige und schmeichlerische Wirth war sein Neffe, dem er zum Ankauf dieses Hauses verholpen hatte; natürlich also, daß Diethelm hier unbedingte Botmäßigkeit fand, wie sonst nirgends, und er ließ sich diese gern gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Postboten ab; die Quittung für eine drängende Schuld, die er mit der erworbenen baaren Summe getilgt hatte, blieb nicht aus, aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und die er auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, welche der Herbstwind lustig davon trug. Ganz buchstäblich schlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer sah, mit ihm Alles besprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und versicherte Martha, sie solle nur auf ihre Sache sehen, er werde die seinige schon auseinander haspeln. Martha war wie alle Frauen vornehmlich aufs Erhalten bedacht, und diese durch die kleinlichen Hantierungen des Lebens bedingte Tugend, erschien Diethelm in seinen weit ausgreifenden erobernden Plänen als engherzig. Martha war schon zufrieden, daß er

ihrem Drängen nachgab, sich nicht zum Abgeordneten wählen zu lassen, was er eigentlich nie recht im Sinne gehabt; nur that er jetzt, als ob er damit seinen liebsten Wunsch opfere.

Fränz bestürmte den Vater, sie, wie er versprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widersetzte sich unnachgiebig diesem Vorhaben. Fränz schwieg und that, als ob sie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbst wurde, im Dorfe die Dreschzeit begann und die Wege so grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinab kam, um so mächtiger wurde die Sehnsucht der Fränz nach dem Stadtleben; sie war wie ein Wandervogel, der gewaltsam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerspruchs der Mutter wußte sie es dahin zu bringen, daß sie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsstadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kauflustige für seine Borräthe fand, ward es ihr nicht schwer, ihn zu bestimmen, mit ihr nach der Hauptstadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angstvoll von Zweig zu Zweig hüpfet, bald ausschaut, bald ruft: so wanderte Diethelm hier hin und her und verstand sich endlich zu dem schweren Entschluß, selber Anerbietungen zu machen und durch Zwischenhändler verbreiten zu lassen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hause, als Ausichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem sehr niedrigen Tagespreise abgeben sollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn sie blieb im Kautenkranz, in dem Wirthshause, wo Diethelm stets seine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirthschaftskunst zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar still her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Borräthe zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er sich's an, bezahlte Anfangs baar, gerieth aber auch nach und nach ins Borgen und behaftete sich mit einer Anzahl sogenannter kleiner

Klettenschulden, so daß das einsame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die besonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hause, nur um der Anschauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängnissen zu entgehen. Er ärgerte sich jetzt über viele Menschen und sah erst jetzt, wie er es hatte geschehen lassen, daß er von Jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menschen, die ihm sonst brav und rechtschaffen erschienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böser hatte es Martha daheim. Leute, die sie sonst nicht lange bei sich geduldet hätte, saßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn sie ließen sich nicht damit abweisen, daß Diethelm nicht zu Hause sei, sie wollten seine Rückkunft abwarten, und Martha, die vor Zorn und Kummer fast vergehen wollte, mußte noch freundlich thun, mußte diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sich fast entschuldigen, wenn sie etwas für sich bereitete, denn sie sah nicht undeutlich die höhnißch frechen Blicke, als ob sie vom Eigenthum fremder Menschey lebte. Sie fürchtete sich, die Stube zu verlassen, denn sie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieses Hauses gesprochen wurde, und wie bald die Kunde hievon landauf und landab sich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als sollte sie das ganze Haus mit allem was darin ist verlassen und davon rennen; es war ja himmelstreichend, wie ihr einziges Kind sie so heimtückisch verlassen hatte, und wie ihr Mann sie dem Glende und der Schande preisgab, während er lustig lebte. Dennoch war sie wie festgebannt an das Haus, und endlich griff sie ihren letzten Hört an: es war dies eine nicht unbeträchtliche Summe, die sie verborgen hatte, und die man erst nach ihrem Tode hatte finden sollten. Mit dieser erledigte sie sich nun der Klettenschulden, und Diethelm war bei seiner Heimkehr überaus

wohlgemuth, als er solches vernahm. Als sie ihm den Rest übergab, sagte sie:

Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn so Gläubiger über einen kommen, ist's grad wie beim Dreschen. Anfangs, wenn die Dreschflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langsam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und schneller. Verstehst mich?

Wohl, du bist gescheit. Aber hast nicht noch mehr so geheime Bündel?

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht, und war wieder voll Liebe gegen sie, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, so daß sie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über seine Fahrlässigkeit auszulassen. Er vertröstete sie auf den großen Schick, der unfehlbar nächstens eintreffe, und half nun selber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz schon mehrere versilbert hatte.

Eines Tages lehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da sah er am Wege im Walde an einem ausgehauenen Baumstumpf eine große Schichte von Kienholz. Rasch, ohne sich klar zu machen, was er wollte, hielt er an, sprang ab, raffte einen Arm voll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutschentruckel, verschloß das Kienholz in dasselbe und fuhr rasch davon; bald aber stieg er wieder ab und wusch sich die harzigen Hände im Schnee.

Seltfam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha: Hast nichts im Kutschentruckel?

Warum fragst? erwiderte Diethelm erschreckt.

Ich weiß nicht warum, ich mein' nur so.

Es ist nichts darin, schloß Diethelm fest.

Spät in der Nacht, als Alles im Hause schlief, schlich Diethelm noch einmal hinab, lauschte, ob Medard in seiner Stallkammer schlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutschensitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter

hinauf nach dem Heuboden und versteckte es unter einem Dachstuhlballen; aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieses Versteck besonders gefährlich erschien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts besseres, als das Kienholz wieder in den Kutschenstiz zu verschließen; er faßte dabei den Vorfaß, bei der nächsten Ausfahrt dieses willfähige Brennmaterial wieder auf die Straße zu schleudern. Er schauderte vor sich selber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war, und die Hand auf das Kienholz legend, schwur er vor sich hin in stiller verborgener Nacht, jede Versuchung von sich abzuthun, und wie aus einem wüsten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, schlief er ruhig und fest.

Am andern Tage, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheiten seines Waisenspfergarnantes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutschenstiz, als jedesmal Leute daherkamen, so daß er in seinem seltsamen Thun gestört wurde und wieder davon fuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer sitze, aber bald lachte er über diese alberne Furcht und wollte sich nun gerade zwingen, sie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, sollte er besondere Achtbarkeit empfehlen, da er etwas im Kutschenstize habe, aber das konnte aufmerksam machen, er müßte Red' und Antwort darüber geben, darum war's besser, er schwieg ganz, und so blieb's dabei. Als er auf dem Waisenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen heißen Schreck; er glaubte, er habe den Kutschenstiz nicht recht verschlossen, es war ihm fast sicher, daß er offen war; wenn nun Jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menschen aufsteigen? Ohne nachzusehen unterschrieb Diethelm Alles, was man ihm vorlegte, und eilte nach dem Wirthshaus; seine Vermuthung hatte ihn betrogen, der

Rutschensitz war wohl verschlossen, aber er wagte es nicht, ihn jetzt zu öffnen und nach dem verrätherischen Inhalte zu schauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäbler's vorüberkam, rief ihm dieser zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm versprach zu Neujahr zu bezahlen, und Gäbler sagte, er verlasse sich darauf. Ueberhaupt schien es Diethelm, als ob alle Menschen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, selbst der Sternwirth war wortkarg und ging seinem Geschäfte nach, während er sonst unzertrennlich bei Diethelm saß und mit ihm über Allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menschen, daß sie auf Einmal so ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derselbe, der er von je gewesen? Damals am Markttag erglänzte ihm jedes Angesicht und streckte sich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Better und Familiensürsten“ aufsuchte und sich ihm zu Beforgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer sagte, der sei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menschen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar schien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und seine Ehre angegriffen sei, daß etwas wie eine Verschwörung aller Menschen gegen ihn in der Luft schwebte. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangt besonders huldreiche Zuneigung der Welt, und gerade da bleibt sie aus, und das düster blickende Auge des Bedrängten sah Unfreundlichkeit der Menschen, wo sonst gar nichts gesehen wurde.

Diethelm beauftragte Kübler, eine geweihte Kerze, ein vier und zwanzig Stunden haltiges sogenanntes Taglicht zu kaufen, für den verstorbenen Vater des Waisenkindes, in dessen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kastenverwalter kam, der

Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in sechs Wochen fällig war, bereits anderweit versagt hätte. Der hat auch was, knirschte Diethelm, den Brief in die Tasche steckend, und hätte er in diesem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können, es wäre ihm eine Lust gewesen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kastenverwalters, als Kübler kam, aber er brachte statt Einer Kerze ein Gebund, das vier solcher enthielt.

Ich hab' nur Eine gewollt, aber es ist so auch recht, sagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit fengen und brennen.

Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her, und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, seine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Glut nicht löschen. Am ersten Berg hielt er an, öffnete den Kutschensitz, aber nicht um seinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerstreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Rienholz. Er fühlte einen Stich durchs Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger erfindungsreicher Gedanke: diese Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt sich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend überdachte Diethelm sein ganzes vergangenes Leben. Er spürte ein Jucken in den Augen, als er der unsäglich vielen Freuden gedachte, die er seinen Eltern und allen seinen Angehörigen bereitet hatte; und plötzlich stand es vor ihm, daß sein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Ansässigmachung verhelfe. Alles, was er thue, sei ja zum Guten.

Und jetzt war es, als sähe er seine Fränz, wie sie unter den Menschen herumgestoßen würde, die kein Erbarmen haben, und sich selber sah er sterbenkrank und in Noth und verlassen. Es muß sein . . .

Heute lehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hause zu Muth: Alles hatte einen freundlichen Anschein, und das behäbige und wohlgemuthes Wesen des Wirthes sprach es deutlich aus, daß man nach einer solchen That wieder frisch auf leben kann. Diethelm suchte sich immer mehr einzureden, daß der böse Leumund die Wahrheit verkünde und dieser Wirth ein Brandstifter sei. So saß Diethelm in sich gelehrt und mit glänzenden Augen umschauend, als ein alter Bekannter, der Keppenberger, eintrat und seinen Glückstern pries, daß er ihm einen Weg erspare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den gesammten Wollvorrath zu einem Preise übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn sich ergab. Keppenberger hatte ein so lebendiges Mundstück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerstreut und stotternd Diethelm stets antwortete, wenn er nicht lautlos darein starrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der That, als treibe der Teufel sein Spiel mit ihm. Kaum giebt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken: da kommt die Versuchung und will Alles zum leeren Possenspiel und zu nichts machen. Ist darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit Alles ein eitles Spiel um Nichts sei? Das Herz, das einmal den festen Willen zur bösen That gefaßt, sieht leicht diese schon als in sich vollbracht an, und wie mit dämonischer Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt, und alle Ablenkungen erscheinen nicht als das, was sie sind, sondern als Hindernisse, die übersprungen und besiegt werden müssen. Denn das ist das unergründliche Dunkel, daß das innere

Sinnen, sei es gut oder böse, alle Vorkommnisse wie eine leibliche Speise verwandelt und sich gleich macht. Was vor Kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entschluß sich darstellte, verkehrt sich in unabänderliche Nothwendigkeit, und wie in einen Zauberkreis gebannt, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt sich das Geschick.

Darum muthete diese sonst frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an, und er knirschte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor sich genommen war, daß sonst kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohne öffnete ihm jetzt die schlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einschlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen, und was soll jetzt ein kleiner Gewinn? Der spielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tausend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzusehen war. Darum muß geschehen was beschlossen ist . . .

Als erriethe er Diethelm's Gedanken, sagte der Reppenberger jetzt:

Guck einmal den Wirth an, sitzt er nicht da so unschuldig und fromm wie der heilig Feierabend, und doch weiß er, was er gethan hat und hat sein Haus angezündet und beim Brandlöschen sich einen nassen Finger gemacht und Alles abgewischt, was angekreidet gewesen ist. Jetzt hat er ein neues Haus und baar Geld statt Schulden.

Wer weiß, wie es ihm zu Muth ist, sagte Diethelm, sich mit der Hand hin und her durch das Halstuch streifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und sagte:

Hab' schon gehört, daß du fromm geworden seist, aber glaub mir, wenn alle Leute, die was Ungutes gethan haben, fromm gingen, da könnt' sich ein Aufrechter ums Geld sehen lassen.

Ich will nichts mehr davon hören, sagte Diethelm streng verweisend und sprach nun von dem Verkauf, zu dem

er sich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht, warum er das that, aber so viel war ihm klar, er mußte scheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf sich zu lenken. Auf diese Rücksicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden, und er war im Innern stolz darauf, wie weit er es bereits in der Verstellungskunst gebracht hatte. Diethelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehaufte Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdebedecke, in die sich derselbe behaglich wickelte. Diethelm aber fröstelte es bei dem Gedanken, daß auch er einst, wie Dieser, einer geliebten Pferdebedecke sich freuen könne, und wie er Peitsche und Leitseil in die Hand nahm, sprach es in ihm: Darum muß geholfen werden, so lang ich das noch festhalte.

Der Reppenberger entschlief bald, aber Diethelm wurde von mühsamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verkaufen und vor den Leuten sich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch Alles in die Luft sprengen und mit der hohen Versicherungssumme sich wieder frisch flott machen — das war die Bestimmung, die endlich so fest stand, als wäre sie gar nicht die Geburt seines eigenen Entschlusses; und so ruhig ward er dabei, daß er die Peitsche neben sich steckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf versank wie ein Kind nach dem Nachtgebet. In Unterthailfingen vor dem Wirthshause hielten die Pferde an, und Diethelm erwachte; taumelnd schaute er auf und mußte sich besinnen, wo er war, und im ersten Augenblick erschien die weißverhüllte Gestalt neben ihm wie ein Gespenst. Im Dorfe schlief Alles, und Niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im gestreckten Trab davonfuhr.

Wenn ich nur so ein Rüttschle hätt' wie du, jagte der Reppenberger, wenn ich meine siebzig Jahre da hüben so 'rumfahren könnt', könnten sie meinethwegen in der andern Welt mit mir machen was sie wollen. Und wie nun Diet-

helm immer weiter sein Glück preisen hörte, und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Muth und den rechten Weg gefunden habe, sich eine heitere, sorgenfreie Zukunft zu sichern. Als der Reppenberger seine Pfeife gestopft hatte und jetzt Feuer schlug, fiel Diethelm im Anschauen der springenden Funken der Traum ein, den er so eben gehabt: er ging über eine große weite Haide und es regnete Funken, sie flogen ihm ins Gesicht und auf den blauen Mantel, aber sie zündeten nicht, und er ging darunter hinweg als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene standen Funksensäulen und strömten auf und nieder, und plötzlich stand sein Vater vor ihm und sagte lächelnd: Es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgesicht.

Träume gelten zwar nichts, sagte sich Diethelm, aber dieser hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg stieg der Reppenberger ab, und lustig knallend fuhr Diethelm nach seinem Hause und erzählte der Frau, daß der gute Schid nun in diesen Tagen eintrete und alle Wolle so viel als verkauft sei.

Gott Lob und Dank! rief die Frau, die Hände in einander schlagend, ich hab' dir's nicht sagen wollen, daß mir's immer gewesen ist, wie wenn die Ded' und alles, was darauf ist, mir auf dem Kopf liege.

Mir auch, sagte Diethelm zutraulich, und schnell dachte er jetzt in dieser heitern, arglosen Stimmung Vorsorge zu treffen und er fuhr fort: Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus, und der Teufel hat doch sein Spiel, und wenn auch das Sach versichert ist, was nuht das, wenn Eins von uns umkäm', und da hab' ich mir schon oft gedacht, da zu dem Fenster 'nausspringen thut man sich keinen Schaden, weil der Dunghausen da ist.

Red so was nicht; das heißt Gott versuchen, wehrte die Frau ab, und Diethelm erklärte, daß das nur ein vor-

übergelender Gedanke war; innerlich aber fühlte er sich erleichtert, seiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er sie nicht vorher aus dem Hause bringen konnte; denn durch ihn allein, von keiner andern Menschenseele gekannt, sollte die That geschehen.

Heute machte Diethelm keinen Versuch mehr, den Inhalt des Kutschensizes zu verstreuen, er freute sich des fallenden Schnee's, der die Halbkutsche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über seinen Vorsatz, und doch war's ihm, als hätte er Jemanden das Versprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus schicken, als seine Bruderstochter aus Lezweiler ankam. Noch bevor sie ein Wort reden konnte, weinte sie laut und erklärte endlich, daß man in G. sage, Diethelm werde ihr keine Aussteuer geben, die Hochzeit nicht stattfinden und sie im Elend bleiben. Man konnte nicht herausbringen, woher das Gerücht gekommen war, und das Mädchen, das immer auf der Bank sitzen blieb und nicht aufstand, schwur, daß sie sich ein Leid anthue, wenn das Gerücht wahr sei. Diethelm stand lange still vor dem Mädchen, betrachtete es scharf, so daß es die Augen niederschlug, und sich auf die Brust schlagend, daß es dröhnte, schwur Diethelm: Guck, mir soll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht Alles von mir bekommst, wie ich's versprochen habe.

Er ging mehrmals mit schweren Schritten die Stube auf und ab und stand wieder vor dem Mädchen still und sagte:

Warum hast denn ein so schlechtes Kleid an? Hast keine besseren?

Freilich, ich hab' ja die zwei, die Ihr mir geschenkt habt, aber ich will sie sparen.

Du weißt ja, fuhr Diethelm auf, ich kann nicht leiden, wenn eines von den Meinigen so verlumpt daher kommt.

Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfst du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen, wer ich bin.

Wuth gegen die Welt, die seinen Ehrennamen so grundlos angriff, und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle bösen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in seinem Herzen. Er stand gerechtfertigt vor sich da, das Schlechteste zu thun; traute man ihm ja das Schlechteste zu, und Niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das sich wohl auf einen scharfen Bank gefaßt gemacht hatte, schaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen streichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; sichtbarlich zeigte es sich ihm, er mußte die That thun, um die Stütze seiner Familie zu retten. Die ganze Macht seiner Familienliebe erwachte in ihm; nicht für sich, für alle seine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in seiner That war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in diesen Tagen sich zahlreich eingestellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meister möge doch auch wieder einmal in den Stall kommen und nachschauen. Diethelm wies den Medard mit strengem Blick ab und sagte, er habe jetzt Anderes zu thun; als er aber dem stehenden Blick Medard's begegnete, sagte er: ich komme gleich. Er überdachte schnell, daß er nichts auf sich kommen lassen dürfe, was als Fahrlässigkeit gegen sein Eigenthum erscheinen könne. Sonst hatte er im Winter immer seine besondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer sind sie auf der Weide, dem Auge entriickt, im Winter aber giebt es oft täglich Junge, und Stundenlang war Diethelm im warmen Schafstalle gefessen. Als er jetzt dahin kam, drängten sich alle Schafe auf ihn zu, so daß ihm ganz ängstlich zu Muth wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte sich wieder davon.

Zwölftes Kapitel.

Auch im Schicksal der Menschen giebt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger bestellten Käufers meldete einen Vershub seiner Ankunft auf mehrere Wochen und ersuchte Diethelm, wenn er bald verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptstadt zu kommen. Diethelm ließ sich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahlerisch seine günstigen Aussichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für Alles die genaueste Fürsorge, und doch war ihm jedes Thun nur wie ein Nebengeschäft, wie ein gewaltfamer Zeitvertreib, bis es an die einzige wirkliche That ging. Als ihn der Waldhornwirth aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, schlug er es ab, und doch war sein Antlitz froh gespannt, denn er erinnerte sich des bedeutenden Pulvervorrathes, den er im Hause hatte, und der sich nun auch zu schicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhausegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erschrak er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenster blinken sah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihkerze war, die er selbst aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin ist berechnet, wie lang dieses Licht brennt, und ist es nieder und findet keine Nahrung seiner Flamme mehr, dann erlischt es, findet es aber neue weithinziehende, dann . . . Als Diethelm sich endlich von den Knien aufrichtete, sah er wie verwirrt an sich herab, er konnte sich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen seinen Willen geschehen sein. Hastig verscharrte er die Spuren seiner Kniee im Schnee, und wie er weiter schritt, verscharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzugehen; bald ängstigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verrathen sei, bald hatte er eine

Angst vor seinem eigenen Hause, als ob die todten Wände wüßten, daß er sie in Asche verwandeln wolle, und vorzeitig zusammenstürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben würden. Eine ruheloße Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter sich lassen Alles, was ihn kennt und nennt; die Verwandten werden sich schon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe that es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl gesagt, und Thränen traten ihm in die Augen über seinen eigenen so jähen Tod, den er doch suchen mußte.

In dieser Nacht kämpfte zum Letztenmal der gute Geist Diethelm's mit seinen schlimmen Vorsätzen in gewaltigem Ringen, und eine überraschende Wendung seines Denkens löste auf Einmal allen Hader: Dir bleibt nichts als dich selbst umbringen, das ist eine schwere Sünde — oder Brandstiften, das ist auch ein Verbrechen, aber minder, und du hast schon genug gelitten für das, was du thun wolltest, du hast deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch thun, und du rettest dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Diethelm um und kam, man kann fast sagen, als hartgefrorener Missethäter heim.

Drei Tage ging Diethelm einsam und in sich gekehrt umher; er verstopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und sagte sich innerlich Wort für Wort Alles vor, was er zur gefahrlosen Vollbringung zu thun habe; denn er gewahrte, wie sein Athem schneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte sich vor sich selbst sicher stellen, um mit Umsicht und ohne Leidenschaft und Haß, die leicht das Wichtigste übersieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhof-Bäuerin, die Tochter Martha's erster Ehe, krank sei und nach der Mutter verlange. Diethelm erfaßte dies schnell als eine erwünschte Wendung und drang in seine Frau, daß sie sogleich abreise; er wußte

aber allerlei Ausreden, daß er sie nicht selbst führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieser klagte über Schmerzen in seinem gebrochenen Bein, und der Waldhornwirth war gerne bereit die Base zu führen. Diethelm empfahl ihm, bald zurück zu kehren, da er morgen auch verreisen müsse.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte sich wie zum Ausholen für eine schwere Arbeit.

Spät in der Nacht, als Alles schlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutschenstiz, nahm die Kerzen sorgfältig heraus, that das Kienholz in einen Sack, den er sich über den Rücken band, und stieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufliehenden Leiter, die er doch tausendmal auf- und abgestiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrund zwischen Leben und Tod, und fast schrie er laut auf nach Hülfe, aber noch hatte er Besinnung genug zu überlegen, daß er sich damit ins Elend stürze, und mit letzter Kraft in sich hinein fluchend stemmte er sich an und kletterte behende von Sprosse zu Sprosse und stand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt Alles nieder, wo er stand, ja selbst die Pulversäckchen that er aus der Tasche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereindringen zu lassen, und saß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich vertheilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwischen die Ballen legte, dabei sprach er fast laut vor sich hin: Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwischen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen scheint. Ich muß sie kürzen, sie dürfen nur zwölf Stunden brennen. — Jetzt hatte er Kienholz zwischen zwei Ballen geworfen, aber es fiel so dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entsetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf ersaft, er zitterte, daß die Bretter unter

ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach seinem Munde: Der Teufel! der Teufel! schrie Diethelm und sank lautlos zu Boden.

Meister, Meister, ich bin's, rief jetzt eine Stimme, und Diethelm setzte sich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar schnell war Diethelm gefaßt.

Was thust du da? Du hast stehlen wollen, du Zucht-häusler? rief Diethelm.

Und wenn auch, was darnach? erwiderte Medard spöttisch, die Brandkasse bezahlt's doch.

Rasch schnellte Diethelm empor, und mit den Worten: Ich erwürge dich, du krummer Hallunk, warf er sich auf Medard, schleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Brust.

Ich will ja nichts sagen, lasset nur los, rief Medard mit halberstickter Stimme, und Diethelm gewährte plötzlich, daß er zum Mörder hatte werden wollen, und ließ ab. Wie anders war plötzlich Alles geworden, er hatte einen Mitwissler seiner That und war alle Zeit in der Hand eines Fremden.

Guck, sagte er, und ihn selber schauderte vor dem, was er sagte, ich bin einmal so weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit giebst, daß du nie — nie was redest.

Es giebt nur Eine Sicherheit, nur eine einzige, erwiderte Medard, und die ist fester als tausend Eide.

Heraus, heraus, was ist's? sagte Diethelm, die Hände des am Boden Liegenden festhaltend, und dieser erwiderte:

Der Munde heirathet Eure Fränz, und wenn mein Bruder all das Sach kriegt, da ist die beste Sicherheit, daß ich nie was red'.

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zusammen, daß dieser laut aufschrie, aber allmählich ließ er doch looser, und er sagte endlich:

Meinetwegen, ja, ja, es soll so sein, aber du mußt mitthun und, du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin.

Das nicht, erwiderte Medard, aber mit thu' ich, und wir schaffen noch ein gut Theil fort, eh' es losgeht.

Hast denn gestohlen?

Was fraget Ihr jetzt darnach? Das ist jetzt alles lauter Schwefelhölzle, und ich weiß noch was, was Ihr vergessen habt: ich komm' morgen ins Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergestell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man lösch'n.

Du bist nicht dumm, du bist gescheidt, sagte Diethelm, und mit diesen Worten war der Friede zwischen den Beiden geschlossen. Diethelm führte den Knecht, den sein kranker Fuß von dem Falle sehr schmerzte, sorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard sprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch so viel als möglich bei Seite schaffe, aber Diethelm wehrte streng ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er schämte sich es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Dieb werden wolle, er fühlte voraus den höhnischen Spott seines Genossen und wies nur auf die Gefahr hin, die solches Weisheitsschleppen, ohne daß man's ahne, mit sich führt. Medard hatte wohl zu vertheidigende Einwände, und Diethelm fühlte sich geneigt, streng zu befehlen, daß Alles nach seiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde, aber indem er den Befehl aussprach, verwandelte er ihn in eine Bitte, und es klang fast wehmüthig, wie er den Medard bat, um seiner Beruhigung willen nichts hinterrücks zu thun und alle seine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte sich während dessen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm schloß:

Wir sind doch eigentlich ganz gleich, ich thu' Alles wegen meinen Verwandten, und du thust Alles wegen deinem Bruder, da schaute Medard grinsend auf und sagte:

Aber mein Bruder ist jetzt Euer einziger und nächster Verwandter, Eure Lezweiler Krattenmacher haben schon genug

gekriegt, und für den Munde thun wir Alles, und ihm muß Alles bleiben.

Diethelm biß sich die Lippe blutig über diese freche Rede, die ihm ins innerste Herz griff, aber er schwieg; er sah, wie der feste Bursche ihn jetzt schon zu meistern begann, und schaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödtlichen Haß gegen den Gesellen und stampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdroffelt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hätten die Dienstleute im Nebenbau den Hülferuf gehört. Welch ein ausgepikter Bösewicht war es, an den er zeitlebens gefesselt war, auch nicht einen Augenblick hatte der sich besonnen, die That zu vollführe, während er selbst doch so gräßlich mit sich gerungen hatte. Diethelm knirschte in sich hinein, da er die Unterthänigkeit gewahr wurde, in die sein immer noch weichmüthiges Naturell gegenüber diesem versteiften, hartgesottenen Bösewicht gerieth; äußerlich aber war er freundlich und zuthulich und nickte zu dem Vorschlage Medard's, man müsse vom obern und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme rasch einen Durchzug fände, bevor sie hinaus-schlage.

Schwer ist oft die Verzweiflung, die einen Menschen heimsucht, der einsam den Weg des Verbrechens wandelt; aber einen Genossen haben ist höhere Pein: man kann den eigenen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß sie nicht zuden, und es kann Lage geben, wo man Alles vergißt und sich ausredet, was geschehen ist; in einem Genossen aber spricht bei seiner Begegnung die That sich aus, ohne Wort, ohne Winck, und weiß er fern, wer behütet den Mund, wer wahr't die Mienen, daß sie nicht den Ahnungslosen ins Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm, als er wieder allein war und es ihm vorkam, als knisterte es schon in den Wänden. Als der Hahn krächte, erwachte Diethelm und ballte die Fäuste; der Gedanke schnellte ihn empor, daß nichts übrig bleibe, als

den verrätherischen Genossen, der ihn gewiß schon seit Jahren betrogen und mit zu seinem Elende verholzen, aus dem Wege zu schaffen; aber er bezwang sich, und so seltsam geartet ist das Menschenherz, daß Diethelm aus dieser Selbstbeherrschung einen friedlichen Trost schöpfte: die That, die er begehen wollte, erschien unschuldvoll, fast ein Kinderspiel, da er das schwere Verbrechen, den Mord von sich wies.

Mit ruhigem Gewissen schlief Diethelm abermals ein.

Dreizehntes Kapitel.

Es läßt sich kaum sagen, was in dem beiderseitigen Blicke lag, als sich Diethelm und Medard am Morgen zum Erstenmale im Tageslicht begegneten; nur mit Blitzeschnelle streiften sich ihre Blicke, dann schaute Jeder vor sich nieder. Medard aber war wieder schnell gefaßt, griff in die Tasche und sagte, die Messingschrauben zeigend, mit triumphirender Miene: Da, die hab' ich heut schon geholt.

Bergrab sie, sagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: Du sagst doch deinem Vater nichts?

Nein, das ist nichts für einen Sympathiedoctor. Der Ofen muß aber heut geheizt werden, denn brennt's an einem andern Ort, da merken sie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer sind mit Schnee bedeckt. Aber Meister, fuhr Medard so rt, das Wort ging ihm schwer heraus, wie ist's denn, wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort thun? Ihr wisset ja wohl, die sind blizdumm und können das Fünkeln nicht leiden und laufen grad' drein 'nein!

Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß Alles bleiben, wie es ist. Ich sag' dir's noch einmal, es muß Alles bleiben, wie es ist.

So schloß Diethelm und ging nach dem Hause. Hinter ihm drein aber streckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor sich hin: Du verdammter Scheinheiliger, wart', du Waisenspflögerle, vopple du nur die ganze Welt an und thu, wie wenn du kein Thierle beleidigen könntest, dich hab' ich; ich halt' dich am Strick um den Hals, du sollst mir's theuer bezahlen, daß du die unschuldigen Schafe verbrennst, du sollst mir nimmer Mäh machen und nicht mudsen, wenn ich dich anguck'. — In der Seele dieses Menschen, bereit zum Verbrechen, empörte sich noch das Mitgefühl für die Thiere, die er jahraus jahrein hütete, und dieses Mitgefühl verwandelte sich in neuen giftigen Haß gegen Diethelm, und dieser war ihm so erlabend, daß er sich auf die Vollführung der That wie auf eine Lustbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hause ging, lächelte vor sich hin; die Messingschrauben wurden zu sichern Handhaben gegen Medard. Die Zerstörung der Feuerspritze, das war eine That, mit der er Medard gefangen halten konnte, er selber konnte jede Betheiligung leugnen, er konnte mindestens damit drohen, und wenn die Sache heraus kam, so wälzte dieser Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun, behutsam in dem Mitwissen des Waldhornwirths und vielleicht bei einem Andern festzustellen, daß und wie Medard beim Ueberheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken lassen, daß er mit Medard unzufrieden sei, und ihn aus dem Haus thun wolle. Aber alles nur fein behutsam.

Du meinst, du hast mich, und ich hab' dich im Sack, sprach Diethelm in sich hinein, und freute sich seiner klugen Benutzung der Umstände. So hegten diese beiden Menschen, die so einig schienen, im Innersten den tiefsten Haß gegen einander, und während sie noch gemeinsam die That zu voll-

bringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein Jeder schon daran, wie er dem Andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Thür traf Diethelm einen Boten vom Kohlenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch Mancherlei geschickt werden solle, da sie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlassen könne. Der Bote sah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit seiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen schien, ja in seinem Gesichte drückte sich sogar eine Freude aus, und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichthum die Menschen mache, denn die Freude in dem Gesichte Diethelm's konnte gewiß nur von der Aussicht auf die Erbschaft herühren. Diethelm aber dachte an nichts weniger als an eine Erbschaft, er war froh, daß seine Frau noch länger wegblieb; in der nächsten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und Alles rasch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher seiner Frau sagen, sie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedies morgen verreise.

Im Waldhorn war heute Diethelm besonders aufgeräumt, und als der Wirth sein Geschick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäufe, nickte Diethelm still. Er freute sich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf seiner Vorräthe mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geschehe was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Better Waldhornwirth erzählte: Denk nur, was heut geschehen ist. Wie wir heute die Spritze abheben, ist ein Rudel Schulfuben drum 'rum, der Schmied jagt sie fort, aber die sind wieder da wie Bienen auf einem blühenden Reepsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitsch' nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alte Schäferle: Laß sein bei so etwas darf man sich nicht veründigen, und die Kinder können Nichts dafür; sie hören immer davon und sehen das ganze Jahr die Spritze nicht, und da sind sie gewunderig froh,

wenn sie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe sehen. Könnet Euch denken, Vetter, was auf die Red' für ein Geschnatter und Getrappel ist, und wo man hinguckt, hängt so ein junger Malefizbub, und mit Müh' und Noth werden wir fertig, ohne so Einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Thor in der Hand hat, um zuzuschließen, da hören wir, wie die Spritze von selber zweimal pumpt, grad', als ob man's hüben und drüben heben thät'. Da ruft der alt Schäferle: Höret ihr? Eh drei Tage vergehen, brennt's im Ort. Der Schmied ist so böß, daß er die Thüre zuschlägt und fast den alten Schäferle dazwischen klemmt. Dein Knecht, des Schäferle's Medard, hat sich geschämt, daß sein alter Vater so dummes Zeug schwätzt und ist davon, und die Schulbuben rennen durchs Dorf und schreien überall: In drei Tagen brennt's. Dem alten Schäferle sollte man seine dummen Prophezeiungen verbieten, aber hier fürchtet sich Alles vor ihm, und — sollt' man's meinen? — wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeiung, und da sind die Leut' hier noch stolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Lezweiler sände man keine zwei alten Weiber, die so was glauben thäten, und der Ort liegt doch nicht an der Landstraß' wie Buchenberg.

Diethelm griff aus dieser langen Mittheilung gern den leztangeregten Gegenstand auf; der alte Wettkampf, der in Spott und Neckerei überall zwischen einem Dorf und dem andern ist, hatte ihn schon viel erlustigt, aber keiner der anwesenden Buchenberger ging heute darauf ein, und Diethelm schien es fast, als ob er Mißtrauen erzeuge, weil er von dem Schreckgespenst gar nicht rede, er jagte daher überlenkend:

Der alt' Schäferle hat nichts Besonderes prophezeit. Jedesmal, wenn man was an den Spritzen zu thun hat, hält man das für ein Wahrzeichen, daß eine Feuersbrunst auskommt, und da ist's am gescheidtesten, man macht den Aber-

glauben zu Schanden und giebt doppelt Acht, daß kein Unglück auskommt.

Alles schwieg. Nur ein fremder Mann, der auf der Ofenbank saß, sagte halblaut vor sich hin:

Abbrennen ist nicht immer ein Unglück, im Gegentheil —

Wer ist der Lump? fragte Diethelm seinen Vetter, und dieser erwiderte:

Ein fremder Spindelnhändler. Ich hätt' gute Lust und thät' den Kerl die Stiege 'nabwerfen.

Ihu's nicht, beschwichtigte Diethelm, das giebt ein unnöthiges Geschrei in der Welt. Er beredete nun seinen Vetter, am morgenden Tage mit ihm nach der Hauptstadt zu reisen, wohin er mit Proben seiner Wollvorräthe gehen und dann seine Fränz abholen wolle, die ihm geschrieben habe, daß sie nicht mehr in der Stadt bleibe. Gerade der Waldhornwirth war ihm stets der liebste Genosse, er war halb Kamerad, halb abhängiger Untergebener, und draußen, wo man dieses letzte Verhältniß nicht kannte, war Diethelm immer besonders hoch angesehen, wenn der stattliche Waldhornwirth ihn überall mit unterwürfiger Ehrerbietung behandelte und hinter seinem Rücken sein Lob verkündete. Der Waldhornwirth war schlau genug, diese unausgesprochene Vasallenschaft zu erkennen; er that oft, als ob er sich davon losmachen wolle, um den Vetter zu allerlei Nachgiebigkeiten und Vortheilen zu bewegen. Dies gelang ihm auch heute, denn Diethelm versprach eine Entschädigung für jegliche Versäumniß.

In neuer verzweiflungsvoller Pein ging Diethelm wieder heimwärts. War es denn nicht, als ob plötzlich seine innersten, geheim gehaltenen Gedanken sich von unsichtbarem Munde verbreitet hätten, so daß jetzt Alles im Dorfe von einer Feuersbrunst sprach, an die man sonst das ganze Jahr nicht dachte? Wäre es nicht das Beste, Alles zu verschieben und zu hintertreiben, bis die Prophezeiung vergessen ist? Aber wer weiß, wann die Frau wieder aus dem Hause sein wird?

Im Stall traf Diethelm den Medard, der ein großes Seil mit Karrensalbe einschmierte, und auf seine verwunderte Frage erhielt er die Antwort, daß dieses das Seil aus der Radwinde sei, das mit Fett getränkt als Lunte dienen müsse, um das Feuer blickschnell in den Nebenbau auf den Heuboden zu leiten. Diethelm konnte nicht umhin, auch diese erfinderische Klugheit zu loben; dennoch sprach er davon, die Sache noch zu verschieben, da man an die dumme Prophezeiung glaube; Medard aber erwiderte:

Just deswegen müssen wir gleich losziehen. Weil Alle davon schwätzen, ist Jeder versorglich und glaubt Niemand dran, und geschieht jetzt was, da heißt's: das hat sein müssen, das hat kein Mensch gethan, es hat sein müssen, weil's prophezeit gewesen ist.

Wie doch Alles auch seine Rehrseite hat, das erfuhr jetzt Diethelm; die Wendung, die Medard der Sache gab, war doch überaus sinnreich und fein berechnet, und doch war Diethelm schwer beklommen, schwerer als je; ihm war's, als wäre die That nicht mehr sein, sie war in fremde Hand gegeben und mußte geschehen, sei er nun willfährig oder nicht.

Fast die ganze Nacht hindurch war Diethelm mit Medard beschäftigt, Alles herzurichten. Die Mäuse liefen ohne Scheu wie toll hin und her, als ahnten sie den Untergang des Hauses. Diethelm zitterten oft die Hände, aber Medard war voll heiterer Laune, und wenn es Diethelm versäumte, lobte er sich selbst über hundert kleine Erfindungen, die er noch machte, und kneifte sich selbst in die Wangen. Diethelm schauderte als Medard über die geweihten Kerzen im Kirchentone einen wild närrischen Feuersegen sprach.

Als der Morgen graute und ein lustiger Wind pfiß, entzündeten sie die Kerzen und verschlossen Alles sorgfältig, daß kein Lichtschein nach außen dringe. Diethelm sagte nun, daß er verreise.

Bis wann kommst du wieder? fragte Medard. Betroffen

sah Diethelm drein, daß ihn sein Knecht duckte, aber er hielt an sich und erwiderte:

Bis gegen Abend.

Drum, erwiderte Medard, wenn du nicht auch da bist, wenn es losgeht, zeig' ich dich an, so wahr die Lichter da brennen; oder nimm mich mit, ich will nicht allein da sein, daß Alles auf mich kommt.

Diethelm bebte vor Wuth, er sah, in welche Hände er gegeben war, er griff sich hin und her am Hals, denn er fühlte, wie es ihm die Kehle zuschnürte; endlich brachte er unter Zähneklappern die Worte hervor:

Kannst dich drauf verlassen, daß ich Abends wieder da bin, da, da hast mein' Hand drauf.

Kaum hatte Diethelm die Hand Medard's gefaßt, als er ihm einen Stoß vor die Brust gab, daß er niederfiel, und jetzt kniete er auf ihn und band ihm mit dem Halstuch die Hände zusammen, aber Medard biß ihm in den Arm, schnell raufte Diethelm eine Hand voll Wolle aus einem daneben stehenden Sack, stopfte sie Medard in den Mund, band ihm die Füße mit Stricken zusammen, betrachtete ihn einen Augenblick mit gehobenem Fuße, als wollte er ihn zertreten, und eilte hinab, Alles sorgfältig hinter sich verschließend.

Vor dem Hause rief er absichtlich laut nach Medard, aber die Magd kam und half ihm die Pferde eingeshirren, und so schnell als der Wind, der den Schnee aufwirbelte, jagte Diethelm davon.

Vierzehntes Kapitel.

Im Rautenfranz in der Hauptstadt lebte indeß Fränz auch nicht so vergnügt, wie sie es gehofft hatte. Das Wirthshaus war fast wie eine kleine Stadt für sich; der gepflasterte

Hof war so groß wie der Marktplatz eines kleinen Städtchens, bequem konnten zwei Frachtfuhren darin wenden, und in den Scheunen und Ställen war allzeit ein reges Leben; Frachtfuhren, Stellwagen, Botenwagen, Reiter und Fußgänger von allen Gegenden des Landes gingen hier ab und zu, und Jeder wußte so vollkommen Bescheid im Hause, daß das rührig bunte Treiben sich doch wieder wie eine stille Regelmäßigkeit darstellte. Wären nicht Gasröhren durch das Haus geleitet gewesen, man hätte in ihm nicht geglaubt, daß man sich mitten in der Hauptstadt befinde. Die weite, offen stehende Küche mit ihrem zahlreichen glänzenden Kupfergeschirre an den Wänden und dem übermäßig breiten Herde in der Mitte, die steinernen Treppen mit ausgelauenen Geleisen zeigten, daß hier Alles von altem Bestand war, und gleicherweise zeigte sich's in der weitläufigen Birthstube, wo nicht weit von dem mächtigen Kachelofen an der großen, mit neubadenem Brod überschütteten Anrichte die Herrin des Hauses, eine stattliche Wittve, saß, nähte und sich von den Ankommenden erzählen ließ und ihnen Bescheid gab, ohne sich zu irgend Jemand zu drängen. Es gab vielleicht keinen zweiten Menschen im Lande, der dessen innerste Verhältnisse so genau kannte, als die Frau Kautenwirthin, sie machte aber von ihrer Wissenschaft keinen Gebrauch, außer in seltenen Fällen, wenn sie von alten Hausfreunden um eine Nachricht angegangen wurde; sie wendete vielmehr ihre ganze Macht auf die Regierung ihres Hauses, und diese gelang ihr vollkommen, denn sie herrschte unbedingt. Von ihren drei Töchtern hatte eine die Aufsicht in der Küche, während zwei die Gäste bedienten, die beiden Söhne versahen die Bäckerei und Mehlgerei, und Alle gehorchten der Mutter mit unbedingtster Unterwürfigkeit; ja die Söhne bekamen Sonntags von der Mutter ein Taschengeld ausbezahlt und fanden diese Abhängigkeit vollkommen in der Ordnung. Und wenn die Kautenwirthin zwei, dreimal des Tages durch das Haus ging, konnte man sich darauf verlassen, daß Alles vom Morgen

bis zum Abend in fester Ordnung sich hielt; denn die Knechte und Mägde, durch das Beispiel der Kinder belehrt, waren ebenfalls voll Gehorsam und Pflichterfüllung, und wer aus dem Kautenkrauze sich anders wohin verdingte, konnte bei gutem Lobe zehn Dienste in einer Stunde haben. Nie hörte man einen Zank im Hause, willfährig geschah die Handreichung von Einem zum Andern, der Pflichtenkreis eines Jeden war fest abgemessen, es konnte Niemand aus seiner Bahn abirren; auch wenn noch so viel Gäste da waren, bemerkte man nie eine Hast, nie aber auch war Unthätigkeit.

Fränz hätte wohl kein besseres Haus finden können, um die Wirthschaftlichkeit im größeren Maßstabe zu erlernen, und so erschien es ihr auch Anfangs der gediegene Halt und die stetige Ordnung des Hauses nöthigte ihr da eine hohe Achtung und willfährige Unterordnung ab; ja sie griff um so freudiger zu, wenn sie daran dachte, wie daheim bei den wenigen Menschen Alles so kunterbunt durcheinander ging, daß man oft nicht wußte, wann Mittag und wann Abend ist. Nach und nach fühlte sich aber Fränz wiederum beängstigt und gefesselt von dieser Hausordnung; spät schlafen gehen und früh aufstehen, den ganzen Tag arbeiten und nie eine Lustbarkeit, ja kaum vor die Thüre kommen, dazu war sie nicht nach der Stadt gegangen; sie lebte ja hier fast wie eine Magd. Sie versuchte es, die Töchter und die Mägde zur Widerspenstigkeit aufzuheben, aber sie fand kein Gehör, und die Kautenwirthin hatte ein scharfes Auge auf sie. Fränz hatte dem Sohne des Sternentwirths von G. bald zu wissen gethan, daß sie hier sei; er kam auch mehrmals in der Dämmerung, wenn im Erbprinzen abgesselt war, aber mit Schrecken und Ingrimme sah Fränz, daß er fast nur Augen für die älteste Tochter der Kautenwirthin hatte und sich oft stundenlang zu der Mutter setzte, die großen Gefallen an ihm zu haben schien. Nun behandelte ihn Fränz mit auffälliger Mißachtung, und sie verstand es bald mit dem ältesten Haussohn, dem Metzger, einen kleinen Liebeshandel anzuzetteln.

Das dauerte aber auch nicht lang, und mit Einemmal war aller Verkehr abgebrochen, und Fränz erfuhr von einer vertrauten Magd, die gelauscht hatte, daß die Wirthin ihrem Sohn jede Hinneigung zu Fränz ernstlich verboten, und dieser fast ohne Widerspruch nachgegeben habe. Fränz sah von da an in dem Hause nur noch ein Skavenhaus und verwünschte Alles, was darin war, den Sohn, der sich von dem Herrschteufel, der Mutter, befehlen lasse, und vor Allem diese selbst; wenn sie sie hätte vergiften können, es wäre ihr erwünscht gewesen. Nun aber blieb ihr nichts, als wo sie konnte Unordnung und Unfrieden im Hause stiften, und alle ihre Obliegenheiten zu vernachlässigen. Als die Wirthin sie über Letzteres zur Rede stellte, erklärte Fränz voll Heftigkeit, sie sei keine Magd und noch viel weniger ein Sklav, sie thue was sie wolle, dafür bezahle ihr Vater Kostgeld. Ohne ein Wort zu erwidern, ordnete die Wirthin an, daß Fränz nichts mehr im Hause zu thun habe, und daß sie nur noch eine Kostgängerin sei, bis ihr Vater sie abhole, und das je eher, je lieber. Darum schrieb Fränz den Brief an ihren Vater und wollte nun nach Laune frei und ledig in der Stadt umherlaufen; die Wirthin aber erklärte, daß das nicht angehe, so lange sie bei ihr im Hause sei; sei ihr Vater da, könne sie machen, was sie wolle.

Munde hatte, ohne daß es ihm Fränz zu wissen that, doch bald erfahren, wo sie war; er kam nun auch oft in den Rautenkrantz und blieb übermäßig lang bei seinem Schoppen sitzen, meist schweigsam und wenig theilnehmend an den Gesprächen um ihn her, nur seine Blicke folgten Fränz, wenn sie durch die Stube ging, und er trommelte mit den Fingern auf den Tisch, wenn sie mit einem Gaste freundlich that. Fränz aber lächelte ihm nur manchmal schelmisch zu, und wenn er sie heimlich auf einen sogenannten „Ständerling“ vor dem Hause bestellte, oder gar mit ihr zum Tanzen gehen wollte, wehrte sie strenge ab, da die Wirthin sie bei dergleichen mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen

würde. Während sie auf Habhaftwerdung des Sternenvirthe Sohnes und dann des Haussohnes ausging, verstand sie es, Munde doch so hinzuhalten, daß er treulich wiederkam, und diese ausdauernde Liebe that ihr einerseits wohl, andererseits hoffte sie dadurch besonders bei dem Haussohne eine Eifersucht und eine raschere Entschließung herbeizuführen. In der Küche und bei dem Wirthssohne scherzte sie oft über Munde und über seine närrische Verliebtheit, wobei sie ihn stets ihren Anecht nannte.

Schon seit mehreren Tagen erwartete Fränz ihren Vater, und als sie von allen ankommenden Fuhrleuten vernahm, welche eine unerhörte Kälte draußen sei, beklagte sie, daß ihr Vater dadurch abgehalten werden könne, sie zu holen. Gegen Abend kam Munde mit noch einem Soldaten und dessen Vater, einem Bauer aus Unterthailfingen, der seinen Sohn besucht hatte. Fränz that heute besonders freundlich gegen Munde, bat ihn um Aufträge an die Seinigen, da sie bald die Stadt verlasse.

Und du wirst jezt noch einmal so reich, sagte Munde.

Wie so? Hast du was gehört? Hat mein Vater verkauft?

Das auch, aber dein' Stieffchwester, die Kohlenhofbäuerin, liegt im Sterben, und da kriegst du Alles.

Woher weißt das? fragte Fränz.

Da der Peter von Unterthailfingen erzählt's, dein' Schwester wird schon gestorben sein.

Während Fränz sich noch mit der Schürze die Augen abrieb, trat ein Postschaffner vor Kälte heftig trappend ein. Es war ein ehemaliger Unteroffizier, den Munde kannte; er bot ihm nun das Glas zum Trinken an, und der Schaffner sagte, sich den Bart wischend:

Weißt auch schon, des Diethelm's Haus in Buchenberg ist abgebrannt?

Herr Gott, unser Haus? schrie Fränz in lauter Wehklage und stieß im Umsichschlagen die Flasche vom Tisch, die klirrend auf den Boden fiel, so daß Alles im Zimmer

sich nach ihr wendete. Munde sprang schnell auf und setzte die zitternde Fränz auf seinen Stuhl. Der Schaffner bedauerte seine Unvorsichtigkeit, da er nicht gewußt habe, daß das Diethelm's Tochter sei. Fränz aber, leichenblaß und mit stierem Blick, wollte Näheres wissen. Der Schaffner aber hatte dies nur von einem Andern gehört, der am Morgen durch Buchenberg gefahren war, und wußte weiter Nichts, als daß kein Mensch dabei verunglückt sei, nur einen Knecht, der das Haus angezündet habe, suche man noch vergebens. Alles versammelte sich nun um Fränz und tröstete sie; ja man wollte ihr sogar die ganze Sache ausreden, es sei vielleicht gar nicht wahr u. dgl. m. Fränz aber war rasch entschlossen, sie wollte augenblicklich heim; sie faßte beide Hände des Munde und bat ihn, ihr zu helfen, daß sie fortkäme, sie jammerte um ihren Vater und ihre Mutter und klagte sich selber an, daß sie von ihnen fortgegangen sei, es seien gewiß Alle verbrannt, und man sage es ihr nicht. Die Wirthin wollte sie beruhigen und ihr solch wildes Rasen ausreden, aber Fränz stieß sie heftig von sich.

Munde, du bist dein Lebtag gut zu mir gewesen, ich bitt' dich, Munde, guter Munde, hilf mir, daß ich fortkomm', rief sie immer laut weinend, und Munde selber weinte mit und versprach Alles zu thun. Der Schaffner sah auf eine Uhr und sagte, durch Buchenberg gehe erst morgen wieder ein Eilwagen, in einer Stunde aber gehe ein anderer nach G. ab, und von dort aus könne Fränz leicht nach Buchenberg kommen. Fränz eilte schnell auf ihre Kammer, holte ihre Kleider, und trotz aller Einrede, daß sie doch den Abgang des Wagens im Hause abwarten möge, blieb sie nicht und ging, von Munde allein gefolgt, nach dem Posthose.

Wie träge schlug hier die Uhr, Fränz wollte fast vergehen vor Hast und Verzweiflung, und Munde, der sie gar nicht beruhigen konnte, sagte fast unwillkürlich:

Wenn ich nur den bösen Gedanken aus dem Kopf bringen könnt'!

Was? Was hast? fragte Fränz, ihn am Arme fassend. Munde sagte, daß es Nichts sei, und er könne es nicht sagen, es sei schlecht, und sie solle es ja nicht glauben, aber er sag's ihr nicht.

Nun drang Fränz immer heftiger in ihn und schwur, ihr Leben lang ihn nicht mehr anzusehen, wenn er nicht mittheile, was er im Sinne habe. Da sagte Munde:

Es ist einfältig, es wäre besser gewesen, ich hätt' dir gar nicht gesagt, daß ich was weiß. Aber ich seh' schon, ich komm' so nicht mehr los. Schwörst du mir, es nicht zu glauben und keinen Haß auf mich zu werfen und mich gern zu haben, wenn ich dir's sag'? Nein, nein, ich kann auch so nicht, ich bring's nicht auf die Zung', nie.

Ich schwör' dir Alles, ich bitt' dich, lieber lieber Munde, ich hab' dich so lieb, ich bitt' dich, sag mir's, was ist? Was weißt?

Es ist eigentlich dumm, und du könntest meinen Wunder was es wär, drum will ich's sagen, aber du darfst's nicht glauben.

Nein, aber sag's.

Mein Medard hat einmal im Rausch gesagt, dein Vater woll' das Haus anzünden. Das ist Alles. Nicht wahr, du glaubst's nicht? Ich bitt' dich nur, gieb mir gleich Nachricht, wie es den Meinigen geht. Wenn ich Urlaub bekomme, komm' ich morgen nach. Was hast? Warum redest denn nicht? Steh doch auf.

Ja, ja, sagte Fränz wie träumend und erhob sich von der eisbedeckten Staffel, auf die sie sich gesetzt hatte. So, jetzt kommen die Pferde, aber wie langsam die machen. Gott im Himmel! Ich sterb', wenn das nicht schneller geht. Munde, was hab' ich sagen wollen? Ich weiß nicht mehr. Ja, sei mir nicht böse. Wenn nur meine Eltern noch leben, dann ist Alles gut. Ich hätt's nie glaubt, daß ich so aus der Stadt weggeh', und da, Munde, da hast du auch noch

Geld, daß, was du gesagt hast, ist nicht gesagt und wird nie mehr gesagt. So, Gottlob, nun ade, schloß Fränz, als der Schaffner „Eingeseht!“ rief.

Der Postillon blies lustig, der Wagen fuhr ab, und Munde schlug sich davongehend auf die Stirne; es kränkte ihn, daß er so unbesonnen herausgeredet und den Schmerz des Mädchens noch grausam vermehrt hatte, und jetzt merkte er erst, wie er so unbewußt Geld angenommen. Er lehrte in den Mantelkranz zurück, um noch Einiges zu besorgen, das Fränz in der Eile vergessen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter klingendem Schlittenschellen fuhr Diethelm nach dem Dorfe hinab, er athmete tief auf in der scharfen Morgentälte und starrte fast bewußtlos vor sich hin, beobachtend wie die Rappen so rasch und gleichmäßig die Füße hoben, und wie sie so muthig die schellenumwundenen Köpfe warfen.

Während im Herzen ein jäher Schreck ausklingt oder wilber Schmerz raßt, ist oft der äußere Sinn verloren und gefangen in der Betrachtung eines Farbenspiels, eines alltäglichen Ereignisses, und verfolgt seine Wandlungen mit einer Stetigkeit und gesammelten Kraft, als wäre sonst Nichts auf der Welt und müßte gerade dieser Vorgang in seinem innersten Wesen erforscht werden. Erwacht dann das innere Bewußtsein aus solcher träumerischen Versenkung, so fährt der Gedanke an das erlittene Unheil wie mit tausend schneidenden Waffen aufs Neue durch alle Lebensnerven, durchzuckt das ganze Wesen, und ein lauter Aufschrei spricht es aus, was über das selbstvergessene Menschenherz gekommen.

Diethelm fuhr so heftig auf, daß er mit dem Leitseile die Rappen herumriß, so daß sie sich nur mühsam auf den Beinen hielten, während der Schlitten in den Graben abrutschte. Diethelm sprang heraus, und es gelang ihm bald, das Fuhrwerk wieder flott zu machen; er stieg aber nicht mehr ein, sondern ging heftig trappend neben den Pferden her bis zur Schmiede im Dorfe, wo er die Pferde frisch griffen ließ, während er nach dem Waldhorn ging. Der Waldhornwirth war noch nicht zuweg, und als er kam, war er überaus übellaulisch über die heutige Ausfahrt.

Wir sollten heut lieber daheim bleiben, sagte er, alle Wege sind verschneit, der Wind treibt allen Schnee auf den Straßen zusammen, und es ist heute so sträflich kalt, daß der Hungerbrunnen zugefroren ist; das erinnern sich die ältesten Leute nicht.

Diethelm sah den Better starr an, preßte die Lippen und sagte endlich:

Wir müssen fort, da ist Nichts mehr zu reden.

Der Waldhornwirth holte sich eine große Schale Kaffee aus der Ofenröhre, und während er auf das Erkalten wartete, dem Diethelm mit schnaubender Ungeduld zusah, sagte er:

Wenn heute das Unglück wollte, daß ein Feuer ausläme, man hätt' keinen Tropfen Wasser zum Löschen, das ganze Dorf wär' verloren.

Diethelm kam es vor, daß der Better ihn bei diesen Worten so seltsam anstierte, und er verfiel plötzlich in ein grinsendes Lächeln; er überlegte rasch, ob er auf das Gehörte antworten sollte, aber Schweigen konnte Mißtrauen erregen; darum sagte er aufstehend:

Glaubst du auch an die Prophezeiung?

Nein, aber möglich könnt' es doch sein.

Das Zaudern und Trödeln des Waldhornwirths machte Diethelm alle Eingeweide kochen, er hielt es in der Stube nicht mehr aus, sagte, er wolle nach der Schmiede gehen, und bis er zurück käme, müsse der Better reisefertig sein.

Diethelm war entschlossen, wenn das Zögern noch länger dauerte, lieber allein abzureisen, ohnehin war ja der Zweck erreicht, daß das ganze Dorf seine Abreise wußte. Als er aber vor die Thür kam, wo ihm ein Wind so stark entgegen wehte, daß es ihm den Athem benahm und er sich umwenden mußte, spürte er plötzlich einen heftigen Schmerz im Oberarm von dem Bisse Medard's, den er fast ganz vergessen hatte. Mit Mühe arbeitete er sich sturmentgegen nach der Schmiede, und als er dort ankam, rief er dem Schmied zu:

Nimm dich in Acht vor dem zuderhändigen Rappen, der beißt. Weißt kein Mittel gegen einen Pferdebiß?

Laß einmal sehen, erwiderte der Schmied,

Es ist jetzt schon heil, beschwichtigte Diethelm, in Furcht sich zu verrathen, aber für's Zukünftige könntest du mir ein Mittel geben.

Da wendest du dich am Besten an den alten Schäferle, der hilft dir, daß es in einer Stunde vorbei ist.

Diethelm versprach dies vorkommenden Falles zu thun. Während er am Feuer stehend den Schmerz verbiß, kam ein Trupp Männer und Burschen wild lärmend nach der Schmiede, so daß Diethelm erbehte.

Komm, Schmied, hieß es nun, es ist Befehl vom Amt da, daß wir mit dem Bahnschlitten 'naus müssen, der Postwagen kann nicht durch. Sollen wir gleich die Rappen da einspannen?

Diethelm wehrte ab, und es gelang ihm, seine halb gegriffen Pferde zu behalten. Der Trupp eilte nach dem Spritzenhäuschen, wo der Bahnschlitten stand.

Im ganzen Dorfe war jetzt eine wunderliche Aufregung. Die Nachricht, daß man von aller Welt abgeschnitten sei, durchdrang alle Häuser, und die Menschen, die sonst nie daran dachten, daß anderswo auch noch Leute wohnen, thaten auf einmal, als ob sie allstündliche Verbindung nach außen hätten und gar nicht leben könnten ohne deren ungestörten Bestand. Ueberall in den verschneiten Gassen sah man mit dem Winde

kämpfende Menschen hin- und herrennen, Weiber grillten, wie sie unversehens in eine tiefe Schneewehe traten, Kinder jauchzten, Männer schriegen; man lief nach den Nachbarhäusern zu Vettern und Verwandten, als müßte man sich vergewissern, daß der Weg dahin noch offen sei, und Vorsorgliche eilten zu dem Krämer, um sich Salz zu holen, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Salzvorrath bald erschöpft sei, und man lange keines von außen bekommen könne. Vor allen Häusern wurde geschaufelt und Eis gehackt und mancher Scherz dabei verübt und die Kinder thaten überall mit, denn in der allgemeinen Aufregung war ein glücklicher schulfreier Tag. In das verschlossene, lautlose Winterleben des Dorfes war plötzlich ein buntes, lärmendes Straßentreiben gekommen, in dem das damit verbundene Ungemach fast vergessen schien; der Wirrwarr hatte seinen eigenen Reiz, und die Erwachsenen sind auch oft wie die Kinder, denen nichts lieber ist, als eine tummelfreie Umkehr der gewohnten Ordnung.

Das meiste Leben war bei dem Bahnschlitten. Dieses noch aus dem Urzustande herstammende Werkzeug, aus starken, in einen spitzen Winkel gefügten Borden bestehend, einem in der Mitte zertheilten Schiffe gleichend, dessen Kiel mit Eisen beschlagen, wurde mit sechs Pferden bespannt, und mindestens dreißig Mann stellten sich als Beschwerungskraft auf denselben, johlten und schriegen.

Diethelm sah all dem Treiben mit unnenubarer Seelenangst zu. Das Herz im Leibe drückte ihn wie ein Stein, bald schlug es ihm wie Flammen zum Gesicht heraus, bald überrieselte es ihn eiskalt; den Schmerz am Arme spürte er kaum mehr. Am Bahnschlitten hörte er mehrmals den Namen Medard's nennen, der sonst immer bei dieser Ausfuhr gewesen war und sich heute nicht sehen ließ. Diethelm sagte, der Medard müsse daheim bleiben, da er verreise. Endlich fuhr das schwere Gefährt das Dorf hinaus, und es trat eine Weile Stille ein. Diethelm kehrte in das Waldhorn zurück. Der Vetter war froh, daß sich die Reise noch ver-

zögerte, während Diethelm vor Verzweiflung fast vergehen wollte. Er stellte die Rappen im Waldhorn ein und wollte bis zur Abreise nur die Rückkunft des Bahnschlittens abwarten, einstweilen ging er wieder — nach Hause. Es schauderte ihn innerlich, da er dieses Wort aussprach, er hatte ja kein Haus mehr, es sollte nicht mehr sein. Dennoch ging er den Weg dahin, aber an der Anhöhe hielt er an und konnte sich nicht dazu bringen, hinauf zu steigen. Es kam ihm der Gedanke, Medard zu befreien, und wie von einem Banne erlöst raunte er mehrere Schritte hinan; aber plötzlich hielt er wieder inne: wenn er nun Medard befreite, muß dieser ihn nicht auf den Tod hassen und ins Elend bringen? . . . Diethelm kehrte rasch wieder um. Aber noch einmal und noch einmal stieg er fast dieselbe Höhe des Berges hinan, und wieder stand er still und fuhr sich mit todtenkalter Hand über die heiße Stirne, denn er dachte: Medard ist schon erstickt, er muß schon erstickt sein. Was willst du dir noch den graußenvollen Anblick machen, der dich nie verlassen wird, so lang dir ein Aug' offen steht? . . . Der Wind im Rücken half Diethelm rasch den Berg hinabspringen, und er kam eben ins Dorf, als der Eilwagen glücklich durchfuhr. Nun war die Bahn offen, und es galt, keine Zeit mehr zu versäumen. Mit erheitertem Antlitz kam Diethelm ins Waldhorn zurück, aber er mußte doch noch dem Better nachgeben, daß man daheim Mittag machte. Diethelm trank zwei Flaschen von seinem Leibwein und war überaus wohlgemuth, als man über alle Hindernisse hinweg endlich davonfuhr. Der alte Schäferle mit seiner dampfenden Pfeife stand am Wege, nickte Diethelm und seinem Trompeter zu und winkte mit der Hand, zeigend, daß er nach Diethelm's Haus zu seinem Medard gehen wolle. Diethelm wollte dies abwehren, aber die Pferde waren so rasch im Zuge, daß man unversehens weit vom Schäferle weg war, und als Diethelm den Better zwang anzuhalten und sich umwendete, war der Schäferle verschwunden. Diethelm ließ ihm nun durch ein Kind

am Wege sagen, daß er den Medard über Feld geschickt habe; er hatte nicht mehr Zeit, dies bereuend und eingedenk seiner widersprechenden Aussage beim Bahnschlitten zu widerrufen, denn der Better fuhr heute im tollen Trabe. Dieser Widerspruch ist auch gewiß ganz bedeutungslos, sagte sich Diethelm und nahm sich nur vor, fortan recht genau auf Alles zu achten, was er sagte. Noch einmal wendete sich Diethelm nach seinem Hause um, es tanzte ihm vor den Augen, als käme das Haus den Berg herab. Er nahm dem Better die Peitsche ab und hieb selber auf die Pferde ein, daß sie in gestrecktem Galopp davonrannten.

Man begegnete vor Unterthailfingen dem Bahnschlitten, und der darauf stehende Trupp, der sich im Nachbar-dorfe erlustigt hatte, brachte Diethelm in wildem Schreien ein Hoch aus. Dem Trompeter schien heute sein Mundstück eingetroren, er redete kein Wort; die Kälte war aber auch zu schneidend, wie scharfe Messer fuhr sie ins Gesicht und schlupfte unter dicken Schafpelzen durch, auf alles Eisenwerk am Schlitten und Geschirr setzte sich immer ein haarigtrauer Schuereis. Die Sonne war heute gar nicht erschienen. Schneewolken jagten sich am Himmel, aber es war zu kalt, als daß sie niederfielen. An der kalten Herberge öffnete endlich der Better seinen Mund und sprach von Einkehr, auch die Pferde schienen mit dem Better einverstanden und wendeten sich ab des Weges; aber Diethelm peitschte sie ingrimmig durch und jagte vorbei, es war ihm unmöglich, jetzt in dieses Haus einzutreten, ja schon dessen Anblick sträubte ihm die Haare empor. Der Better ward nun noch verschlossener und setzte sich nur bisweilen an dem mitgenommenen Kirchengeist. Es war schon lange Nacht geworden, als man steif und starr in G. im Stern angekommen war. Mit gekrümmten Fingern griff sich Diethelm in die Tasche, um nach seinen Papieren zu sehen. Plötzlich schrie er laut auf und schlug sich auf die Stirne, er hatte die Staatspapiere vergessen, die er in der Hauptstadt zu Geld machen wollte.

Der Better, seines Amtes eingedenk, tröstete ihn in seiner unfaßlichen Verzweiflung.

Die Staatspapiere verschimmeln Euch ja nicht, und Ihr habt ja noch Geld genug.

Diethelm konnte es sonst nie leiden, daß der Trompeter solche Reden an ihn allein verschwendete, ohne daß sie sonst Jemand hörte; heute aber nickte er ihm schnell gefaßt zu, denn er überlegte rasch, daß das Aufgehen dieser Werthpapiere, deren Besiß er nachweisen konnte, bei etwaiger Untersuchung entschieden zu seinen Gunsten sprechen müsse. Er rieb sich gewaltig die Hände und setzte sich behaglich an den Tisch.

Ihr habt's gut, sagte der Better, dessen Register einmal aufgezogen war, Euch fliegt der Reichthum nur zu, wo man gar nicht dran denkt.

Diethelm bestätigte den Gewinnst, den er durch Verkauf der Wolle mache, und erholte sich immer mehr an dem Zutrauen, das seine Vorkehrungen einflößten.

Das mein' ich ja gar nicht, Ihr machet ja die große Erbschaft, entgegnete der Better.

Red nicht so. Von wem soll ich erben? Von den Unsrigen in Lehnweiler?

Stellet Euch nur nicht so. Ihr wisset's wohl, und ich weiß nicht, warum Ihr so thut, als ob Ihr's nicht wüßtet, Eure Stieftochter auf dem Kohlenhof, die kommt nicht mehr auf, sie sagen ja, sie sei schon todt; Kinder hat sie nicht, und da fällt wieder Alles an die Mutter zurück.

Gläsernen Blickes, mit offenem Munde und ausgespreizten Händen hörte Diethelm diese Worte.

Dann ist ja Alles umsonst! schrie er laut auf und faßte den Better an der Brust und schüttelte ihn, als wollte er ihn erdroffeln. Der Better wehrte ab und sagte:

Was habt Ihr denn? Ihr thut ja wie von Sinnen.

Ich bin's, komm, komm da fort, stöhnte Diethelm, nein, ich bin nicht närrisch, aber komm, einspannen, schnell, heim, in mein Haus, mein Haus . . . Er richtete sich auf,

Janf aber wieder zurück auf den Stuhl und ſchlägelte mit den Händen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Der Better ſchüttete ihm ſchnell Wein hinab und Diethelm erholte ſich bald wieder, dann bat er mit weinender Stimme, daß ſie ſchnell wieder heimkehren ſollten, er müſſe zu ſeiner Frau. Der Better war gerührt, daß Diethelm der Tod ſeiner Stieftochter ſo nahe ging, er verſprach, Alles zu beſorgen, und eilte hinaus. Diethelm faltete die Hände vor dem Mund und ſprach etwas wie ein Gebet, und ſo zutraulich auch heute wieder der Sternenwirth war, er gab ihm keine Antwort und eilte hinaus in den Stall und weinte dort ſo laut, daß man meinte, es müſſe ihm das Herz abstoßen. Er hatte den Arm auf den Hals des Handpferdes gelegt und weinte ſo heftig auf die Mähne und ſprach unverſtändliche und doch flehend klingende Worte, als wollte er die Pferde bitten, ihn mit ſchnellſter Macht heim zu bringen.

Er hatte Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, um ſeine Ehre zu retten, und nun war Alles unnöthig, die Erbschaft von ſeiner Stieftochter ſtellte ihn ja hin, glänzender als je. Er zitterte am ganzen Leibe, und nur Ein Gedanke hielt ihn noch feſt, daß daheim die graue That noch gut zu machen ſei, und er faßte die beſten Vorſätze, die ſollten das Schickſal zwingen, daß die böſe That ungeſchehen ſei. Gewaltſam ballte er die Fäuſte und preßte die Lippen, um ſich nicht zu verrathen, wenn es doch zu ſpät ſei, aber nein, das darf nicht ſein, das kann nicht ſein. —

Jede Minute, die mit Feſtſchnallen eines Riemens, mit Anlegen eines Stranges verging, dächte Diethelm eine Ewigkeit; er wollte Vorſpann, er wollte friſche Pferde nehmen, um mit Windesſchnelle heim zu eilen, aber er fürchtete wieder, daß ihn jedes Wort verrathe, und wagte nicht einmal mehr die Einſpannenden zur Eile zu drängen. Als der Better vorſorglich eine Laterne mitnahm und ſogar nach einem zweiten Licht als Erſatz ſchickte, erſchrak Diethelm, aber er hatte gelernt zu ſchweigen. Er mußte vor dem

Better Alles verbergen, er hatte ihn ja mitgenommen, um ihn zum Zeugen seiner Unschuld zu gebrauchen.

Man fuhr wieder heimwärts, und Diethelm mußte davon sprechen, daß er seine Frau in dem Schmerz um den Tod ihres Kindes nicht allein lassen wolle.

Warum hast mir denn nicht früher gesagt, fragte er, daß es so mit der Kohlenhofbäuerin steht?

Ich hab' gemeint, Ihr wisset's und wollet nicht davon reden; ich hab' Euch ja oft darauf angespielt, daß Ihr wieder doppelt reich werdet.

Ja wohl, ja wohl, fahr nur schärfer, noch schärfer, und wenn die Gän' morgen auch hin sind, drängte Diethelm.

In dem Bauntreis des Verbrechens, in den er eingeschlossen war, hatte er nichts gemerkt von dem, was vielleicht alle Leute wußten und einander sagten; mit ihm sprach Niemand davon, und mitten in der Qual, die ihm die Brust zusammenpreßte, dachte er immer wieder, wie schlecht die Menschen sind, sie gönnten ihm sein unverhofftes Glück nicht und redeten darum kein bestimmtes Wort davon.

Der Wind hatte sich gelegt, die Schneewolken entluden sich, und Diethelm sah nach den halbverschneiten Bäumen am Wege und streckte den Arm aus nach jedem, an dem man vorüber war, als schiebe er ihn damit zurück; war man ja der Heimath immer wieder um eine Strecke näher, aber es dauerte doch lang, und ein tiefer Frost schlich Diethelm durch Mark und Bein. Er glaubte, das Herz im Leibe gefriere ihm zu Eis, während der Better doch sagte, die Kälte sei gebrochen. Diethelm dachte sich die Bein Medard's aus, der gefesselt am Boden liegt, die Flamme immer näher knistern, die Schafe in der Ferne blöken hört, und wie die Flamme immer näher heraufschleicht, von allen Seiten nach ihm züngelt und ihn still umfängt . . . wenn sie zuerst seine Wände versengt — er hebt die gefesselten Hände den Flammen entgegen, er macht sich frei . . .

Du lebst, schrie er einmal unwillkürlich laut auf, und

der Better wunderte sich wieder über die so innige Liebe Diethelm's zu seiner Stieftochter; er hieß nicht umsonst der Familienfürst.

Wir kriegen wieder kalt, der Mond geht heute roth auf, sagte der Better, als man auf der kalten Herberge angekommen war — seht, dort, Buchenberg zu.

Diethelm spie das Blut aus, das er sich aus den Lippen gebissen.

Was ist denn das? fuhr der Better nach einer Weile fort, ich höre die alt' Kathrin' brummen, und es riecht in der Luft so gräulich.

Diethelm erwiderte nichts.

Als man Buchenberg nahe war, schrie der Better: Herr im Himmel, Euer Haus brennt! — aber Diethelm hörte es nicht, und mit Mühe erweckte ihn der Better mit Schneereiben aus dem Schlage, der ihn getroffen zu haben schien.

Sechzehntes Kapitel.

Lautlos und regungslos, weiß überschneit stand die Menschenmasse am Berge versammelt, und wie sie vom rothen Glutschein übergossen war, erschien sie wie von einem Zauber festgebannt. Keine Menschenstimme ward hörbar, nur vom Thurme dröhnte die Sturm- und Sterbeglocke, die sogenannte alte Kathrin', und aus der Flamme, die breit und still, von keinem Winde bewegt, hochauf schlug, tönte ein tausendstimmiges Wehklagen, so dumpf und tief und wiederum so gräßlich röchelnd, als hätten die auslodernden Flammenzungen markerschütternde Stimmen gewonnen, und über der Flamme

glizierte der fallende Schnee und verdampfte in feltjame Luftgebilde.

Zu Hilfe! Rettet! Rettet! schrie Diethelm vom Schlitten springend, was steht ihr so müßig da? Rettet!

Wie aus dem Zauberbann erlöst, wendeten sich Alle plötzlich nach ihm und umringten ihn.

Es ist nichts zu helfen, sagte der Schmied, dein Haus ist an allen vier Ecken angegangen, eh' man's gewußt hat, und kein Mensch, als dein Medard, hat die Kloben aus der Spritze da 'rausgenommen. Wir können Nichts machen.

Wo ist der Medard? fragte Diethelm.

Das weiß kein Mensch, er hat sich heyt vor Niemand sehen lassen, der hat gewiß angezündet und ist vielleicht im Haus verbrannt; die, wo zuerst kommen sind, sagen, sie hätten ihn schreien gehört.

Rettet! Rettet! schrie Diethelm und eilte nach dem Hause, aber von dorthier kam eine Rachegegestalt mit weißen Locken und zerfetzten Kleidern und warf sich auf Diethelm und wollte ihn erdroffeln.

Mordbrenner! Mordbrenner! kreischte der alte Schäferle mit schäumendem Munde, wo hast du mein Kind? Wo? Gib mir mein Kind! Mordbrenner! Mein Kind! Mein gutes, braves Kind!

Mit Gewalt wurde der rasende alte Mann von Diethelm losgerissen, er hatte mehr als jugendliche Manneskraft und hielt Diethelm wie mit eisernen Banden umklammert, und Diethelm ächzte laut auf, denn der Schäferle hatte ihn grade an der Armwunde gefaßt, und als fraßen sich tausend schneidende Spizen durch Mark und Knochen ein, so schmerzte bei der Berührung der Vaterhand der vom Sohne eingepreßte Biß. Das Blut rannte Diethelm von der Hand herab, als er losgemacht war, er taumelte halb besinnungslos umher, aber der Better stand ihm getreulich bei. Jetzt hörte man deutlich, woher das Wehklagen kam: die Schafe im Stall, dessen Eingangswand bereits in Flammen stand, bißten so

schmerzvoll klagend, daß es das Herz im Leibe erschütterte, es war nicht anzuhören. Diethelm brachte es mit dem Wetter und dem Schmiede dahin, daß sie eine Feuerwand einbrachen, um durch die Oeffnung die Schafe zu retten, und so viel auch die Umstehenden abwehrten, Diethelm konnte es nicht ertragen, daß auf Einmal so viel Leben, und sei es auch nur das der Thiere, drausging. Er drang selber durch die eingereißene Wand ein: wie in einen Knollen zusammengepreßt standen die Thiere, und von denen, die der Flamme nahe waren, sprang bald eines, bald das andere wie aufgeschneit mitten in die Flamme hinein, that noch einen jämmerlichen Schrei, und die Unversehrten blökten vor sich nieder. Mit Gewalt drängte sich Diethelm in die Mitte der Thiere und suchte sie hinauszutreiben, aber sie preßten sich immer wieder zusammen, und plötzlich fiel er nieder, und die Thiere standen auf ihm und um ihn, und mit halb ersticktem Schrei konnte er nur noch um Hülfe rufen. Es gelang dem Wetter, ihn zu retten, und bewußtlos, aus unsichtbaren Wunden blutend, wurde Diethelm nach dem Dorfe in das Waldhorn getragen, während gerade das Haus zusammenkrachte und der Dachstuhl in die Umfassungsmauern stürzte. Ein unerträglicher Geruch benahm allen Menschen fast den Athem, so daß keiner ein Wort sprach. Nur der alte Schäferle rief dem Davongetragenen nach: Nordbrenner! du darfst nicht sterben. Du mußt doch am Galgen verfaulen.

Er wurde erst ruhiger, als eben Frau Martha kam.

Es war Tag, als Diethelm erwachte, und vor ihm stand seine Frau und hob die gefalteten Hände zum Himmel, als er die Augen aufschlug.

Du da? frug Diethelm, ist sie todt?

Ach Gott, ja, und sie hat noch im Sterben das Unglück gesehen.

Wer hat mir meinen Arm verbunden? Bist du schon lang da? Hab' ich im Schlaf was geredet? frug Diethelm wieder in fast zornigem Tone.

Der Doctor ist mit mir herüber vom Kohlenhof, und der hat dir deinen Arm verbunden. Du bist von einem Schaf gebissen, ich bin grad' kommen, wie sie dich fortgetragen haben. Du hast nichts im Schlaf geredet, als ein paarmal Medard gerufen.

Weiß man nichts vom Medard?

Ach lieber Gott, nein, der ist gewiß verbrannt.

Diethelm schloß noch einmal die Augen und schärfte still die Lippen, dann beehrte er aufzustehen, er sei wohl und müsse nach dem Schutthaufen sehen. Die Frau suchte ihm einzureden, daß er noch krank sei, und als er dies streng abwehrte, erklärte sie ihm, daß er dann vielleicht verhaftet und nach der Stadt abgeführt würde.

Ist mir recht, sagte Diethelm trozig, dann nimmt die Geschichte bald ein Ende. Sie können mir nichts thun. Wer klagt mich an?

Der alt' Schäferle.

Da hilft kein' Sympathie.

Wie ich hör', sagte die Frau zögernd, will auch die Braudversicherung dich anklagen.

Ho ho! lachte Diethelm, denen will ich's schon zeigen, die müssen mir blechen. Ich steh' auf, ich bin hechtgesund.

Trotz aller Widerrede vollführte Diethelm seinen Ausspruch und zankte mit seiner Frau, daß sie so eine herzbrechende Miene mache. Erst als sie mit halbunterdrücktem Weinen sagte, sie habe ja auch gestern ihr Kind verloren, erwiderte er:

Ja ja, das ist wahr. Zum Teufel, daß ich das auch immer vergeß'. Ich will gleich einen Boten an die Fränz schicken, sie muß heimkommen.

Martha stand am Fenster und weinte in den schneeigen Tag hinaus. Erst als Diethelm leise vor sich hinpiff, wendete sie sich um und sagte:

Um Gotteswillen, Diethelm, was machst? Wie kannst du nur auch so sein? Was müssen die Menschen von dir

denken, wenn du nach so einem Fall jetzt gar noch lustig thust?

Hast Recht, hast Recht, red weiter nichts, hast Recht, sagte Diethelm hastig. Er erkannte schnell, daß seine Frau ihn auf das Entsprechende hinwies; allzuviel Gleichmuth war wiederum verdächtig.

Eine gewaltige Veränderung war in Diethelm vorgegangen. Nun die That geschehen war, mit all ihrem Schrecken, galt es mit gefestetem Muth ihr Stand zu halten. Er verbannte alle Weichherzigkeit, und als er vor dem kleinen Spiegel stand und sein flossseidenes Halstuch umthat, hielt er die Zipfel desselben eine Weile ruhig in der Hand und betrachtete die stolzsichere Miene, die er allen Vorkommnissen gegenüber bewahren wollte.

In der Wirthsstube, wo der junge Amtsverweiser mit seinem Actuar und zwei Landjägern und noch Viele aus dem Dorfe sich befanden, schaute Alles verwundernd auf, als Diethelm freundlich grüßend und mit dem Ausspruche eines schmerzlichen Bedauerns eintrat. Diethelm wollte dem Amtmann, mit dem er am Markttage an Einem Tische gegessen, die Hand reichen, aber der Amtmann wußte gewandt seine Hände mit einem großen vor ihm liegenden Bogen zu beschäftigen, und Diethelm zuckte mit den Achseln, als er die dargebotene Hand leer wieder zurückziehen mußte.

Ihr seid gekommen, nahm Diethelm das Wort, um mein Unglück in gerichtlichen Augenschein zu nehmen. Helfet nur auch untersuchen, wie das Feuer ausgekommen. Es ist leider nichts gerettet.

Der Amtmann erklärte, daß alles das späteren Verhandlungen vorbehalten bleibe; er schickte einen Landjäger nach dem alten Schäferle und ersuchte die Anwesenden, außer dem Schultheißen, das Zimmer zu verlassen.

Ich hätt' eine Bitt', die Ihr mir wohl willfahren könnet, wenn's nicht gegen das Recht ist, sagte Diethelm mit ruhiger und doch weicher Stimme, ich möcht', daß meine Mitbürger

mit anhören dürften, worauf ich angeklagt bin. Das öffentliche Gericht, das uns versprochen worden, ist noch nicht eingesetzt; drum möcht' ich bitten, wenn's möglich wär', daß Alle da blieben.

Der Amtmann willfahrte mit der Bemerkung, daß nur ein vorläufiges Protocoll aufgenommen werde. Ein Jeder suchte sich nun einen guten Platz, und Mancher sagte leise zu seinem Nachbar, wie der und jener sich ärgern werde, daß er nicht auch dabei sei und das mit anhören könne.

Der alte Schäferle trat ein, bleich, mit weißen Haaren und eingefallenen Wangen, eine bejammernswerthe Gestalt. Alle Blicke waren auf Diethelm gerichtet, und dieser wußte, daß dies geschah; mit ruhigem Auge betrachtete er den Mann, in der Wunde am Arme zuckten Pulse, als spürten sie die Nähe des Rächers; in dem Gesichte Diethelm's wollte sich's regen, aber er beherrschte seine Züge, er sah gewaltig starr drein, und kein Nerv bebte.

Sagt, was Ihr habt? ließ sich Diethelm nach einer lautlosen Pause vernehmen, in der man nichts als das Winseln von Medard's Schäferhund vor der Thüre vernahm.

Das ist meine Sache, fiel der Amtmann ein, und oft von Weinen und Schluchzen unterbrochen erklärte der alte Schäferle, wie sein Medard ihm schon im Herbst gesagt habe, der Diethelm habe nur eingekauft und versichert um anzuzünden; er habe sichere Anzeichen davon; wie der alte Mann jetzt klagte, daß er nicht einmal die Leiche seines Sohnes habe, um sie zu bestatten, fuhr sich Mancher mit der Hand über das Gesicht; auch Diethelm wischte sich die Augen. Als aber der alte Schäferle schloß:

Wenn der Hund da draußen reden könnte, der wüßte mehr was vorgegangen ist, da spielte ein Lächeln auf dem Antlitz Diethelm's. Wieder entstand eine Pause, in der man nichts als das Federknisteln des Protocollanten und das Winseln des Hundes hörte.

Soll ich was drauf antworten? fragte Diethelm in

höflich stolzer Weise den Amtmann, und dieser erklärte, daß er vorerst gar nichts zu sagen habe. Der Schäferle erwähnte nun noch, daß ihm Diethelm beim Wegfahren einen Knaben geschickt habe, mit der Weisung, er habe Medard über Feld geschickt, und der Vater möge ihn nicht besuchen, während Diethelm doch beim Bahnschlitten gesagt habe, Medard müsse zu Hause bleiben.

Alle Zuhörer in der Stube nickten einander zu und deuteten sich mit den Fingern, wie wichtig das sei.

Soll ich darauf auch nichts sagen? fragte Diethelm, den Kopf zurückwerfend, man soll den Buben holen lassen, er soll sagen, was ich ihm aufgetragen hab', und da mein Vetter war bei mir im Schlitten, der hat Alles gehört.

Ich hab' nichts gehört, platzte der Vetter heraus.

Ruhe! gebot der Amtmann, ich weiß schon selbst, wen ich zu verhören habe.

Er verkündete nun Diethelm, daß er verhaftet sei und nach der Stadt abgeführt werde.

Gut, sagte Diethelm aufstehend, darf ich in meinem Fuhrwerk fahren? Ich hab' einen bösen Arm.

Der Amtmann bewilligte dieses und jetzt trat Martha vor, die Allem still zugehört hatte, und sagte:

Ich weiß von Allem so gut wie mein Mann, ich will mit in den Thurm, ich bleib' bei dir, Diethelm. Wir sind von Gott zusammengegeben, kein Mensch kann dich von mir trennen.

Jetzt erst sah Diethelm tief traurig drein, wie seine Frau seine Hand faßte. Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich Aller, und der Amtmann erklärte, daß Martha nicht bei ihrem Manne bleiben, daß sie aber mit ihm selbst nachfahren könne, da man ihrer nur als Zeugin bedürfe.

Als Diethelm von dem Landjäger abgeführt wurde, legte er an der Thüre die Hand auf die Schulter des Schäferle, sah ihn durchbohrend an und sagte:

Du bist ein Vater, ich nehm dir's nicht übel, was du

thust, aber du wirst's bereuen, was du an mir gethan. Wenn ich mit meinem halben Leben deinen Medard wieder aufwecken könnte, ich thät's; und da schwör' ich's vor allen Leuten: ich laß' dir's nicht entgelten, ich will dir helfen, wo ich kann, du hast ja deinen Sohn verloren, und du könntest ja mein Vater sein, ich will mich dünken lassen, mein Vater lebt noch einmal.

Friedle, was hast du an uns than? klagte die Frau, und der Schäferle weinte, man sah es ihm an, wie weh es ihm that, ob dem was er angerichtet, zumal um den Schmerz der Frau Martha.

Selbst der Landjäger behandelte Diethelm mit Freundlichkeit und redete ihm Trost zu, daß Alles bald wieder aus sei.

Als Diethelm an dem Berge vorüberfuhr, auf dem nur noch ein Schutthaufen rauchte, stieß er einen Schmerzensschrei aus; dann schloß er die Augen wie zum Schlafen, aber seine Lippen bewegten sich stets, als spräche er; in der That stand er auch in Gedanken dem Untersuchungsrichter Red' und Antwort, und manchenmal zuckte etwas wie ein Lächeln um seine Mundwinkel, wenn ihm eines der Beweismittel einfiel, das jeden Verdacht abwälzen mußte. Der Landjäger schaute oft verwundert in das Antlitz des Schlafenden, der nach so grauenvollen Ereignissen unter peinlicher Anklage so ruhig träumte. Als man der Stadt nahe war, schlug der Landjäger den Manteltragen Diethelm's höher hinauf, setzte ihm die Pelzmütze tiefer ins Gesicht, und Diethelm dankte herzlich für die gutmüthige Vorsorge des gegen Mitleid abgehärteten Landjägers. Erst am Gefängnißthore öffnete er die Augen, und jetzt erst merkte er, daß der Paßauf, Medard's Schäferhund, ihm gefolgt war; der Landjäger scheuchte den Hund zurück, der Diethelm in die Stube des Gefangenwärters folgen wollte.

Zwei Stunden nach ihm fuhr der Amtmann mit Martha im verschlossenen Wagen nach der Amtsstadt.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Sage vom Löwen und der Maus schien sich wieder zu erneuen; das erste fremde Menschenbild, das Diethelm sah, war der Zeugmacher Rübler, und jetzt erinnerte er sich, daß dieser ja der Sohn des Amtsdieners sei. Mit welcher hochmüthiger Gönnerschaft hatte Diethelm immer diesen armen Teufel betrachtet, und jetzt überdachte er schnell, daß er ihm Alles verdanken könnte, und wenn alle Mittel zu Schanden werden — die Flucht. Daran aber war noch lange nicht zu denken. Diethelm hob den Mantel von den Schultern in die Höhe und wartete ruhig, bis der dienstbeflissene junge Rübler ihm denselben ehrerbietig abnahm; er streckte nun dem Amtsdieners die Hand entgegen und sagte mit heller Stimme in herablassender Höflichkeit:

Guten Morgen, lieber Amtsdieners. Wollt Ihr einen abgebrannten armen Verwandten nicht ein paar Tage bei Euch wohnen lassen? Habt Ihr kein Zimmer frei? Ich nehme mit einem kleinen Vorlieb.

Diethelm glaubte zu bemerken, daß diese Anrede den verkehrten Eindruck machte; Alles, was mit dem Criminalgericht zusammenhängt, schien keinen Spaß zu verstehen.

Wie ein gefangener Ritter empfahl nun Diethelm seine Kasse der sorgsamten Wartung. Waffen hatte er nicht abzuliefern, aber gewiß konnte Diethelm besser schreiben und lesen, und war mindestens so verschlagen und ehrgeizig als je ein Mann, der im Harnisch rasselte; daß man aber in anderen Zeiten war, zeigte besonders der Ofen, der war so winzig und windig, und ein Ritter, wenn er von einem Raubzuge in eine Herberge kam, fand einen Baumstamm im breiten Ofen prasseln. Wäre nicht eine abgestumpfte Sandsteinkugel auf dem Ofen gelegen, Diethelm hätte sich nicht einmal die Hände wärmen können, und doch fühlte er von innen heraus eine unbezwingliche Kälte, als ob nicht Blut, sondern Eis-

wasser ihm durch die Adern rinne. Er bat nun mit einer gewissen Demuth, in der Stube bleiben zu dürfen, bis seine Zelle geheizt war. Der alte Gefangenwärter ging weg und ließ Diethelm mit dem Landjäger und seinem Sohn allein. Diesem empfahl nun Diethelm nochmals seine Pferde und trug ihm auf, nach dem Waldhornwirth in Buchenberg zu schicken, damit er Roß und Schlitten abhole und gut im Stand halte.

Soll ich den Hund hier behalten? fragte der junge Kübler den abgewendet Sprechenden.

Diethelm schüttelte den Kopf verneinend, dann wendete er sich um und sagte in heiterm Tone:

Dein' Braut ist vor ein paar Tagen noch bei mir gewesen, ihr könnt euch drauf verlassen, daß ich euch auf den Tag hin, wie's versprochen ist, Hochzeit mache, und Gevatter bin ich auch; dann wollen wir lustig sein, daß die Stern' am Himmel zittern; der Bergeltstag bleibt nicht lang aus.

Der Landjäger verbot eben Diethelm jedes weitere Reden, als der Gefangenwärter eintrat, mit der Kunde, daß Alles bereit sei. Diethelm erzitterte jetzt vor Wuth, als man ihm Alles aus den Taschen nahm, als man ihm das Halstuch abnahm und sogar die Hosenträger abnestete; dieses letzte geschah aus dem doppelten Grunde, damit der Gefangene nichts habe um sich daran zu erhängen, und bei einem etwaigen Fluchtversuche durch die Nöthigung, die Hosen in der Hand aufzuhalten, gehindert sei. Eine Minute lächelte Diethelm über diese Vorkehrungen, bald aber ward er des grausamen Ernstes bewußt und mühsam schleppte er sich die Treppe hinan nach seiner Zelle; der junge Kübler trug ihm noch mitleidig seinen Mantel nach. Erst als ihn der Landjäger verließ, sagte er:

Ihr kennt mich wohl nicht. Ich bin von Grubenau bei Lehweiler gebürtig. Meinen Vater hat man den Schreinerhanneke geheißten, er ist ein guter Freund von Eurem Vater

gewesen. Ich hab' viel von Euch und Euren Gutthaten gehört, wie ich noch klein gewesen bin. Nun b'hüt Gott. Ich wünsch' alles Gute.

Diese Mittheilung des Landjägers machte einen eigenen Eindruck auf Diethelm; daß der Mensch sich gedrungen fühlte, sich ihm zu erkennen zu geben, und daß er von seinem Ruhme sprach, wie traf das jetzt das Herz des Gefangenen.

Diethelm war nun allein. Er hatte sich vor Niemanden mehr zu verstellen. Auf dem Stuhl vor dem Ofen saß er, und es war ihm, als müßte sein Körper in Stücke zerfallen. In dem Ofen brummte das Feuer, manchmal knallte ein Fichtenast und zischte langsam ein grünes Scheit. Diethelm fühlte, wie ihm alles Blut im Herzen zusammen gerann, aber Wärme verspürte er nicht, kalt, unendlich kalt war es ihm; er hüllte sich in seinen Mantel und wickelte sich in die wollene Decke, die auf der Pritsche lag, immer war es ihm, als ob er in der so wohl verschlossenen Zelle mitten in einem Luftzuge stehe, und plötzlich fuhr er wie emporgeschneelt auf, die Wände dröhnten und schmetterten, zitternder Drommetenklang umrauschte ihn von allen Seiten. Erst nach geraumer Weile besann er sich, daß die Stadtzinkenisten den Abendchoral bliesen, die Trompeten und Posaunen schienen gerade nach seiner Zelle gerichtet, so unmittelbar, so gradaus strömten die Töne in dieselbe, und vor Allem stand jener Tag wieder vor Diethelm, an dem er sich zum unmäßigen Einlauf verleben ließ.

Was war seitdem aus ihm geworden? Ein Mordbrenner! Diethelm hielt sich die zitternde Hand vor den schnell athmenden Mund, daß er das Wort nicht laut ausrufe. Er warf sich auf die Kniee, und ein heftiger Thränenstrom entlud sich aus seinen Augen, er fühlte seine Wangen glühen, und plötzlich wurde es ihm warm. Mit dem Antlitz auf dem Boden liegend, sprach es in ihm, daß er Alles bekennen müsse, und er streckte sich weit aus, bereit, den Todesstreich

zu empfangen, zu sterben . . . Er weinte aufs Neue um sein verlorenes Leben; über ihm tönte der wehklagende Grabgesang, ein schriller Drommetenton verwandelte sich in die Klagestimme seiner Martha und ein anderer in die seiner Fränz . . . Und die sind verloren auf ewig, und du wirst nicht gleich getödtet, du mußt Wochen und Monate lang, ja vielleicht deine ganze Lebenszeit auf deinen schaudervollen Tod warten. Mußt du das ertragen in Gefangenschaft und Elend, warum kannst du es nicht auch in Freiheit und Ehre? . . . Diethelm richtete sich auf, und als jetzt von einer anderen Thurmseite der Choral erscholl, sang er die Töne laut mit, und seine Stimme tönte so voll, fast wie Bosaunenschall. Er sang so laut am Fenster, daß er nicht hörte, wie das Schloß hinter ihm knarrte, die Thür sich öffnete und der Gefangenwärter eintrat, ihn zum Verhör abzuholen.

Um dieselbe Zeit war Martha in der Stadt angekommen; sie ging mit fest zusammengepreßtem Munde und thränenlosem Auge umher, das Schicksal ihres Mannes, der Tod ihrer Tochter, der sie nun nicht einmal eine eifige Scholle auf die Bahre werfen konnte, der gräßliche Tod des treuen Knechtes, das Verbrennen des Hauses, in dem sie so viele Jahre Freud' und Leid verlebte, Alles das bestürmte ihr Herz und machte sie dumpf und verwirrt. Ihrer Bitte, auch eingesperrt zu werden, hatte man nicht willfahrt, und sie lief wie ein verirrttes, verstoßenes Bettelkind in den Straßen umher, als müßte sie Jemand finden, der ihr den Weg aus dem Wirrwarr heimwärts zeigte. Es dämmerte, in den Häusern wurden da und dort Lichter entzündet. Ach! Da wohnen überall Menschen, die daheim sind und wissen, wen sie haben. Martha fuhr vor Schreck zusammen, denn es sprang etwas an ihr herauf, und sie erkannte bald den vor Freude bellenden Paßauf.

Ach du bist's, jagte sie, den Hund streichelnd, gelt, armes Thierle, es geht dir auch wie mir, du weißt auch

nimmer, wo du hin gehörs. Bleib nur bei mir, komm mit, wir gehen zum Meister.

Eben als Martha an der Post vorüberging, kam der Eilwagen unter hellen Posthorntönen angefahren. Was hat nur der Hund, daß er eine aussteigende verhüllte Gestalt anspringt und dann mit Freudenbellen zwischen der Gestalt und Martha hin und wider rennt? Wäre dort vielleicht der todtgegläubte Medard, der von seiner Flucht zurückkehrt? Martha fühlte, wie ihr die Haare sich emporsträubten, und wie ihr die Kniee fast brechen wollten. Mit wartenden Schritten ging sie auf den Posthof zu, sie hörte den Schaffner sagen: Ich will Ihnen gleich ein Fuhrwerk nach Buchenberg verschaffen. Sie näherte sich der verhüllten Gestalt.

Mutter! rief es ihr entgegen.

Du bist's, Fränz?

Und mit wehklagendem und doch freudigem Schmerzensausruf lagen Mutter und Tochter sich in den Armen. Jetzt erst konnte Martha weinen. Fränz erholte sich rasch wieder, und wenn auch schmerzvollen Klages, sagte sie doch mit fester Stimme:

Mutter! Gottlob, Gottlob und Dank, daß ich Euch hab'. Mutter, ich möcht' Euch Abbitte thun für Alles; ich hab' erfahren, was fremde Menschen sind, und da schwör' ich's unter freiem Himmel, nie, nie, so lang Euch ein Aug' offen steht, verlass' ich Euch. Jetzt laßet mich nur Eure Hand küssen. Ich kann Alles wieder gut machen an Euch und am Vater. Ach Gott, wie geht's ihm denn?

Martha schwieg.

Ist er verbrannt? schrie Fränz so grell, daß selbst ein losgepanntes Pferd, das an ihr vorbei wollte, rückwärts wich.

Martha schüttelte den Kopf, und erst mit schwerem Athem konnte sie die Worte hervorbringen:

Er sitzt im Criminal.

Die Postmeisterin, die Fränz noch vom Markte her kannte, zog dieselbe in das Haus, und hier erfuhr sie nun Alles. Fränz küßte aber- und abermals die Hände der

Mutter, dann legte sie ihre heiße Wange an die eingefallene kalte Wange der Mutter und sagte:

Ah Gott, wenn ich nur mein warmes junges Blut da in Euch hinübergießen könnt'. Kommet nur jetzt gleich, wir müssen sehen, daß wir den Vater sprechen können.

Martha erklärte, daß sie nicht mehr gehen könne, ihr seien die Beine wie abgehakt, vom Todtenbette des Kindes weg in solch ein Glend hinein, das sei zu viel. Fränz befohl schnell einen warmen Wein für die Mutter, sie lief in raschen Schritten im Zimmer hin und her, das dauerte ihr viel zu lang, bis das Befohlene kam, sie wollte selber hinab und das Angeordnete bereiten, sie verstünden das hier nicht; aber die Mutter bat, sie nicht zu verlassen, sie könne nicht mehr allein sein. Plötzlich kniete Fränz vor der Mutter nieder und sah nach, ob sie warme Füße habe; sie sprang rasch auf, als sie fühlte, wie dieselben eisstarr waren, sie klingelte nach Brauntwein, aber rasch, rasch! befohl sie, und es war ihr eine freudige Buße, als sie nun der Mutter die Füße wusch und rieb. Die Mutter ließ Alles mit sich geschehen wie ein Kind; sie schlürfte dann den warmen Wein, den ihr Fränz an den Mund hielt, und mit schmerzlichem Lächeln sagte sie nach jedem Schluck: Ah, das thut gut. Versuch's nur auch, Fränz. Fränz nippte, und die Mutter sagte wie halb träumend:

Du bist so schön geworden, Fränz, und siehst mich so getreu an, so ... so ... so hab' ich dich lieb. Wenn nur der Vater auch so was Gutes hätt', und wenn er dich nur auch sehen könnt'. Sein Herz hängt an dir, ach, und du bist jetzt auch mein einzig Kind. Komm, leg' deinen Backen wieder an meinen Backen. So. Jetzt sag, wie kommst denn du daher? Wie ist dir's denn gangen?

Fränz schluckte die Thränen hinab, da sie die Mutter so beruhigt sah und dieselbe nicht wieder neu aufregen wollte. Sie erzählte mit möglichster Umgehung alles Erschütternden, wie sie das Brandunglück erfahren, und sagte zuletzt:

Den heutigen Tag, Mutter, den werde ich nie vergessen. Was ich da Alles gedenkt und erfahren hab'! O Mutter! und die Menschen sind so gut, wenn sie einen im Unglück sehen; Alle, wo mit gefahren sind, und in allen Wirthshäusern sind sie mir beigestanden und haben mich getröstet und hätten mir geru in Allem geholfen. Kommet, legt Euch ein bisle aufs Bett, ich will Euch erzählen.

Fränz trug in starken Armen die Mutter auf das Bette, dann setzte sie sich daneben, und ihre Hand haltend, begann sie zu erzählen; aber bald merkte sie, daß die Mutter schlief. Sie hielt noch lange still die Hand der Schlafenden und wagte es nicht, sich zu bewegen, endlich legte sie die Hand auf das Kissen, und leise auf den Zehen schleichend, hatte sie sich der Thüre genähert, als die Mutter rief:

Kind, wohin willst?

Zum Vater.

Da muß ich auch mit, ich bin ganz wohl auf.

Es half kein Abwehren, und nachdem Fränz die Mutter wohl eingemummt, verließ sie mit ihr die Post.

Achtzehntes Kapitel.

Die Wintertage waren so kurz, und der junge Amtsverweiser, der bald seinen Fehler erkannte, daß er die erste Anklage gegen Diethelm in dessen Beisein vernommen, wollte ihm nicht Zeit lassen, sich ein Gewebe von Aussagen zu knüpfen. Er nahm den Gefangenen daher noch am Abend ins Verhör, und Diethelm war es allerdings schauerlich, als er durch matterleuchtete schallende Gänge nach der Verhörstube geführt wurde. Hier war es noch leer. Diethelm

erhielt vom Landjäger den Befehl, sich auf einen Stuhl an der Wand zu setzen, wo gerade hüben und drüben Wandleuchter mit brennenden Kerzen ihren Lichtschein ihm ins Gesicht warfen; er wollte wegrücken, erhielt aber die Weisung, just hier sitzen zu bleiben. In der Stube waren nur noch zwei Lichter, am Sitz des Actuars hinter dem Actengestelle, an dem langen grünen Tische, und der Schatten des Gestelles breitete sich weithin in die Stube. Diethelm wollte dem Landjäger neben ihm sagen, daß er seinen Vater wohl gekannt habe, aber der Landjäger wendete sich ab und winkte ihm still mit der Hand, nichts zu reden. So saß denn der Angeklagte, die Hände gefaltet, stumm vor sich niederschauend. Endlich näherten sich Schritte aus der Nebenstube, der Amtsverweiser und der Actuar traten ein, ihnen folgten die beiden Gerichtschöppen, und diese waren Niemand anders als der alte Sternemwirth und der pensionirte Kastenverwalter. Diethelm war aufgestanden und sagte, mit dem Kopfe nickend: Guten Abend. Er erhielt keine Antwort, frampshast faßte er die Stuhllehne und seine Zähne klapperten, aber er biß sie aufeinander, und als der Amtsverweiser ihm mit den Worten zuwinkte: Setzt Euch — that er dieses, räusperte sich und rieb sich hastig die Hände. Nun begann ein kluges Verhör von Kreuz- und Querfragen, und Diethelm war es, als umgäben ihn von allen Seiten scharfe Schwertspitzen; aber er hielt sich ruhig, er antwortete ohne Hast, aber auch ohne Zögern, es war fast, als ob er dem schreibenden Actuar Zeit lassen wolle, genau seine Worte aufzuzeichnen. Auf manche Fragen antwortete er sogar mit spaisigem und herausforderndem Lächeln, und die Anwesenheit des Kastenverwalters gab ihm den glücklichsten unvorhergesehenen Entlastungsbeweis an die Hand. Alles was er so klug vorher bedacht hatte, war minder durchschlagend als das, was ihm eine unbedachte Vergeßlichkeit in die Hand spielte; der Kastenverwalter mußte ihm bezeugen, daß er Diethelm für sechshundert Gulden inländische Staatspapiere geliehen

habe; diese nun nebst einem Hypothekenschein auf das Wirthshaus zum Baldhorn waren verbrannt.

Ich weiß wohl, schloß Diethelm, daß das Verbrennen der Hypothek nichts schadet, sie ist im Hypothekenbuch eingetragen; aber die Staatspapiere sind verloren, und diese hätte ich doch gewiß leicht gerettet, wenn ich den schlechten Gedanken an Anzünden nur eine Minute gehabt hätte.

Als der Amtsverweser erklärte, daß man die Nummern der Staatspapiere, die der Kastenverwalter noch in seinem Buche verzeichnet hatte, in den Zeitungen bekannt machen und die etwaigen Besitzer bei Vermeidung der Amortisation auffordern werde, da sagte Diethelm:

Was das ist, ich weiß es nicht, ich frag' auch nicht darnach, es wird sich Alles zeigen; wie es scheint, glaubt man mir ja nicht mehr. — Und das, daß man ihm das Wahrhafte an seinen Angaben bezweifelte, gab ihm immer mehr den Muth, mit kühler, herausfordernder Zuversicht aufzutreten. Zuletzt faßte er seine Aussagen dahin zusammen, daß er mindestens zehn Stunden abwesend war, als der Brand ausbrach, daß er gerade jetzt in der besten Lage war, da er nicht nur einen schicklichen Verkauf machen konnte, sondern auch durch den Tod seiner Stieftochter ihm eine reiche Erbschaft ins Haus kam, er habe daher nach der Hauptstadt reisen wollen, um den Handel abzuschließen und seine Fränz heimzubringen, damit die Mutter in ihrem Schmerz doch auch ein Kind um sich habe. Dem Vorhalten, daß er über den Aufenthalt Medard's widersprechende Aussagen gemacht und wohl mit ihm im Einverstände gewesen sei, setzte Diethelm die Bethuerung entgegen, daß er im Gegentheil dem Knaben gesagt habe, der alt' Schäferle möge zu seinem Sohn hinaufgehen, da er daheim bleiben müsse und an seinem Beinbruche leide. An dieser letzten neuen That fand der Richter eine Handhabe, um Diethelm noch eine geraume Weile hin und her zu zerrn, aber Diethelm riß sich endlich gewaltsam los und sagte aufstehend mit mächtiger Zornesstimme:

Ein Ehrenmann, wie ich, braucht sich eigentlich gar nicht zu vertheidigen. Ich bin seit fünfzehn Jahren Waisenspfleger und habe für die Waisen gesorgt wie ein Vater und nie auf meinen Vortheil gesehen. —

Diethelm hielt plötzlich mit einem Schrei inne, denn von der Höhe senkte sich eine Flamme und brannte ihm ins Gesicht.

Was macht Ihr? schrie er plötzlich laut und fuhr weit zurück, sank auf den Boden und starrte drein als sähe er ein Gespenst.

Was macht Ihr? schrie er nochmals.

Der Richter sprang schnell von seinem Stuhle auf, faßte Diethelm an der Schulter und fragte mit gebieterischem Tone:

Habt Ihr mit solch einer Kerze das Haus angezündet?

Ich weiß nicht, was Ihr wollt! Ist das erlaubt? Ich will das zu Protocoll genommen. Darf man mich brennen? schrie Diethelm sich aufrichtend.

Der Richter befahl dem Kausleidner, die Kerze, die Diethelm beim raschen Aufstehen von dem Wandleuchter gestoßen, wieder aufzustecken, und gebot Diethelm, ruhig auf seinem Stuhl zu bleiben und sein Handsuchteln zu lassen.

Sich am Stuhle aufrichtend, setzte sich Diethelm auf denselben und athmete laut.

Warum seid Ihr wegen der Kerze so erschrocken, fragte der Richter nochmals, rasch und nahe auf Diethelm zutretend und die Hand gegen ihn ausstreckend.

Nur gemacht, nur gemacht, wehrte Diethelm ab; sind Sie vielleicht feuerfest, Herr Amtsverweser? Thut's Ihnen nicht weh, wenn Ihnen ein Licht ins Gesicht brennt und noch dazu den Tag, nachdem so ein Unglück über Sie kommen ist, und man jedem Licht böß ist, weil es so was ausrichten kann? Sie können, nein, beim Teufel, Sie müssen mich frei sprechen, Herr Amtsverweser, aber die Schande, daß ich eingesperrt gewesen bin, ich, der Diethelm von Buchenberg, und die Qualen, die man mir anthut, die könnet Ihr mir nicht wieder gut machen. Mich tröstet nur eins: ich bin zu stolz gewesen, ich

hab' mir auf meinen Ehrennamen vielleicht zu viel eingebildet, ich hab' gedemüthigt werden müssen; aber so viel weiß ich, so gut gegen die Menschen bin ich nicht mehr, wie ich gewesen bin. Fraget in Lezweiler nach mir, fraget überall nach mir, und man wird Euch sagen, wer der Diethelm ist. Ich soll geholfen haben anzünden? Ja, das Beste vergeß' ich ja. Der Kastenverwalter da, und der Sonnenwirth und der Kaufmann Gäbler, die können mir alle bezeugen, daß sie mich überredet haben zu versichern, ich hab' nicht gewollt. Thut das ein Brandstifter? Thut das ein Mordbrenner?

Esprecht nur leiser, ermahnte der Richter und Diethelm fuhr fort:

Sie haben Recht, ja, aber ich möcht' laut schreien, daß es die ganze Welt hört, was man an mir thut. Jetzt will ich aber nicht mehr reden. Fragen Sie noch, was Sie zu fragen haben.

Der Richter stellte fast nur noch der Form wegen einige Nachforschungen an, dann fragte er Diethelm zuletzt, ob er in Bezug auf seine Haft noch etwas zu wünschen oder zu klagen habe. Diethelm erwiderte, daß er den Advocat Rothmann sich zum Rechtsbeistande nehmen wolle. Als der Richter hierauf entgegnete, daß dieser im Auftrage der Fahrnißversicherung sein Ankläger sei, schloß Diethelm:

Dann will ich gar keinen Advocaten. Ich hab' aber noch eine Bitt', ich schäm' mich fast sie zu sagen; man hat mir die Hosenträger genommen, damit ich mich nicht dran aufhänge, und ohne die Hosenträger ist mir's immer, als ob mir der Leib aus einander fallen thät'

Der Richter klingelte dem Amtsdienner und befahl ihm, das Gewünschte Diethelm wieder zurück zu geben. Der Amtsdienner meldete leise etwas, und der Richter sagte:

Diethelm, Ihr könnt Eure Frau und Eure Tochter sehen, wenn Ihr versprecht, nichts von Eurer Anklage mit ihnen zu reden.

Diethelm versprach und blieb auf dem Stuhl sitzen. Mit scheuen Büdlingen trat Martha ein, Fränz aber drang

ihr vorauf und streckte dem Vater beide Hände entgegen. Diethelm schüttelte sie wacker und reichte dann die andere Hand seiner Frau, die er aber bald zurückzog, um sich eine Thräne abzutrocknen. Fränz berichtete, daß sie mit der Mutter in der Post wohne. Der Richter befahl, daß Diethelm abgeführt werde. Er sprach kein Wort mit den Seinigen und ging von dannen.

Der Richter sagte nun Martha, daß er sie auch gleich verhören wolle, da sie nun da sei; er bot ihr den Stuhl an, den Diethelm so eben verlassen, sie setzte sich und legte die Hände in einander. Sie bat, ob nicht ihre Fränz bei ihr bleiben dürfe, der Richter verneinte dies mit Bedauern, Fränz könne indeß im Vorzimmer warten.

Martha preßte die gefalteten Hände wie zu einem Dankgebet zusammen, als ihr der Amtmann die schömenische Gesekesbestimmung erklärte, daß ein Angehöriger keinen Zeugen eid zu leisten habe, und es überhaupt seinem Belieben anheimgestellt sei, Zeugniß abzulegen oder zu verweigern. Martha erklärte sich für ersteres, theils in der Hoffnung, ihrem Manne zu nützen, theils auch, weil sie den Muth nicht hatte, ohne Red' und Antwort das bestellte Gericht zu verlassen.

Martha war so offenbar ein Bild des aufrichtigen Jammers, daß der Richter sie nicht mit verwickelten Fragen quälen zu wollen schien. Sie konnte mit Fug behaupten, daß sie von der Handelshandlung ihres Mannes fast gar keine Einsicht hatte, und als auf ihren Ehezwist wegen der Großthuererei und Verschwendung Diethelm's die Rede kam, glaubte sie, daß Gott es ihr verzeihen müsse, wenn sie das nicht unter die Welt kommen lasse; sie bestritt daher jeden ehelichen Zwist und lobte ihren Mann aus Herzensgrund. Der Richter ging bald hiervon ab und fragte:

Ist nie zwischen Euch und Eurem Manne davon die Rede gewesen, daß er brandstiften will?

Martha war's, als schlugen ihr Flammen ins Gesicht. Was sollte sie darauf antworten? Zwar hatte damals am

Versicherungstage Diethelm die Sonne zum Zeugen angerufen, daß sie ihn nie mehr erwärmen solle, wenn er einen solchen Gedanken habe, aber wenn sie das bekante, wer weiß, was daraus gemacht wird? Aber sie hat doch versprochen, die Wahrheit zu bekennen. Zweimal ließ sich Martha die Frage wiederholen, und schon stand ihr das Bekenntniß auf der Zunge, aber sie schluckte die Worte hinab und matt die Hände in den Schooß sinken lassend, sagte sie:

Nein, nie, niemals.

Ueber Medard befragt, erklärte sie, daß er ihrem Manne schon lange gram war, weil er ihm manchmal im Zorn das Zuchthaus vorgeworfen, und der Medard sei ohnedies auffällig gegen den Meister gewesen, weil er seinen Bruder, den er lieb hatte wie sein eigen Kind, nicht vom Militär losgekauft habe; gegen sie aber sei er immer gut gewesen, er habe zwar manchmal Veruntreuungen gemacht, aber die könnten einmal die Schäfer nicht lassen. Martha unterschrieb das Protokoll und wankte hinaus zu ihrer Tochter. Im Amt Hause sprach sie kein Wort mehr, auf der Straße aber sagte sie:

Das sind Seelenverderber, die Amtleute; da droben haben sie mir das Herz ausgeschnitten.

Fränz suchte die ungemein erregte Mutter zu beruhigen, so gut sie konnte, aber noch im Schlafe schrie Martha oft wild auf und warf sich im Bette hin und her. —

Diethelm war indeß mit triumphirendem Stolze in sein Gefängniß zurückgekehrt. Von aller Unthat war keine Erinnerung in ihm; er gedachte nur seines Sieges, wie es ihm gelungen war, sich so hinzustellen, daß der Richter ihm fast Abbitte thun mußte. Seine Vertheidigung war nun festgegründet, dort stand sie verzeichnet und konnte nicht mehr ausgelöscht werden. Diethelm freute sich über sich selbst, er hatte gar nicht gewußt und erst jetzt erfahren, welche eine Macht ihm innewohnte. Du wärst ein großer Mann geworden, sagte er sich, wenn du auf dem rechten Plaze stündest, es haben An-

dere schon viel Aergeres gethan und sind doch ruhmvoll durch die Welt gegangen. Jetzt fang' ich das Leben von vorn an. Ich will ihnen zeigen, wer der Diethelm ist.

Der Amtsdienner, der das Gewünschte Diethelm übergab, freute sich ob seines Frohmuthes und erklärte schlau:

Ich hab' Euch nur wie einen gemeinen Verbrecher behandelt, damit man kein Mißtrauen in mich haben soll, weil wir so nah verwandt werden. Ich hab's wohl gewußt, daß Ihr ein unschuldiger Ehrenmann seid, auf den wir stolz sein können. Im Gesicht vom Amtsrichter ist deutlich geschrieben gestanden: der ist freigesprochen. Es kann noch ein paar Tag' dauern, aber gewiß ist's, da verlaßt Euch drauf. Ich versteh' das.

Wie nach einer vollbrachten Großthat streckte sich Diethelm auf die Pritsche, er befahl noch tüchtig einzuheizen, denn es fror ihn noch immer so mörderlich; wollte ihm auch manchmal ein Gedanke dessen kommen, was er gethan, er verschenkte ihn und entschlief ruhig.

Tief in der Nacht aber wurde er aufgeweckt und im Scheine einer Blendlaterne standen zwei Männer vor ihm.

Neunzehntes Kapitel.

Diethelm hatte dem jungen Kübler gesagt, er möge den Better Waldhornwirth nach der Stadt entbieten, damit er die Pferde hole. Das konnte offenbar nichts als ein versteckter Auftrag sein, der eigentlich hieß: mach, daß ich den Better so bald als möglich hier habe und spreche. Mit fröhlicher Eilfertigkeit — denn es liegt im Hülfebringen für einen Leidenden oft eine Fröhlichkeit — eilte der junge Kübler selbst nach Buchen-

berg, und unterwegs lächelte er oft vor sich hin, indem er überdachte, wie klug er doch sei, daß er solche verummte Gedanken erkenne, und wie ihn Diethelm darob loben müsse. Natürlich vergaß er dabei auch nicht, wie vielen Dank ihm Diethelm dadurch schuldig werde, und das war ein Capital, das gute Zinsen trägt. In Buchenberg war schon Alles zur Ruhe gegangen; nur bei der Brandstätte, von der noch immer ein zum Ersticken übelriechender Rauch aufstieg, wandelten einige Wachhaltende hin und her. Der Vetter Waldhornwirth mußte aus dem Schlaf geweckt werden, und unter Vermüschungen machte er sich endlich bereit, mit Kübler nach der Stadt zu fahren. Erst draußen vor dem Dorfe hängten sie dem Pferde das Kollengeschirr um und fuhren dann mühselig und verdroffen nach der Stadt, wo sie erst gegen Morgen ankamen. Der junge Kübler zog seinem Vater die Gefängnißschlüssel unter dem Kopfstissen weg, führte den Waldhornwirth die Treppe hinauf, öffnete die Zelle Diethelm's, und jetzt standen beide vor dem grimmig Fluchenden, der sie nicht alsbald erkannte. Als sie sich zu erkennen gaben, und Kübler triumphirend berichtete, daß er nach den Andeutungen Diethelm's den Vetter geholt habe, rieb sich Diethelm mehrmals die Stirn und fuhr dann zornig auf:

Verfluchtes blickdummes Gethue! Kübler, was habt Ihr gemacht? Ihr bringt mich nur in neue Ungelegenheit. Ich bin freigesprochen, Alles liegt sonnenklar am Tag, und jetzt wenn's heraus kommt, und es kommt gewiß heraus, daß Ihr meinen Vetter zu mir gebracht habt, wird das wieder einen Verdacht auf mich werfen und es geht neu ans Protocolliren, und ich kann noch Tage und Wochen da hocken müssen!, und Euer Vater kann seinen Dienst verlieren. Aber mich geht's nichts an, und wenn's darauf ankommt, ich kann's nicht anders machen, ich kann's beschwören und ich thu's, daß ich Euch das nicht angelernt und nichts davon gewollt hab'.

Der junge Kübler stand wie vom Blitz getroffen, er hatte mit Klugheit Dank und Lohn zu erwerben geglaubt und

mußte sich nun ausschelten lassen und fast noch bitten, daß man ihn nicht verrathe.

Diethelm rieb sich vergnügt die Hände, er war stolz auf sich; mitten aus dem Schlafe geweckt, hatte er seine Besinnung behalten und gegen zwei Menschen, deren er bedurfte, sich so gestellt, daß sie ihm dienen mußten, ohne ihn dafür irgendwie in der Hand zu haben. Es durfte Niemand geben, der nicht an seine Unschuld glaubte, oder gar Grund und Beweis gegen ihn habe; dürfte das sein, so wäre ja Alles mit Medard umsonst . . . Einlenkend reichte er nun dem Better die Hand und sagte:

Thut mir leid, daß du dir so viel unnöthigen Braß machst, und Ihr habt's auch gut gemeint, Kübler, das weiß ich wohl und bin auch erkenntlich dafür, wenn ich's auch nicht brauch'. Ich mein', Better, es wär' am besten wir reden gar nichts, ich hab' dir ja nichts zu sagen, und du kannst ruhig vor Gericht auslegen, was du weißt.

Der junge Kübler betheuerte wiederholt seine Wohlmeintheit, und der Better sagte:

Ja, ich kann mich mit Teufels Gewalt aber nicht mehr besinnen, was Ihr zu dem Buben gesagt habt.

Kann mir's denken, lachte Diethelm, wenn du von deinem Uhlbacher ferndigen trinkst, vergißst du leicht, daß du Frau und Kinder daheim hast, geschweige was Anderes, und dann hast noch Kirschengeist darauf gesetzt, das thut nie gut. Laß mir aber von deinem Uhlbacher noch was übrig bis ich heimkomm', und da der Kübler muß in Buchenberg Hochzeit machen, ich zahl' Alles, und da trinken wir das Faß voll aus. Ja, was hab' ich sagen wollen? Ich hab's ganz vergessen.

Von wegen dem Buben, kedeutete der Better.

Richtig, nahm Diethelm unbefangen auf, besinn dich nur, du mußt noch wissen, daß ich dem Buben deutlich gesagt hab', der alt' Schäferle soll zu seinem Medard 'naufgehen, er müß' daheim bleiben und leide an seinem Beinbruch.

Vom Beinbruch, ja, das erinner' ich mich, das hab' ich

deutlich gehört, guck, das fällt mir jetzt ein, das ist das Wahrzeichen, frohlockte der Vetter und rieb sich immer die linke Seite der Stirne, als weckte er ein Organ der Erinnerung.

Diethelm lächelte in sich hinein, daß der Vetter gerade dessen sich erinnerte, was er erst vor Gericht zu seinem eigenen Schrecken noch hinzugesetzt, er fuhr aber leichtthin fort:

Dann wirfst dich auch an alles Andere erinnern, und daß ich mein' Fränz hab' holen wollen, damit mein' Frau nicht so allein ist, wenn ihre Stieftochter stirbt, aber ich brauch' dir ja nichts sagen, du weißt Alles allein, und sag du's nur frei.

So fuhr Diethelm fort und wußte nach und nach in der harmlosesten Weise dem Trompeter sein Stücklein auf Noten zu setzen, daß es eine Art hatte.

Der junge Kübler drängte zur Trennung, da es Tag zu werden begann. Diethelm reichte Beiden wohlgenuth die Hand, und der Vetter entschuldigte sich noch, daß er sich nicht gleich auf Alles besonnen habe; der Schrecken beim Brand habe ihm Alles weggeschreckt, aber jetzt wisse er jedes Wort. Diethelm sah dem Vetter scharf ins Gesicht, um zu erkunden, ob ihn der ausgefeimte Schelm nicht verhöhne, aber der Vetter sah in der That mitleidig und treuherzig drein. Als die Beiden fort waren, streckte Diethelm die Zunge hinter ihnen heraus und sprach dann in sich hinein: Neun Zehntel der Menschen sind nichts als Hunde und Papageien, sie reden und thun, wie man sie's anlernt, und schwören dann Stein und Bein, daß das aus ihnen selber käm'. Alle die oben dran sind und über Andere herrschen, verstehen nur die Kunst, die Menschen glauben zu machen, was ihnen gut dünkt, und je mehr das einer vermag, um so größer ist er und führt die Welt am Narrenseil herum.

Mit einem erhabenen Heldengefühle legte sich Diethelm abermals zum Morgenschlase nieder. Als die Stadtzinkenisten wieder bliesen, suchte er sich zu bereden, daß das eine Musik

zu seiner Unterhaltung sei, und piff unausgesetzt ihre Melodien nach.

Diethelm glaubte schon am heutigen Tag freigelassen zu werden, aber vergebens. Er wurde Nachmittags noch einmal zum Verhöre geführt, der Trompeter hatte richtig sein Stücklein getreu abgepielt, aber es war doch ein Ton darin, der Diethelm noch viel zu schaffen machte, nämlich die Kunde von seinem heftigen Weinen bei der Nachricht von dem Tode der Stieftochter und seine rasche, unmotivirte Umkehr. Diethelm hatte hieran wohl gedacht und hätte dem Vetter gerne Weisung gegeben, aber er wußte nicht, wie er das verdachtlos bewerkstelligen sollte, und hoffte auch, daß davon gar keine Rede sein würde. Anfangs schwankend, dann aber immer sicherer erklärte Diethelm, daß er den Tod seiner Stieftochter nicht so bald erwartet habe und nun heimgeeil sei, um seine Frau nicht ganz allein zu lassen und die Fränz später holen zu lassen. Befragt, warum er dann nicht nach dem Kohlenhof gefahren sei, erklärte er zuerst, er habe sich das nicht so klar gemacht, er sei vom Schreck zu sehr ergriffen gewesen; dann aber setzte er hinzu, er habe erwartet, seine Frau sei gleich nach dem Tode heimgekehrt, und er habe sie dort trösten wollen. Weiter befragt, wie es komme, daß der Tod seiner Stieftochter ihn so furchtbar ergreife, sah er eine Weile scheu vor sich nieder, dann erhob er sein Antlitz und sagte:

Ich hätt' nicht geglaubt, daß man mich das fragen darf, aber ich seh' schon, wer einmal, und sei er noch so unschuldig, in Verdacht steht, muß auf Alles antworten. Nun denn, so sei's — er athmete tief auf und fuhr dann fort: so wisset denn, ich hab' vor zwei und zwanzig Jahren mein' Stieftochter gern gehabt und hab' sie heirathen wollen, aber mein' Frau hat's nicht zugeben und hat mich lieber selbst genommen.

Eine Pause entstand, der Actuar schrieb und der Richter, betroffen von dem schmerzvollen Tone Diethelm's, hielt eine Weile mit Fragen inne. Diethelm aber fühlte einen innern Schreck, als ob man ihm ein Stück aus dem Herzen reiße,

es dächte ihn, als schände er seine Hausehre und alle Schamhaftigkeit, da er auch dies dem Protocolle anvertraute; er hatte so sorglich seine Hausehre gewahrt, und jetzt hatte er sie preisgegeben und noch dazu mit einer gräßlichen Lüge, denn die Kohlenbäuerin war schon seit Jahren nicht mehr für ihn auf der Welt. Diethelm fühlte jetzt zum Erstenmal, wie das Verbrechen keinen reinen Fleck an dem Menschen läßt, wie es Alles mit sich hinabzerrt; er erhob den Blick lange nicht, es war ihm, als stände seine Frau vor ihm und er könnte sie nicht anschauen. Hätte er erst gewußt, daß er sie auf demselben Stuhle verrieth, auf dem sie ihm zu Liebe ihr Gewissen geopfert!

Das thut mir am wehesten, daß ich das hab' sagen müssen, rief er endlich mit tiefschmerzlichem Tone. Der Richter beruhigte ihn, daß das Niemand erführe, er war aber Inquirent genug, die weiche Stimmung Diethelm's zu benützen und mit veränderten Fragen noch einmal das ganze Verhör von vorn zu beginnen. Schlag auf Schlag gingen die Fragen. Der alte Schäferle war diesen Vormittag auch wieder im Verhör gewesen, und im Schmerze um den Tod seines Sohnes, den er rächen zu müssen glaubte, machte er sich kein Gewissen daraus, seinen Aussagen eine noch entschiedenere Fassung zu geben, und daß Medard geradezu die Woche bezeichnet, die Diethelm ausdrücklich zur Brandstiftung festgesetzt habe, wenn es ihm gelänge, seine Frau aus dem Hause zu bringen. Der alte Schäferle hoffte, daß es vielleicht gelingen werde, Diethelm zu einem Geständniß zu überrumpeln, wenn man ihm bestimmte Thatfachen vorhielt, und Gleiches erwartete auch der Richter. Diethelm merkte bald, was vorging, und war wiederum schnell gewaffnet und berief sich in den meisten Antworten einfach auf seine gestrigen Aussagen.

Nicht mehr stolz, innerlich geknickt, saß Diethelm in seinem Gefängniß, er merkte wohl, daß sich ein Punkt aufgethan, von dem er in den Grund gestürzt werden konnte. Jetzt bat er den jungen Kübler, der in der Wartung der Gefangenen

seinem Vater beistand, ihm noch eine Unterredung mit dem Waldhornwirth zu verschaffen; aber der junge Räuber war dessen eingedenk, wie Diethelm ihn mit Undank angefahren und sogar gedroht hatte, ihn zu verrathen; er blieb allen Schmeichelworten unerbittlich, und Diethelm, dessen Furcht vor einem Mitwässer noch größer war als die vor dem Gerichte, fand sich endlich drein, Alles geschehen zu lassen, wie es sich von selbst machte, ja es gab Zeiten, in denen er so zerknirscht war, daß er die Entdeckung wünschte, nur um dieser schwebenden Qual enthoben zu werden. So zerknirscht er aber auch in der Einsamkeit des Gefängnisses war, so kampfergüthet und fest erschien er jedesmal vor dem Richter, schon die Stimme desselben erweckte ihn zu Muth und Troß, und bald zeigte sich, daß die ursächlichen Verbindungen zwischen allem Geschehenen nur ihm klar waren, den Andern zerfiel Alles zusammenhanglos.

Dies stellte sich besonders heraus, als der Amtsverweiser die Fortführung der Untersuchung dem neu bestellten Richter übergab. Man hatte geglaubt, daß ein neuer, in Criminalsachen gewiegter Mann Diethelm verblüffen und verwirren würde; aber gerade das Gegentheil war eingetreten: dem fremden Manne gegenüber, der ihn nie weich gesehen hatte, fühlte sich Diethelm doppelt stark, und bei manchen Fragen zeigte Diethelm sein Uebergewicht, indem er sagte: das hab' ich im Protocoll von dem und dem Datum schon angegeben; seine Gewandtheit im Kopfrechnen kam ihm jetzt in anderer Weise zu statten. Diethelm dachte gar nichts mehr als sein Verhör, er wendete es nach allen Seiten, und wenn er antwortete, sprudelte er die Worte so sicher hervor, als stünden sie vor ihm geschrieben.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Post lebte Fränz mit ihrer Mutter still und einsam. Früh Morgens gingen sie täglich nach der Kirche, wo die Mutter immer so zerknirscht betete, dann ging es jedesmal hinaus nach dem Gefängniß, um von dem alten Kübler zu erfahren, wie sich der Vater befinde; er gab in der Regel einförmig guten Bescheid, nahm bisweilen auch Geschenke an, ließ sich aber nicht herbei, Diethelm irgend eine Nachricht zu bringen, und so waren Mutter und Tochter von ihm wie durch Meere geschieden. Von dem einzigen Ausgange abgesehen, lebten sie selber wie in Gefangenschaft, die Mutter saß in der Mitte der Stube und spann, obgleich sie immer klagte, daß ihre Spinnfinger wie abgestorben seien. Sie hatte nicht Lust, bei der Arbeit manchemal hinaus zu sehen nach den Vorübergehenden, sie kannte Niemand und wollte Niemand kennen, und oft wenn sie eine Spindel abstellte, klagte sie über die schöne Aussteuer der Fränz und über die tausende von selbstgesponnenen Spindeln, die da mit verbrannt seien. Fränz saß am Fenster und stickte für den Vater sehr bunte Pantoffeln, sie hatte das in der Hauptstadt trefflich gelernt; oft schaute sie aber auch hinaus auf die Straße und machte allerlei Bemerkungen über die Vorübergehenden. Die Mutter verwies ihr das immer mit steter Wiederholung:

Wir haben gar nichts zu spötteln über andere Menschen, wir müssen froh sein, wenn man nicht mit Fingern auf uns weist. Nun verschwieg Fränz meistens ihre Bemerkungen, sie hatte, wie sie glaubte, die unsäglichste Geduld mit ihrer Mutter, die gar keine Zerstreuung wollte und so gewiß als das Tischgebet jedesmal, wenn man sich zum Essen setzte, sagte:

Ach Gott! Jetzt muß der Vater allein essen, ich weiß, daß ihm kein Bissen schmeckt, er hat nie was allein essen mögen, ohne dabei zu reden, und wenn er heimkommen ist

und ich ihm Essen hingestellt hab', hab' ich mich immer zu ihm setzen müssen, und beim Tisch hab' ich nie aufstehen dürfen, und wenn was gefehlt hat, hat er immer gesagt: lieber kein Salz auf dem Tisch, als daß du mir fehlst. Ach Gott! Wir haben doch so gut mit einander gelebt, und wenn's auch manchmal ein bißle uneben gungen ist, es giebt doch kein' bessere Ehe auf der Welt, und alle Andern hätt' sich Eins fürs Andere aufschneiden lassen.

Fränz hörte das immer geduldig an und ermahnte nur die Mutter, das Essen nicht kalt werden zu lassen.

Fränz trauerte auch aufrichtig um das Schicksal des Vaters, aber sie konnte diese immerwährende Trauer nicht aushalten und sehnte sich nach Zerstreung, sie wollte von keinem Zweifel mehr wissen, daß dem Vater etwas geschehen könne, und sprach oft davon, daß sie gar nicht mehr in das Dorf zurückkehren wollten; wenn der Vater frei sei, müsse er mit ihnen in der Stadt bleiben. Martha wollte nichts davon hören, und Fränz suchte ihr alle Schauer zu erregen, die man erleben müsse, wenn man in einem Hause wohne, wo früher ein Mensch verbrannt sei.

Wo nur der Paßauf hin ist? fragte Martha ablenkend, und Fränz erwiderte:

Ihr könnt Euch darauf verlassen, der ist mit dem alten Schäferle, wie er zum Verhör in der Stadt gewesen ist.

Hast du den Munde in der Hauptstadt nicht gesehen? fragte die Mutter wieder.

Freilich, erzählte Fränz, er ist, wenn er nicht auf die Wacht gemußt hat, jeden Tag und jeden Tag in den Rautenfranz kommen, er thut noch immer so narret mit mir.

Martha erzählte nun, daß der Vater ihr den Munde zum Mann bestimmt habe, aber Fränz wehrte sich dagegen, daß sie das „Opferlamm“ sein solle; wenn sie einen Mann nehme, so nehme sie ihn für sich und für Niemand anders. Sie ließ sich nicht dazu herbei, zu erklären, was sie mit dem Opferlamm gemeint habe, sie behauptete, das sei nur Redens-

art, in ihr aber erwachte wieder der Gedanke, den sie auf der ganzen Herreise gehabt, daß ihr Vater doch schuldig sei, und daß es nur gelte, sich hinaus zu reden. An jenem letzten Tage in der Stadt hatte die Eröffnung Munde's, obgleich er sie so klug zu verhüllen trachtete, einen gewaltigen Eindruck auf Fränz gemacht. Sie kannte durch ihre öftere Begleitung die Verhältnisse des Vaters besser als irgend Jemand, sie wußte, daß er tief in Verlegenheiten steckte, auch klagte ihr der Vater öfters; sie gedachte während der Fahrt jenes Augenblickes, da der Vater auf dem Markte niedergefallen war, als ihm der Kaufmann Gäbler sagte, daß er mit der Feuerschau käme, sie hatte den Vater dann auf der kalten Herberge beobachtet, wie er mehrmals die Farbe wechselte und dann wie besessen davon jagte, und jetzt war es ihr deutlich, warum der Vater so klagend davon sprach, daß er Armuth nicht überleben würde, als die Deichsel gebrochen war; und als der Vater sie zum letztenmal in der Hauptstadt besuchte, war er wieder voll Jammer und Klage gewesen. Darum glaubte Fränz schon auf dem Wege an die Schuld des Vaters, und als sie nachträglich erfuhr, daß er ihr den Munde zum Manne bestimmt hatte, kam kein Zweifel mehr auf. An einen vom Vater begangenen Mord dachte sie nicht, wohl aber, daß er mit Medard gemeinsam Feuer angelegt, und daß Medard dabei verunglückt war.

Von allen Menschen auf Erden hatte Diethelm's einziges Kind allein eine gegründete Ueberzeugung von dessen Schuld und erklärte sich ihren Zusammenhang, und Fränz allein war als durchaus unbetheiligt nie verhöört worden.

Auf jener Nacht und Tag währenden Heimfahrt war eine große Wandlung mit Fränz vorgegangen, sie sah sich schon verstoßen und verhöhnt von aller Welt und war tief traurig und voll Demuth gegen Jedermann, und empfing darum überall eine Behandlung voll Theilnahme und Rücksicht, die sie wiederum mild stimmte. Als sie die Mutter sah, warf sie sich ihr mit Inbrunst entgegen, das war das einzige

Herz auf der Welt, das sie nicht von sich stieß, und die in Troß und Rechthaberei verhüllte Kindesliebe brach gleichzeitig mit der demüthigen Milde gegen alle Menschen auf, zwei Lilien gleich, in einer Wetternacht aufgebrochen.

Als sie nun aber hörte, daß der Vater für unschuldig galt, und daß es nur darauf ankam, diese Geltung aufrecht zu erhalten, verwelkten die in Schmerz erblühten Blumenfelche wieder. Wer weiß, in Schmach und Noth wäre vielleicht Fränz eine Heldin an Duldung geworden; jetzt war sie wieder in der Welt voll Lug und Trug, wo Alles darauf ankam, sich in seiner Rolle zu behaupten, und Fränz wurde wieder die hoffährtige, alle Welt verhöhnende Tochter Diethelm's; nur eine gewisse Umflorung, die aus dem Kummer um das noch nicht entschiedene Schicksal des Vaters entsprang, dazu eine Nachwirkung von jener immer mehr verklingenden Trauerstimmung, verhinderte, daß nicht mit Einem Wort der leibhafte Rüdcl wieder da war.

Fränz ertrug den Schmerz um die sich in die Länge ziehende Gefangenschaft des Vaters leichter als die Mutter, weil sie ihn für schuldig hielt; von einem Morde an Medard ahnte sie nichts, und für einen Brandstifter gehalten worden zu sein, dachte sie, ist am Ende keine Schande, wenn man nur freigesprochen ist.

Seit mehreren Tagen hatte Fränz jedesmal um Mittag gesagt: Jetzt ist halb eins, und wenn die Mutter fragte: Warum? antwortete sie lächelnd: Weil der Amtsverweiser da über den Markt herkommt, er ist ein jaubers Bürschle, er speiß't unten an der Tafel. Die Mutter ermahnte sie, vom Fenster wegzugehen, sie müsse sich ja schämen, wenn er sie sähe; Fränz aber behauptete, daß das gar nicht der Fall sei, und bald bemerkte der Amtsverweiser, welche Augen nach ihm ausschauten, und es entstand ein regelmäßiges und immer entschiedeneres Grüßen herauf und herab am Mittag. Die Mutter ward auch bald neugierig, den Mann zu sehen, den sie seit jenem schrecklichen Abend nicht mehr erblickt hatte, und von

da an hatte Fränz gewonnen Spiel; sie ließ nicht ab und hatte dabei willfährige Hülfe an der Frau Postmeisterin, bis die Mutter sich entschloß, mit ihr an der Tafel zu speisen. Martha gab endlich nach, besonders als ihr Fränz immer eindringlicher vorhielt, wie gut das für den Vater wäre, wenn man mit dem Amtsverweser bekannt sei, und wie man auch gesprächlich Manches von ihm erfahren könne über den Stand der Untersuchung. Das leuchtete ein. Anfangs stand Martha oft viele Tage mit trockenem Munde auf, sie konnte keinen Bissen hinabbringen, wenn sie den Herrn ansah, der ihr so schweres Herzeleid angethan, und der ihren Mann auf Zeit- lebens ins Zuchthaus bringen konnte. Es war ihr immer, als säße sie mit einem Henker am Tisch, und sie begriff gar nicht, wie er so ruhig Speise und Trank zum Munde führte, während er auf die Fragen seiner Tischnachbarn erzählte, daß heute Der und Jener eingebracht worden sei, oder daß Dieser oder Jener ins Zuchthaus abgeführt worden sei. Martha sah dann oft nach seinen Händen, ob die nicht vom Blute rauchten. Nach solchen Tagen hatte Fränz immer einen schweren Stand, denn die Mutter wollte durchaus nicht mehr an die öffentliche Tafel. Nun aber hieß es, das könnte dem Vater schaden, wenn man jetzt zeige, daß man sich schäme, die Mutter verstand sich mit schwerem Herzen dazu, und Fränz hatte oft aufrichtiges Mitleid mit ihr, wenn ihr der Gang zu Tisch so peinvoll wurde; aber sie beredete sich, es sei nöthig, daß sich die Mutter wieder an die Menschen gewöhne, und sie vermochte die Postmeisterin, mit an den Tisch zu sitzen und die Mutter beständig im Gespräch zu erhalten. Der Amtsverweser lehnte auch fortan jede bezügliche Frage seiner Nachbarn ab, und man war fast heiter. Die Mutter lebte sichtlich wieder auf. Fränz war in der Wohnstube der Postmeisterin bald mit dem Amtsverweser bekannt geworden, und dieser theilte ihr freiwillig, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, frohe Kunde über den Vater mit. Martha fand ihn nun gar nicht mehr henkergleich, sondern grundmäßig

gut, man sähe es ihm ja an den Augen an; sie segnete ihm jeden Bissen und jeden Trunk, den er zum Mund führte. Von nun an kam der Amtsverweser jeden Tag später als gewöhnlich in die Kanzlei, denn er trank seinen Kaffee und rauchte seine Cigarre in der Wohnstube der Postmeisterin und unterhielt sich eifrig mit Fränz, die reddegewandt und schelmisch war und der die verhüllende Trauer noch einen besondern Reiz verlieh. Dennoch kam es nicht weiter als zu einer gewissen gefälligen Annäherung zwischen Fränz und dem Amtsverweser, denn beide hüteten sich in Betracht der Umstände vor jeder ausgesprochenen Zuneigung. Was Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Untersuchung gegen Diethelm nur mangelhaft geführt wurde, zumal keine rechten Beweise vorlagen. Der Verweis, den der Amtsverweser darob von dem neubestallten Richter erhielt, nützte nicht mehr viel, und der Richter versuchte nun selbst den rechten Haken zu finden.

In der Wohnstube der Postmeisterin war große Trauer, als der Amtsverweser seine Versetzung nach einem viel besuchten Badeort ankündigte. Als er bald Abschied nahm, reichte ihm Fränz mit einem vielsagenden Blicke die Hand; der Amtsverweser bot nun auch Martha die Abschiedshand, sie reichte sie und spürte dabei mächtig ein Zucken in der Hand, über das sie seit Wochen schon oft geklagt hatte.

Fränz war nun selbst damit einverstanden, daß man von der Gasttafel wegblieb, sie war ungewöhnlich viel still und sinnend; sie sang oft still vor sich hin und unterbrach sich dann plötzlich, wenn sie dachte, in welcher Lage sie war. Die Mutter ermahnte sie nun selbst oft, zur Wirthin hinabzugehen, während sie einsam spanu.

Eines Tages kam Fränz athemlos in das Zimmer gestürzt.

Mutter, schrie sie, Mutter, er ist da!

Wer? Um Gotteswillen, der Vater?

Ja, der Vater, keuchte Fränz und wollte sich eben wieder umwenden, um dem Kommenden entgegen zu gehen, als die

Mutter mit einem Schrei vom Stuhle auf den Boden fiel. Sie beugte sich über sie, als Diethelm eintrat, und kaum hatte er mit seiner klangvollen Stimme die Worte gesprochen: Was ist der Mutter? als die Ohnmächtige die Augen aufschlug und in ein krampfhaftes Weinen und Lachen ausbrach, daß Diethelm mit zitternden Händen da stand und gar nicht wußte, was er thun sollte; er fuhr seiner Frau mit der Hand über das Gesicht, und sie faßte seine Hand und hielt sie fest an den Mund und konnte noch immer nicht sprechen.

Martha, ich bin frei, sagte Diethelm, sie aufrichtend, nimm dich zusammen und sei froh. Es ist ja Alles wieder gut.

Martha hielt immer noch seine Hand fest, und das erste Wort, das sie sprach, war:

Alles, was ich auf dem Leib trage, schenke ich einer armen Frau und meinen Mantel auch, und ich will Gutes thun an der ganzen Welt. Komm, Diethelm, komm, weißt was wir thun wollen? Wir wollen jetzt gleich in die Kirche gehen, komm, Fränz, komm.

Du bist jetzt so schwach, laß es auf ein andermal.

Nein, nein, jetzt gleich, ich bin nicht schwach, es hat mich nur so angewandelt. Ich bitt' dich, folg mir jetzt, ich will dir auch in Allem folgen, was du willst.

Diethelm mußte willfahren und mit seiner Frau in die Kirche gehen. Es schauerte ihn und durchfuhr ihn eiskalt, als er in die hohe Halle eintrat; er warf sich mit seiner Frau vor dem Altare nieder und bat Gott, ihn auf dieser Welt um seiner Frau und seines Kindes willen zu verschonen.

Als sie aus der Kirche traten, wo sich viele Menschen versammelt hatten, schenkte Martha sogleich einer armen alten Frau ihren Mantel und gab nicht nach, daß sie den Mantel nur noch bis zur Post behalten möge. Diese Schenkung, sowie der auffallende Kirchengang überhaupt, verbreitete sich schnell, und Diethelm hörte schon auf seinem Heimwege davon reden; viele Menschen, die er starr ansah, zogen den Hut vor ihm

ab, und er sah, daß er neue Ehre gewonnen habe, er war entschlossen, sie zu behaupten.

Als sie aus der Kirche zurückgekehrt waren und die Glückwünschenden sich entfernt hatten, saß Diethelm lange am Tisch, auf den er die Arme gestemmt und den Kopf in die Hände gedrückt hatte, und als ihn Martha bei der Hand faßte, schaute er zu ihr auf, und große Thränen rollten über seine Backen. Zum Erstenmal in ihrem Leben sah Martha ihren Diethelm weinen, und sie schrie laut auf, er aber beruhigte sie, und es war die volle Wahrheit, als er ihr sagte, daß diese Thränen ihn erfrischt und ihm hellen Muth gegeben hätten.

Martha drängte, daß man noch heute heim nach Buchenberg zurückkehre; Diethelm sah sie traurig an, da sie vom Heimkehren sprach, wo waren sie daheim? Er fragte nach seinen Rappen, und als er hörte, daß sie in Buchenberg stünden, blieb er fest dabei, erst morgen abzureisen; er schickte sogleich einen Boten nach seinen Pferden, das war das Einzige, was ihm lebendig von seiner früheren Habe geblieben war, und mit ihnen wollte er stolz in Buchenberg einziehen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nahezu zwei Monate hatte Diethelm im Gefängnisse gesessen, es hatte mehrmals gethaut, aber auch immer wieder frischen Schnee gelegt, und heute war ein heller, mäßig kalter echter Schlittentag. Diethelm hatte sich gewundert, daß nicht der Better selber das Fuhrwerk gebracht, sondern einen Knecht mit demselben geschickt hatte. Die Rappen schienen ihren Herrn nicht mehr zu kennen, sie senkten die Köpfe, so sehr auch Diethelm sie klatschte, mit ihnen sprach und ihnen salz-

bestreutes Brod vorhielt, sie hatten eben jenen gejagten Brandabend noch nicht vergessen und spürten ihn noch immer. Diethelm dachte, daß alle Welt verändert sei, und gewiß waren alle Häuser verschlossen, und Niemand drängte sich zu ihm und reichte ihm die Hand, nicht einmal der Better war gekommen ihn abzuholen. Die Menschen sind alle falsch wie Galgenholz, sie klagen und krächzen um einen Todten, und wenn er plötzlich wiederkäme, sie wären voll Zorn auf ihn, weil er sie um ihr Mitleid betrogen. So dachte Diethelm, als er mit der Wolfschur angethan auf dem Vorderstege saß und die Pferde lenkte, hinter ihm saßen die Mutter und Fränz. Diethelm nahm sich vor, nur noch Einmal nach Buchenberg zurückzukehren, Allen seine Verachtung zu zeigen und sie dadurch zu züchtigen, daß er den Ort auf ewig verließ, sie waren es nicht werth, einen Bürger zu haben, wie er, und er überlegte plötzlich, daß eigentlich Niemand in Buchenberg sei, bei dem es ihm der Mühe werth war, was er von ihm denke; sie sollten aber einsehen, wer er war, wenn er nicht mehr in ihrer Mitte sei. Es that ihm nur leid, daß er nicht eine wirkliche Rache an ihnen nehmen könne, der Better vor Allem aber sollte es büßen, seine Hypothek war aufgekündigt.

Während er aber noch den Rachegeanken nachging, erhob sich in ihm plötzlich der Zweifel, ob er ihnen Folge leisten dürfe. Wohl war die ganze Welt sein Feind, aber er durfte ihr nicht zeigen, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen sei, und wenn Alles stechende Blicke auf ihn richtete, so war es doch klüger, zu thun, als ob man das nicht bemerke — falsch sein gegen die falschen Menschen, das ist das Beste, um unversehens ihnen die Gurgel zuzudrücken; aber auch das muß vorsichtig und schlau geschehen.

Hin und her warf es Diethelm in Gedanken, denn so argwöhnisch gegen sich und gegen die Welt ist ein Herz, das Arges in sich verborgen hegt.

Eine Strecke ab von der kalten Herberge, Unterthailfingen zu, sagte Fränz:

Vater, ich hör' Musik den Berg herauf, horchet, sie kommt näher, was ist das?

Auch Diethelm hörte es, das Leitseil schwankte hin und her, so zitterten seine Hände, er faßte es straff.

Ich mein' immer, sagte die Mutter mit verklärtem Antlitz, es sei Alles nur ein Traum gewesen. O das wär' doch prächtig, wenn unser Haus noch stünde und Alles wär' nicht wahr.

Weibergeschwäh, es ist Alles wahr, still! sagte Diethelm zornig; die Kälte, die er immer innerlich spürte, fast wie einen gefrorenen Punkt, so sehr er sich äußerlich erwärmte, rann ihm jetzt wieder durch Mark und Bein. Er hielt an und trank einen mächtigen Zug Heidelbeergeist. Die Musik kam immer näher. Man sah jetzt einen großen Trupp Reiter, und einer ritt im Galopp voraus nach Diethelm zu, lehrte aber bald wieder um und ordnete die Zurückgebliebenen hüben und drüben an der Straße zu Spalier.

Was sollte das sein? Sollte Diethelm wieder gefangen genommen werden? Aber wozu war dann die Musik? Die Rappen, von den Klängen erweckt, hoben die Köpfe hoch und rannten wiehernd davon.

Fränz hatte das beste weitsichtige Auge, sie erkannte bald den Better Waldhornwirth, der nun ein wirklicher Trompeter war; auch andere Buchenberger erkannte sie, und Diethelm übergieß es wieder abwechselnd flammend heiß und schauerlich kalt.

Dort, genau an der Stelle, wo im Sommer die Deichsel gebrochen war, dort scholl Diethelm ein Trompetentusch und hundertsimmiges Hoch entgegen. Alles was in Buchenberg beritten war und eine große Anzahl von Unterthailfingen, die sich dazu gesellt hatten, hielt Diethelm einen feierlichen sogenannten Gegenritt und holte ihn im Triumphe ein. Diethelm fand nicht Worte, seiner Empfindung Luft zu machen; es bedurfte dessen aber auch nicht, denn unter beständigem Hochrufen und Trompetenblasen und Peitschentralen setzte sich

der Zug alsbald in Bewegung. Die Mutter weinte, und Fränz sah mit frohlockenden Augen drein, während Diethelm mit besonderer Sorgfalt die Rappen lenkte; es war sein einziges Denken, daß in dem Wirrwarr kein Unglück geschehe, das alle Freude in Leid verkehre.

Wie war Diethelm so plötzlich verändert; er, der noch vor wenigen Stunden bitterm Groll und Haß gegen seine Mitbürger in sich erweckt hatte.

In Unterthailfingen standen alle Leute am Fenster und auf den Straßen und grüßten. An der Gemarkung von Buchenberg hielt neben einem Schlitten der Gemeinderath und Bürgerausschuß und begrüßte Diethelm.

Wo ist der Schultheiß? fragte Diethelm. Der Obmann des Bürgerausschusses erwiderte, daß der Schultheiß schon vor vier Wochen gestorben sei.

Der Gemeinderathsschlitten fuhr hinter dem Diethelm's drein. An der Anhöhe, wo einst Diethelm's Haus gestanden und jetzt nur noch verschneite Trümmer sich zeigten, bogen die Rappen plötzlich um, und Diethelm wurde an den straffen Zügeln fast vom Schlitten gerissen, aber der Better hatte dies wohl vorausgesehen und war zur Seite der Rappen geritten und drängte sie auf den Dorfweg.

Nun erst im Dorfe ging das Hochrufen von Neuem an, die Kinder schrieten mit, und die Weiber schlugen vor Freude weinend die Hände zusammen. Am Hause des alten Schäferle wurde plötzlich der Schlitten Diethelm's gestellt, der Paßauf war wie wüthend an die Köpfe der Pferde hinaufgesprungen und ließ sie nicht vom Plaze, bis ihm ein Reiter mit der Peitsche eines überhieb, daß er winselnd davonjagte. Drinnen in der niedern Stube, die Stirne an die Fensterscheiben gedrückt, stand der alte Schäferle, und aus seinem zerfallenen Antlitz sprach Kummer und Klage, daß man einen Mann, wie Diethelm, wie einen Alles beglückenden Helden einholte. Diethelm sah nur einen Augenblick unwillkürlich hinüber, und Martha grüßte den so schwer betroffenen Trauernden, dieser

aber blieb starr und bewegungslos. Weiter ging der Zug und ordnete sich noch einmal unter Trompeten- und Jubelschall.

Als Diethelm am Waldhorn absteigen wollte, stellte sich der Wirth neben ihn und hielt ihn auf dem Schlitten. Er hatte als diensteifriger Marschall diese Huldigungen angeordnet und verlangte nun auch deren richtigen Verlauf.

Ihr müßet ein paar Worte reden, kispelte er Diethelm zu und rief dann laut: Ruhe! Stille! der Herr Diethelm will reden.

Liebe Freunde und Mitbürger! begann Diethelm, und nochmals wurde Ruhe geboten, worauf er wiederholte: Liebe Freunde und Mitbürger! Ich danke euch von ganzem Herzen für die Ehre und Liebe, die ihr mir erweist, ich werde sie euch nie vergessen, ob zwar ich sie nicht verdiene. Was hab' ich denn Großes gethan? Ich bin kein Brandstifter, kein Mordbrenner, das ist Alles. Mein Ehrenname steht wieder rein da. Ich will hoffen, daß ihr mich einstmals eben so mit Ehren hinaustraget, wenn man mir ein eigen Haus anmißt. Haltet fest.

Dieser Gedanke schien Diethelm so zu übermannen, daß seine Stimme zitterte, der Better aber neben ihm brummte: Wie kommen die Rüben in den Sack? und Diethelm setzte noch hinzu:

Ich dank' euch, ich dank' euch viel tausendmal.

Diethelm hielt inne, aber der Better drängte wieder:

Noch was, so kann's nicht aus sein, saget noch was, und Diethelm fuhr fort:

Viele von euch haben gehört, was man mich angeklagt hat, aber meine Freisprechung ist hinter verschlossenen Thüren vor sich gegangen. Freut euch, daß das bald ein Ende hat, wir bekommen das Schwurgericht, wo wir selber richten und Alles öffentlich.

Diethelm hielt wieder inne und wollte absteigen, aber der Better ließ ihn nicht vom Platze und drängte: Das ist nicht genug, ladet sie wenigstens zu einem Trunk ein. Diethelm

fühlte, daß er jetzt keine Schmauserei halten konnte, es war schon zu erdrückend viel an dem Geschehenen, er schloß daher: In vier Wochen halt' ich meiner Bruderstochter hier Hochzeit, ich lad' euch heute Alle dazu ein auf meine Kosten. Nochmals sage ich euch meinen herzlichsten Dank.

Diethelm drängte den Vetter fast zu Boden, als er abstieg.

Unter den Reitern zeigte sich aber eine offenbare Mißstimmung. Es geht im Großen wie im Kleinen so, ein versprochener Zukunftsstrunk macht eher verdrossen als lustig, wer weiß, was dann ist, wenn die versprochene Zeit kommt; man will eben trinken, wenn Gemüth und Zunge einmal dazu vorbereitet sind, heute, eben jetzt, und da hilft eine noch so sichere Bertröstung auf kommende Tage nichts.

Der Vetter sah schon, daß er etwas auf seine Kappe nehmen mußte, er war der nachträglichen Bestätigung sicher; er sagte daher jedem Einzelnen, daß es bei der Hochzeitseinladung verbleibe, daß aber heute Jeder ein Halbmaß Wein auf Diethelm's Kosten trinken könne, er habe das nur nicht laut sagen wollen, weil er glaube, es schickt sich nicht.

Nun war doch eine mäßige Beruhigung hergestellt, und im Waldhorn ging's hoch her in Schmausen und Unterredungen. Die eine Halbmaß zog Kameraden nach, und der Vetter hätte nichts dabei verloren, wenn er die Schenkung wirklich auf seine Kappe genommen hätte. Diethelm saß indessen in der obern Stube und hielt beide Hände vors Gesicht, die Augen brannten ihm, aber weinen konnte er nicht. Mitten unter dem Ehrenjubel, der ihn neu ins Leben zurückführte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß das ein Leichenbegängniß wäre, sein eigenes, er war scheinodt und er konnte nicht aufschreien: ihr begrabt einen Mann, der lebt, nein, ihr begrüßt unter den Lebenden einen Todten. Hirnverwirrend drang es auf ihn ein, und er meinte, er sei wahnsinnig, er hätte gerne gesprochen, um vor sich selber sicher zu werden, wie er sei, aber der Lärm war so groß

und Fahren und Reiten so wild. Darum freute er sich Anfangs, als er seine eigene Rede vernahm, die so klug war, aber mitten in dieselbe sprang ihm unversehens der Todesgedanke, und wie ein fester Stern, der aus der Irre führt, erschien plötzlich die Anrufung des Schwurgerichtes. Und doch war Diethelm eigentlich froh, daß dies noch nicht eingetretet war.

Jetzt zum Erstenmale fühlte Diethelm ganz deutlich, wie ein Scheinleben gewiß nicht minder gräßlich ist, als ein Scheintod, aber er war entschlossen, ihm mit starkem Willensmuth zu trotzen.

Die ganze Gemeindevertretung trat bald bei ihm ein, und der Obmann frug Diethelm geradezu, ob es wahr sei, daß er, wie der Waldhornwirth gesagt, vom Dorfe wegziehen wolle.

Diethelm gab ausweichenden Bescheid, denn er erkannte plötzlich, daß die Ehrenbezeugung nicht pure Huldigung war; man wollte ihn mit seinem Vermögen im Dorfe fesseln. Der Obmann erklärte, daß man mit der Schultheißenwahl auf ihn gewartet habe, er werde einstimmig gewählt, wenn er willfahre. Diethelm machte noch einige scheinbare Widersprüche, daß er jetzt zuviel mit Ordnung seiner Angelegenheiten zu thun habe u. dgl.; auf vieles Zureden gab er indes nach, er fühlte doch erst im Dorfe und so zu sagen in den niedern Stuben recht deutlich das Maß seiner Größe, und ihn erquickte der Gedanke, nun ein festes Ehrenamt zu bekleiden, bei dessen jedesmaliger Benennung ihm stets klar vor Augen liegen mußte, in welchem Ansehen er stand, und wie kein Makel an ihm haften. Er bedurfte dessen jetzt doppelt, denn seitdem er wieder ins Dorf zurückgekehrt war, fühlte er sich so bang, als ob ein Gespenst ihm auf dem Nacken sitze und ihn bei allen Ehrenbezeugungen auslache und heimlich zwicke und quäle. Und doch wollte er erst, wenn Alles vergessen war und seine Fränz sich verheirathet hatte, das Dorf verlassen, vorher erschien es ihm verdächtig.

Ein großer Haufe Geld, wie ihn baar das Dorf noch nie gesehen hatte, kam andern Tages an, es war die volle Versicherungssumme für die Fahrniß. Der überbringende Kaufmann Gäbler war voll Unterwürfigkeit gegen Diethelm und empfahl sich ihm zu jeglicher Vermittelung. Nun ging es an ein Abwickeln der Schulden und zwischen hinein an Uebernahme der Erbschaft vom Kohlenhof, und im Waldhorn war allzeit ein reges Leben. Das Haus selbst, das in der Staats-Brandkasse versichert war, wurde erst zur Hälfte bei Beginn und zur andern Hälfte bei Vollendung des Wiederaufbaues bezahlt. Diethelm ließ schon im Winter Steine brechen und fahren und verschaffte dem Dorfe und der ganzen Umgegend gesegneten Verdienst in einer sonst fahlen Zeit; aber weder er selbst, noch Martha besuchten je die Brandstätte, nur Fränz war mehrmals dort gewesen. Es schien Alles wohl zu gehen, nur Martha klagte viel über das Leiden in ihrer rechten Hand; die Mittel des oft herbeigerufenen Arztes verschlugen nicht, der Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren wie abgestorben, leichenhaften Ansehens. Der Arzt behauptete, diese Finger seien durch zu eifriges Spinnen mit der Spindel abgetödtet, und Diethelm bestätigte, daß ihm seine Mutter oft erzählt habe, Spindeln seien giftig; aber seine Frau habe nie nachgegeben und am Mädchen spinnen lernen wollen. Er klagte nun auch, nachdem er Frau und Tochter fortgeschickt, sein eigen Leid, wie es ihm stets mitten im Körper so kalt sei und es ihn innerlich stets friere, wenn er am Ofen sitze und fast verbrate. Der Arzt bedeutete, daß das vielleicht ein innerlicher Rheumatismus sei, und daß es sich gerade schicke, Frau Martha müsse im nächsten Sommer nach einem warmen Bade und der Herr Diethelm auch.

Als Diethelm diese Botschaft seiner Frau verkündete, sagte sie:

Der Doctor versteht mein Uebel nicht, aber ich versteh's. Sei nur nicht böse, ich muß es aber doch zu einem Menschen sagen; guck, mir sind just die drei Finger abge-

storben, mit denen ich einen falschen Eid geschworen hätt', wenn ich hätt' schwören müssen.

Du? Wo denn?

Ich hätt' vor Gericht geschworen, daß nie vom Anzündenden zwischen uns die Rede gewesen ist, ich hab' gemeint, ich bring' dich damit in Ungelegenheiten, wenn ich's sag'.

Dummes Zeug, das hättst du wohl auch mit einem Eid sagen können, ich hab' noch ganz andere Sachen zu Boden geschlagen, polterte Diethelm; als er aber das schmerzsuchende Antlitz seiner Frau sah, setzte er begütigend hinzu: Red dir nur nichts ein von einem falschen Eid, du hast ja gar nicht geschworen, und hättest du auch, wär's auch nicht falsch gewesen, du hast ja bloß etwas verschwiegen, und wenn alle Menschen, die falsche Eide geschworen haben, todte Finger bekämen, es gäb' wenige, die eine Priese nehmen könnten.

Martha schwieg, ein schwerer Gedanke stieg in ihr auf, den sie aber mit aller Macht bannte. Wie verwildert, wie jähzornig und bald wieder so viel allein redend war ihr Mann!

Mehr als je standen diese Menschen in Reichthum und Ueberfluß, aber Kummer und Schmerz verließ sie nie; Martha konnte nichts mehr arbeiten und wurde immer trübsinniger, Tagelang saß sie in sich zusammengefauert und betrachtete stieren Blickes die todten Finger an ihrer rechten Hand; nur Fränz war glücklich, zumal da sie hörte, daß man im Sommer nach dem Bade reis'te, und zwar gerade nach dem Orte, wohin der Amtsverweser versetzt war.

Martha hatte insgeheim und durch dritte Hand dem alten Schäferle manche Gabe zukommen lassen, aber er wies Alles zurück; er war den ganzen Tag beim Abräumen des Schuttes und suchte nach den Gebeinen seines Sohnes, von denen er nichts fand, als den halbverbraunten Schädel und ein Stück des Oberarmes.

Martha wagte es eines Abends, den verlassenen Mann aufzusuchen.

Ich will nichts von Euch, rief der alte Schäferle der Eintretenden entgegen.

Aber ich will was von dir, entgegnete Martha; da sieh, was ich für todte Finger hab'. Du mußt mir helfen.

Der alte Schäferle, dessen geheime Kunst aufgefördert war, die er seinem Vater an Freund und Feind zu üben versprochen hatte, näherte sich, wenn auch langsam, betrachtete sie lange, hauchte dreimal darauf und murmelte dabei unverständliche Worte. Martha bewegte schon die Finger besser auf und zu, und der Schäferle sagte:

Der Hund da, der Paßauf, kann Euch helfen. Lasset ihn nur bei Euch im Bett schlafen.

Martha wehrte sich gegen dieses Mittel, gerade der Hund des verbrannten Medard war ihr ein Schrecken, und sie dachte nicht, daß ein anderer kurzhaariger eben so dienlich gewesen wäre; sie verstand sich eher zu den anderen Mitteln, die darin bestanden, Turteltauben im Zimmer zu halten und im Neumond drei Blutstropfen aus den drei Fingern auf Baumwolle aufzufangen und solche in eine junge ab dem Wege stehende Weide einzuspunden.

In der That wurde Martha von nun an viel belebter und heiterer, und sie rieth oft ihrem Manne, wegen seines Fröstelns den alten Schäferle zu befragen, ja sie befragte diesen von selbst über den Fall; aber der alte Schäferle, der wußte, wem es galt, behauptete, nicht helfen zu können, bevor der Mann selber zu ihm käme. Diethelm aber wollte sich nicht dazu verstehen, und wenn ihn seine Frau über seine unruhigen Nächte ausfragte, redete er ihr ein, daß viele Geld im Hause mache ihm bange; er durfte ihr ja nicht sagen, wie nicht die Sicherung seines Geldes, sondern die Wahrung seines Geheimnisses ihn oft in der Nacht aufschreckte, und wie es ihm oft war, als hörte er Peitschenknallen, Wagenrasseln, und als kämen plötzlich die Häscher, um ihn aufs Neue einzufangen. Jedesmal in der Nacht,

wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr, erwachte er; er hoffte wieder Ruhe zu finden, wenn er aus dem lärmenden Dorfe weg sei und wieder auf seinem stillen Berge wohnte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

An der Hochzeit des jungen Kübler mit der Brudertochter Diethelm's, die dieser reichlich ausstattete, zeigte sich, was die berittene Mannschaft zweier Dörfer verprassen kann, und noch dazu, wenn es auf fremde Kosten geht; dem Diethelm war nichts zu viel, und er ermunterte noch Jeglichen zu Essen und Trinken. Das Faß Uhlbacher wurde richtig ausgetrunken, und Diethelm, dem der Arzt seinen Leibwein verboten hatte, machte heute eine Ausnahme und half wacker mit, denn er verband mit diesem Tage noch ein zweites Fest.

Seit acht Tagen war Munde vom Militär heimgekehrt, er war frei und hatte nur noch durch drei Jahre die gewöhnlichen Herbstübungen mit zu machen. Da Diethelm Schultheiß geworden war, mußte ihm Munde seinen Urlaubspass übergeben; er wartete ab, bis Diethelm mit dem Gemeinderath auf dem Rathhaus war, und übergab dort das Schriftliche ohne aufzuschauen und nannte ihn stets „Herr Schultheiß“. Diethelm hielt gerade ein Anschreiben vom Ante in der Hand, als Munde eintrat und sprach. Von heftigem Schreck erfaßt, starrte er eine Weile hinein in das Papier, auf dem die Buchstaben seltsam in einander krochen. Der Klang der Brudersstimme hatte Diethelm mächtig erschüttert. Die Einbildungskraft kann sich zu Leid und Freud' das ganze Wesen und Gehaben eines Verstorbenen in die lebendige Erinnerung stellen, eines aber vermag sie nicht aus sich

zu erwecken: es ist der Klang der Stimme des Abgeschiedenen, nur ein Ton von außen ruft ihn wach. Und wie jetzt Diethelm die Bruderstimme hörte, drang sie ihm ins Herz, so daß plötzlich alles Verborgene und gewaltsam Zurückgedrängte vor ihm stand.

Diethelm faßte sich und sagte endlich, das Papier niederlegend und sich zurücklehnd:

Was willst du jetzt anfangen, Munde?

Ich werd' schon sehen, antwortete Munde und grüßte soldatenmäßig. Diethelm aber rief ihm noch nach:

Komm zu mir ins Waldhorn, Munde, ich hab' dir was Gutes zu sagen.

Das Gescheiteste wär', du gäbst ihm dein' Fränz, sagte der Schmied hinter dem Weggegangenen, sie haben sich von je gern gehabt, und es schickt sich g'rad für dich, Einem, der nichts hat, deine Tochter zu geben, und einen bräbereren und schöneren Tochtermann kannst du nicht kriegen.

Diethelm schwieg und nahm die Gemeindeberhandlungen wieder auf. Am Mittage erzählte er seiner Frau, daß er den Munde herbestellt habe, und es sei wohl möglich, daß er seinen Vorfaß ausführe und ihm die Fränz gebe. Martha war glücklich mit diesem Vorhaben und sagte, daß dann gewiß wieder Alles gut werde, und daß auch die Seele des verstorbenen Medard Ruhe haben werde, wenn sein liebster Wunsch erfüllt sei. Diethelm nickte zufrieden, aber drei Tage lang ließ sich Munde nicht sehen, und Diethelm war voll Born gegen ihn und verbot Frau und Tochter ein Wort „mit dem Bettelbuben“ zu reden. In sich aber überdachte er, daß es wohl klüger sei, dem Munde die Fränz nicht zu geben, diese Großmuth konnte leicht verdächtig erscheinen und als Gewissensangst gedeutet werden, und doch muthete ihn der Gedanke einer Sühne in Erfüllung des Versprechens gegen den Todten tröstlich an. Dann ist ja nichts geschehen — sagte er sich — als ein paar Jahre verkürzt, und das hätte sich der Medard gerne gefallen lassen, für das, was

seinem Bruder zukommt, er hat ihn ja immer so gern gehabt. Ueberdem war es Diethelm unerträglich, daß noch irgend ein Mensch außer dem altersschwachen Manne an seine Schuld glaubte. So lange noch ein solcher Mensch auf der Welt lebte, meinte er keine Ruhe zu finden.

Munde hatte seinem Vater erzählt, wie zutraulich Diethelm gegen ihn auf dem Rathhaus gewesen.

Ich weiß, was er vorhat, sagte der alte Schäferle, er will dir seine Fränz geben.

Vater, was machet Ihr? rief Munde hochentflammt.

Kannst dich drauf verlassen, fuhr der alte Schäferle gelassen fort, er will sich loskaufen.

Munde mußte aber und abermals hören, wie unerschütteret der Vater an die Schuld Diethelm's glaubte, er wehrte sich mit aller Macht dagegen, aber der Vater blieb standhaft und sagte:

Ob er Blutschuld auf sich hat, weiß ich nicht gewiß, aber so gewiß als der Himmel über uns ist und nichts auf der Welt verborgen bleibt, hat er mit angezündet. In alten Zeiten hat ein Bruder nicht geruht, bis er für das Blut seines Bruders Rache genommen hat. Kannst du hingehen und die Tochter von Dem heirathen? Nein. Weißt was, komm her, sagte der alte Schäferle aufstehend, und holte einen Rock aus dem Schranke, von jenen Kleidern, die ihm Medard zur Herbstzeit in der ersten Furcht übergeben hatte, da, komm her, zieh den Rock an und setz den Hut auf, und geh hin zum Diethelm und betracht dir ihn genau, was er macht. Du siehst dem Medard gleich, wie er vor Jahren ausgesehen hat, geh, mach's.

Munde ließ sich nicht dazu bewegen, er faßte den weißen rothausgeschlagenen Rock des Bruders und weinte bittere Thränen darauf, indem er dem Vater erzählte, daß auch gegen ihn Medard den Verdacht ausgesprochen, und daß er mit einem Schlag ins Gesicht von ihm geschieden sei. Dieses Letzte besonders that ihm so weh, daß er so grimm zornig

von seinem Bruder auf ewig geschieden sei. Munde hatte sein weiches sanftes Gemüth bewahrt, und er streichelte den Rock, als deckte er noch den, der ihn einst trug. Drei Tage kämpfte Munde einen schweren Kampf mit sich und mit dem Vater. Der Gedanke, Fränz zu besitzen, entflammte ihn! und wenn er wieder dachte, daß er ewig um den Mann sein und ihn Vater nennen sollte, der vielleicht am Tode seines Bruders schuld war — die Asche des Bruders lag auf all dem großen Besizthum. Aber was kann Fränz dafür? Es ist nur eine alte Dorfgewohnheit, daß das Kind die Schande erdulden muß, die auf dem Vater ruht, und ist nicht Diethelm freigesprochen und hoch geehrt?

Am dritten Abend als Munde das Dorf hinaufging, begegnete er Fränz, sie reichte ihm froh und innig die Willkommshand, aber es mochte seine ganze Gemüthsverfassung zeigen, daß das Erste, was Munde sprach, dahin lautete: er müsse ihr das Geld wieder geben, das er ohne zu wissen bei ihrer Abreise aus der Hauptstadt von ihr genommen habe. Er überreichte ihr das Geld, das er in einem Papiere wohl verwahrt hatte, sie empfing es mit den Worten: Sonst hast du gar nichts zu sagen?

Die trotz aller Ländeleien und Anknüpfungen nie völlig erstorbene Liebe zu Munde erwachte in ihr, und dabei die Erinnerung an jenen Schreckensabend und etwas von der Milde und Demuth, die damals in ihr aufgesproßt war. Nach einer stummen Pause setzte sie daher hinzu:

Kannst dir denken, wie hart es uns Allen zu Herzen geht, daß dein Medard dabei verunglückt ist. Wir sind ja alle zu ihm gewesen, als wenn er das Kind vom Haus wär', und dein Vater hat schweres Herzeleid über uns gebracht.

Mein Medard hat ihm das Gleiche gesagt, wie mir. Weißt wohl?

Und du denkst noch daran? sagte Fränz schauernd. In ihrem Wissen um das Geschehene fühlte sie, daß noch nicht Alles gesühnt war, und auch in ihrem Herzen kämpfte

nun Liebe zu Munde und Furcht vor ihm; sie setzte aber schnell hinzu:

Mein Vater ist freigesprochen, und es darf Niemand mehr so was reden und denken. Sag das deinem Vater. Es steht Zuchthaus-drauf.

Auch aufs Denken? fragte Munde, und Fränz erwiderte unwillig:

Ich hab' nichts mehr mit dir zu reden, wenn du so bist. Ich glaub' an keinen Menschen mehr, weil auch du schlechte Gedanken hast. O Munde, ich könnt' mir die Augen ausweinen über dich. Ich hab' dich so gern gehabt. Jetzt darf ich's sagen, es ist ja vorbei.

Nein, es ist nicht vorbei, rief Munde aufstammend, ja du hast Recht, es ist schlecht, so was zu denken. Gib mir dein' Hand, komm, wir gehen zu deinem Vater, er hat mich kommen heißen. Fränz, hast mich denn wirklich noch so gern?

Es kommt drauf an, wie du bist. Allem Anschein nach hast du dich verändert. Du hast doch immer so ein gutes Gemüth gehabt.

Und ich hab's noch, wenn du mich lieb hast, komm, Fränz, komm.

Hand in Hand gingen beide in das Waldhorn zu Diethelm. Jede andere Empfindung wurde bei Fränz von dem Triumph übertrumpft, daß sie den Munde hinter sich drein ziehen könne, wohin sie wolle.

Hast dich besonnen? fragte Diethelm nach den ersten Begrüßungen.

Auf was? erwiderte Munde stotternd, indem er schnell umherschaute und vor sich niederblickte. Diethelm ertrug jetzt seine Stimme schon gleichmüthiger und sagte daher achselzuckend:

Das ist dein' Sach. Ich will dir nur sagen, daß dein . . . dein Medard noch vierzig Gulden Lohn bei mir stehen

hat. Kannst sie jeden Tag holen, wenn du was damit anfassen willst.

Damit kann ich nicht weit springen. Der Herr Schultheiß hat mir ja aber auf dem Rathhaus gesagt, daß er mir was Gutes mitzutheilen hat.

Nun? Ist denn vierzig Gulden Nichts? Und zwei Jahr Zins ist auch dabei. Ich will dir's aber nur sagen, ich hab' was Anderes mit dir vorgehabt, aber du hast dich drei Tage besonnen, bis du zu mir kommen bist, und dieweil sich der Gescheite besinnt, besinnt sich der Narr auch.

Munde sah wohl, daß ihn Diethelm schrauben wollte; daran, daß er ihn tief zu demüthigen suchte, um ihn dann vielleicht großmüthig zu sich zu erheben, dachte er nicht, er sagte daher:

Ihr wiisset, was ich denk', Ihr fennet mich ja.

Ich kenn' dich nimmehr. Du bist zwei Jahre Soldat gewesen, da wird der Mensch ein anderer.

Wen ich damals gern gehabt, hab' ich noch gern.

Das ist brav. Du hast immer ein gut Herz gehabt. Jetzt muß ich aber da Schreibereien machen. Komm morgen wieder, Munde.

Schon beim Eintritte Munde's hatte sich Fränz entfernt, und als dieser jetzt auch wegging, begleitete ihn die Mutter und sagte ihm noch auf der Treppe:

Munde, sei nur heiter. Ich darf nichts sagen, aber glaub mir, er hat's gut mit dir vor. Komm nur morgen wieder. Es fällt kein Baum auf Einen Schlag. Grüß mir deinen Vater und sag ihm, es ging' mir viel besser, aber Spinnen kann ich noch nicht. Und sieh, daß du von deinem Vater ein Mittel kriegst gegen böse Träume und gegen das Frieren, darfst aber nicht sagen, für Wen es ist.

Für Wen ist's denn?

Es ist besser, wenn du's nicht weißt, dann brauchst du es nicht zu sagen.

Munde wußte es aber jetzt, und die Anfangs tröstliche

Zusicherung der Frau Martha hatte einen bitteren Nachgeschmack. Diethelm hatte böse Träume und fror, er war doch schuldig; er durfte es aber jetzt nicht mehr sein, gewiß aber nicht am Tode Medard's. Munde hatte Lust, Jeden zu Boden zu schlagen, der so etwas dachte, und prozte mit seinem Vater, der immer darauf zurück kam. Der alte Schäferle hatte bald heraus, wo sein Munde trotz des Verbotes gewesen war, und blieb dabei, daß Diethelm ihm die Fränz geben wolle und ihn nur zappeln lasse, um jeden Anschein von sich zu entfernen. Als Munde wie zufällig um ein Mittel gegen böse Träume und Frost fragte, frohlockte der alte Schäferle:

So? Hat er auch böse Träume? So ist er doch noch nicht los, wenn er auch freigesprochen ist. Der Stolz auf seine sympathetische Heilkunst verleitete ihn aber doch zu dem Zusatz: Gegen böse Träume giebt es ein altes untrügliches Mittel: man muß auf einem Schaffell schlafen und vor Schlafengehen Thee von Brennesselwurzel trinken, und gegen Frost giebt es nichts Besseres als Morgens vor Tag sich in Wasser waschen, das man vom Menschenblut abgenommen hat, und dann drei Stunden vor die Sonne im Mittag steht und drei Stunden nachher ohne Ausschmaufen Erlenholz sägen, das man im Vollmond geschlagen hat.

Diethelm war andern Tags viel zuthätiger und herablassender gegen Munde, er saß in seine Wolfschur gehüllt am Ofen und fror heftiger als je. Er hatte mit Fränz gesprochen, und in der Art wie sie einwilligte, den Munde zu heirathen, und dabei das unerhörte Verlangen stellte, daß der Vater bei Lebzeiten sein Besizthum ihr abtreten müsse, erkannte er nicht undeutlich, daß sie an seine Schuld glaubte. Er that, als ob er das nicht merkte, und doch fraß es ihm das Herz ab, daß sein einziges Kind das Schlimmste von ihm dachte. Beim Eintritte Munde's war er rasch aufgestanden und schritt stolz die Stube auf und ab, dann hieß er Munde sich neben ihn setzen und fragte ihn, wie er ein

großes Vermögen umwenden und zusammenhalten wolle. Munde gab fröhlichen und zufriedenstellenden Bescheid. Als Diethelm jetzt plötzlich wieder fror, gab er ihm das Mittel an, das er vom Vater erfahren; Diethelm aber fuhr stolz auf:

Ich bin der Diethelm, ich hab' mein Bauerngeschäft nicht aufgegeben, um Holzhacker zu werden. Ich brauch' kein Mittel.

Munde beging den Unschick, mindestens die Anwendung des Mittels gegen böse Träume anzurathen, aber kaum hatte er das Wort Schaffell gesagt, als Diethelm laut ausschrie:

Ein Hund und ein Fuchs ist dein Vater, rathet der mir das, weil er weiß, daß mir so viel hundert Schafe jämmerlich verbrannt sind. Aber wer hat dir gesagt, daß ich böse träume?

Niemand, ich hab' nur so davon gesprochen, weil das beim Frieren ist.

Bei mir nicht. Ich schlaf' wie ein neugeborenes Kind. Aber Munde, ich will dir auch gut betten, sag's frei, was du willst, wendete Diethelm, um alles Andere vergessen zu machen.

Munde brachte nun im glückseligen Ueberströmen seine Bitte um Fränz vor. Diethelm solle freier Herr bleiben so lang er lebe, er wolle nur die Fränz. Diethelm nickte zufrieden, aber plötzlich sagte er:

Ich nehm' gar nichts an, du hast nichts gesagt, es muß beim alten Brauch bleiben; dein Vater muß für dich freier werden, eher geb' ich kein Jawort. Verlaß dich drauf.

Das war nun aber ein schwer Stück Arbeit, den alten Schäferle zu diesem Gange zu bewegen, er ließ sich nicht erbitten, weder durch Munde noch, als Frau Martha ihn selber darum anging; er wiederholte stets: Munde könne thun was er wolle, er selber aber bleibe davon, er thue dem zu lieb nicht die Pfeife aus dem Maul und gehe auch nicht mit zur Hochzeit.

So kam in betrübter Unentschiedenheit die Hochzeit

des jungen Rübler heran, aber mitten im Schmaufen und Lärmen faßte Diethelm einen andern Gedanken, er überrumpelte Fränz mit ihrem unkindlichen Verlangen nach Güterabtretung, und Munde war ihm nicht nur eine Sühne für das Vergangene, sondern auch der bequemste willfährige Tochtermann, der ihn frei schalten ließ. Er verkündete daher plötzlich die Verlobung von Fränz und Munde, und Alles war voll Jubel und Lobpreis über Diethelm. Darum half er heute trotz ärztlichen Verbotes den Uhlbacher ferndigen rein austrinken.

Als man davon sprach, daß Munde noch drei Jahre Soldat sein müsse, beklagte Diethelm, daß er nicht Landtagsabgeordneter geworden sei, er hätte nicht geruht, bis die verdammte allgemeine Wehrpflicht wieder aufgehoben und das Einsteherwesen hergestellt sei. Wer nichts habe, solle Soldat sein. Die fetten Bauern stimmten mit ein, schimpften und klagten, wie sehr sie ihre Söhne vermißten, und mitten unter Schmaufen und Zechen wurde eine Eingabe an die versammelten Stände um Wiederherstellung des Einsteherwesens aufgesetzt und unterzeichnet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Diethelm hatte auf den Abend die Stadtzinkenisten zur Tanzmusik bestellt. Diese Menschen mit ihren Trompeten und Posaunen hatten ihn so oft erschüttert, und nun sah er, daß es keine Engel vom Himmel, sondern nur arme Schlucker mit langgestrecktem und gewundenem Messingblech waren. Wußte er das auch schon vordem, so that es ihm doch wohl, es so deutlich vor sich zu haben und die Zinkenisten nach seinem Gelust aufspielen zu lassen was er ihnen angab und manchmal sogar vorpiff. Mitten zwischen den Tänzen mußten

sie ihm sogar einmal einen Choral blasen, worüber viele Leute den Kopf schüttelten und sich entsetzten; Diethelm aber ließ an den Schlußton schnell einen Tanz heften und tanzte mit seiner Martha den Siebensprung wie ein junger Bursch. Es war spät in der Nacht; und Diethelm ließ allen Gästen warmen Gewürzwein aufstischen, er selber aber stand bald auf, es fehlte ihm noch Jemand, und der mußte herbei; alle Welt sollte seiner Ehre voll sein, Keiner ausgenommen.

Es war mondhell. In seine Wolfschur gehüllt, ging Diethelm das Dorf hinaus nach dem Hause des alten Schäferle. Vom Waldhorn herab, das glänzend in die Nacht hineinschimmerte, klangen bisweilen noch verlorene Töne; hier war Alles einsam und dunkel. Das Haus des alten Schäferle stand am Ende der sogenannten Lustgasse, die heute mit doppeltem Recht so hieß, denn der Wirbelwind tanzte gar lustig mit dem Schnee und machte sich selbst Musik dazu. Die Hausthür war offen, Diethelm schritt durch den Hausflur, der zugleich Küche war, in die Stube, auch hier öffnete sich die Thüre, aber Niemand regte sich, nur der Paßauf kam still herangeschlichen, und Diethelm fühlte erschreckt die kalte Schnauze an seiner Hand.

Ist Niemand daheim? rief Diethelm jetzt laut.

Ja freilich, ertönte eine dumpfe Stimme. Der alte Schäferle auf der Bank hinter dem Tische rauchte einsam, und die Pfeife im Mund haltend fuhr er fort:

Ich weiß, warum der Diethelm kommt, aber er kann unverrichteter Sache wieder fort gehen.

Diethelm setzte sich auf die Bank und redete dem alten Manne zu, seinen einsältigen Haß fahren zu lassen und glücklich zu sein mit den Glücklichen.

Der alte Schäferle antwortete Nichts, legte die Pfeife auf den Tisch, ging nach dem Schranke, brachte einen weiß eingebundenen Pack und legte ihn auf den Tisch, auf den ein schräger Mondstreif fiel.

Wenn du das nimmst, geh' ich mit, sagte er.

Was ist's denn? fragte Diethelm.

Mach's auf.

Diethelm öffnete und schrie laut auf, daß der Hund bellte. Er hatte einen Schädel mit halbverbrannten Haaren gefaßt. Der alte Schäferle packte ihn am Arme und rief:

Da, da leg deine Hand drauf, das ist mein Medard, da leg deine Hand drauf und schwör, daß du unschuldig bist an seinem Tode. Schwöre, schwöre, so wahr dir Gott in deiner letzten Stunde beistehen mag. Schwöre, und ich will dir Abbitte thun. Red! Jede Minute, die du schweigst, schreit, daß du doch ein Mordbrenner bist. Medard, sprich, sprich du, da ist dein Mund. Schwöre, Diethelm, schwöre!

Diethelm war's, als ob alle Höllengeister ihn unzingelten, seine Hand war wie gelähmt, er konnte sie nicht zurückziehen von dem Todtenschädel des Ermordeten, aber plötzlich stieß er auf, daß der Schädel die Stube hinabfollerte.

Du bist ein liederlicher Lump. Mich verhehest du nicht, schrie er, und seine ganze Kraft kehrte wieder.

Woher hast du diese Sachen? Die Ueberreste Medards müssen ehrlich begraben werden.

Nimm sie mit, nimm sie mit, wenn du kannst, knirschte der alte Schäferle. Diethelm stand auf und sagte mit fester Stimme:

Ich hab' dir schon einmal gesagt, ich verzeihe dir, du hast deinen ältesten Sohn verloren, ich mache deinen jüngsten glücklich. Ich verzeihe dir. Morgen ordne ich an, daß Alles begraben wird; gieb Acht, daß sich Alles wiederfindet, oder du sollst spüren, wer ich bin.

Stark auftretend schritt er hinaus auf die Straße, und als er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, merkte er einen Modergeruch. Er wusch sich die Hände lange im Schnee.

Im Waldhorn wunderten sich die Leute, wie blaß Diethelm aussah, und wie er große Gläser warmen Weines hinabstürzte, als wäre es kühles Quellwasser.

Freude und Trauer folgten sich auf dem Fuße. Am andern Tage ließ Diethelm die Ueberreste des Entseelten, die der Vater willig hergab, feierlich begraben, und die Menschen, die Diethelm immer als harten Mann gekannt hatten, lobten ihn sehr, weil er bei dem Begräbnisse so heftig weinte.

Die volle Kraft war wieder über Diethelm gekommen, er besuchte die Brandstätte und ordnete den Bau und fuhr oft mit seinen Rappen über Land. Draußen fühlte er sich erst recht wohl. Zwar blieb es eine Widrigkeit, daß er von jedem neu Begegnenden eine Beileidsbezeugung anhören und darauf mit einer schmerzvollen Miene oder auch mit einem Ausruf der Trauer dankend erwidern mußte; war aber dies vorüber, hatte man hin und her den Heuchlerzoll bezahlt, dann überließ man sich ohne Scheu der Freude und dem Glückwunsche. Diese immer wiederkehrende Wahrnehmung, wie lügnerisch die ganze Welt sei, da man Mitleid darlegte, wo man keines hatte und im Gegentheil fast Leid empfand, da man Klagen auspreßte, wo man Freude vermuthen mußte, dieses ganze jämmerliche Possenspiel war für Diethelm fast ein Labsal. Es war ihm recht, daß die ganze Welt schlecht war und es keinen ehrlichen Menschen giebt.

Die ganze Welt verachten, das ist im Bauernrock wie in der Gala-Uniform das beste Mittel, um nicht zur richtigen Schätzung seines eigenen Werthes zu gelangen.

Diethelm gewöhnte sich an das Bewußtsein seines Verbrechens, wie man sich an ein untilgbares körperliches Leiden gewöhnt; Anfangs will sich die gesunde Kraft nicht drein fügen, immerdar eine Behinderung zu finden, nach und nach aber setzt sie sich damit zurecht. Wir sind allzumal gebrechlich und sündhaft, das lernt der Stolz der übermüthigen Kraft einsehen, und es fragt sich nur noch um das Maß des nothwendigen Mangels.

Während Diethelm sich draußen tummelte, war Munde daheim viel beschäftigt und viel bewegt. Er war gerade in

entgegengesetzter und doch nicht unähnlicher Lage wie Diethelm. Jedermann glückwünschte ihm zu seiner so überaus günstigen Lebenswendung, und er wollte diese gutherzige Freude der Menschen nicht dadurch stören, daß er ihnen sagte, wie tief er den gräßlichen Tod seines Bruders betraure, und daß ein so schwarzer Fleck auf seinem Andenken ruhe; er glaubte das nicht aussprechen zu dürfen, da er, wie der Vater ihm täglich vorhielt, aus der Nische seines Bruders sich sein Glück erbaue. Munde war ein seltsamer Bräutigam: es freute ihn, daß Diethelm wieder von Auswanderern ein stattliches Bauerngut zusammen kaufte, aber wenn er Diethelm dann so im Gelde wühlen sah, war es ihm oft, als müsse er aus einer Verzauberung über alle Berge entfliehen, und ihm schauderte vor jedem Kreuzer, den er davon in die Hand nahm, als könnte er sich plötzlich in brennende Kohle verwandeln. Er half den Bau leiten. Im Frühlingsthauen, das jetzt begann, wurden die Grundmauern gegraben, und es schien in der That, daß Diethelm nicht prahlte, wenn er sagte, daß er ein kleines Schloß baue.

Wenn Diethelm über Land fuhr, spannte ihm Munde ein, hielt ihm oft eine Stunde lang die Pferde vor dem Hause und benahm sich überhaupt wie ein Knecht, nicht aber wie der Sohn des Hauses. Darüber hatte er viel bei Fränz auszustehen, die überhaupt jetzt die ganze Schärfe ihres Wesens offenbarte; sie verlangte, daß er sich gegen den Vater ganz anders stelle, der müsse unterdrücken und dürfe nicht mehr den Herrn spielen, das Sach' gehöre jetzt den jungen Leuten und nicht mehr den alten; wenn Munde nicht den Muth und das Geschick habe, solch ein großes Anwesen in die Hand zu bekommen, hätte er davonbleiben sollen. Es gab oft die ärgerlichsten Auftritte zwischen Munde und Fränz, und wenn dann Munde das Wasser in den Augen stand, lachte ihn Fränz schelmisch aus, faßte ihn am Kopfe, küßte ihn wacker ab und sagte: Munde, du hättest sollen ein Klosterfräulein werden, du bist so windelweich; fluch einmal

recht wetterlich, ich glaub's gar nicht, daß du's kannst. Sei froh, daß du nicht in Krieg kommen bist, du hättest Keinen erschossen. Mach, fluch einmal so recht mörderlich. Ich hab' dich nachher noch einmal so lieb. In solcher Weise zerrte Fränz ihren Munde hin und her und machte aus ihm, was sie wollte. Diethelm war oft jähzornig gegen ihn, weil er die Arbeitsleute beim Baue nicht scharf genug anhielt; nur die Mutter war stets lieblich und mild gegen ihn und erfreute ihn oft durch Vorzeigung der schönen Aussteuer, die sie für ihn und Fränz bereiten ließ.

Fränz hatte nicht nachgelassen, bis Munde einmal das Fuhrwerk für sich nahm und mit ihr eine Lustfahrt nach der Stadt machte.

Munde hatte sich nie dazu verstehen wollen. Jetzt aber ergab sich eine besondere Veranlassung; nicht Diethelm, sondern das junge Brautpaar stand Gevatter bei dem Erstgeborenen des Zeugmachers Kübler in G.

Es war ein linder Morgen des ersten Frühlings, als Munde mit seiner Braut dahinfuhr, er hatte an die schwanke Spitze der Peitsche und die Messingrosen der Pferdejäume rothe Bänder geheftet, als bescheidene und doch kenntliche Fahnen ihres bräutlichen Glückes. An seinem väterlichen Hause wollte ihm der Pasauf folgen, aber der alte Schäferte pfiß ihm zornig, und er kehrte zu ihm zurück. Munde wußte, daß sein Vater Niemand mehr um sich haben wollte als den Hund des verstorbenen Medard, mit dem er oft stundenlang sprach. Munde kümmerte sich deß nicht mehr und fuhr wohlgenuth hinaus in den frühlingjungen Tag. Die Sonne stand nicht am Himmel, nebelhaft verschwommene Wolken umzogen ihn, und ein leiser Duft wob über den kaum ergrünenden Feldern, draus sich einzelne Lerchen noch zaghaft zwitschernd emporhoben, um bald wieder niederzusinken.

Fränz, ich freu' mich doch, aber lach mich nicht aus, sagte Munde.

Warum?

Gut, ich kann mir's gar nicht denken, daß das Fuhrwerk mein eigen sein soll und daheim noch so viel, ich mein' immer, es sei nur geliehen, ich bin bei euch zu Gast und ihr könnt mich morgen fort schicken.

Du bist ein schrecklich guter, aber auch zum Verzweifeln weichmüthiger Mensch. Du bist ein gutes Schaf, aber du mußt anders werden. Wir Zwei haben unsern Alten am Bündel, er merkt wohl, was wir Zwei von ihm wissen.

Meinst du, er hab's wirklich than?

Es ist brav von dir, daß du mir's jetzt ausreden willst, sagte Fränz, aber ich weiß es nicht von dir allein. Ich könnt' auftreten, wenn ich wollt'! Das weiß er. Und so wirst du doch nicht auf den Kopf gefallen sein, daß du nicht merkst, er hätt' uns nicht zusammen geben, wenn ihm nicht das Gewissen schlagen thät'. Wir Zwei sind unschuldig. Uns geht's nichts an. Drum mußt du dabei bleiben, daß er vor der Hochzeit alles Vermögen an uns abtreten muß. Es soll ihm nichts abgehen, er ist ja der Vater, aber wir sind die Meisterleut', so muß es sein. Kinder haben nichts darnach zu fragen, woher die Eltern das Sach haben, in zweiter Hand ist es redlich Gut, und es muß ihm auch recht sein, daß er nichts mehr damit zu thun hat.

Die Raben, die im ersten Frühling immer so laut krächzen, flogen über den Weg hin und her, und Munde war's plötzlich, als schrieen sie Rache und wäre die ganze Welt um ihn verkehrt. Er saßte sich aber und sagte endlich, nachdem er Fränz lange an sich hatte hinreden lassen:

Du willst mir nur die Zunge heben. Es kann nicht sein, daß du das glaubst.

Ich erkenn' deine Gutheit wohl, erwiderte Fränz, aber wir Zwei brauchen uns nichts vor einander verhehlen. Es hat schon Mancher Aergeres gethan als mein Vater, und daß dein Medard verunglückt ist, dafür kann er nicht. Aber dabei bleiben mußt, daß wir die Meisterleut' sind, er ist

mit seinem Großthun im Stand und ladet den Wagen noch einmal zu hoch, daß er umschmeißen muß.

Munde hieb gewaltig auf die Pferde ein, als müßten sie ihn schnell an dem Abgrunde vorüberführen, in den er plötzlich hinein sah. So hatte der alte Schäferle Recht, und war vielleicht das Gräßlichste wahr?

Hätten sie nicht zu Gevatter stehen müssen, Munde wäre vielleicht gleich umgekehrt. Aus allem dem nahm seine Gemüthsart eine unberechenbare Wendung.

Die Scheidekünstler wissen zu bestimmen, welche Wirkung ein Stoff auf den andern hervorbringt; welche Wirkung aber ein Wort in fremdem Gemüthe verursacht, ist nicht so leicht in ein Gesetz zu fassen.

Das freut mich, du bist nicht so stolz, wie ich glaubt hab', sagte Munde endlich.

Warum? Wie meinst? fragte Fränz verwundert.

Wenn du stolz wärst, hättest du mir das nicht gesagt und hättest mich auf dem Glauben gelassen, daß mir eine besondere Gnade damit geschieht, des Diethelm's Tochtermann zu werden. Aber jetzt ist mir's fast lieb, daß du mir's gesagt hast. Ich seh', ich geh' dir über Vater und Mutter, und du hast mich an mir selber gern und willst nichts vor mir voraus.

Fränz rieb sich Anfangs betroffen die Stirne. Sie hatte mit ihrem losen Herausplaudern, statt dem Vater einen Fallstrick zu legen, sich selber gefesselt. Sie hatte nicht den Muth, zu thun, als ob sie Alles nur im Spaß geredet, und als sie zuletzt hörte, wie gut der Munde ihre Rede auslegte, bewältigte sie diese Macht der harmlosen Treuherzigkeit. Der Munde war doch so ohne Falsch und so seelengut, daß sie ihn in diesem Augenblicke mehr liebte als je, und sie gab ihm von selber einen Kuß.

Munde war ein finsterner Gevatter von gar nicht bräutlicher Laune, und als ihn der Geistliche um den Namen des Täuflings fragte, gab er nicht, wie verabredet, den Diethelm's an, sondern rief zitternd: Medard! Er bebte in der

Kirche, denn er dachte, daß einst seine eigenen Kinder einen Großvater lieblosen sollten, der so Arges gethan. Beim Tauffchmause schnitt es ihm Anfangs in die Seele, da man ihn als glücklichen Schwiegerohn Diethelm's laut pries und der junge Kübler ihm ein Hoch ausbrachte, daß er ebenfalls ein Familienfürst werden möge, wie sein Schwäher. Nach und nach — die Huldigung hat allezeit ihren verführerischen Reiz — beschwichtigte Munde die Gewissensschreie in seinem Innern, zumal er Fränz so überaus glücklich sah. Fränz war es gewohnt, sich in den Familien der von ihrem Vater Beglückten preisen und erheben zu lassen, und wie sie Geschenke ausbreitete und Alles voll Dank und Lob war, zeigte sie wirklich eine hohe Freude und Gutherzigkeit; sie suchte an sich herum, ob sie nichts mehr zum Verschenten habe, und löste ihre Korallenschnur ab. Unter all dem verworrenen Gestrüppe blühte doch in ihr die Blume wirklicher Milde und Freigebigkeit.

Im Nachhausefahren umarmte Munde seine Fränz voll Glückseligkeit, da sie sagte, wie gut sie es doch hätten, da sie so vielen Menschen Gutes thun könnten. Das war jetzt auch für Munde ein Trost, in dem er zu vergessen suchte, wie schreckenvoll Alles um ihn sei.

Es sollte ihm aber nicht ganz gelingen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Landstände hatten glücklich das alte Einscherwesen wieder hergestellt. Zum großen Pferdemarkte, der alljährlich in der Hauptstadt, abgehalten wurde, schnallte sich Diethelm eine vollgestopfte Geldgurte um, er wollte sich ein neues Gespann und einen modischen sogenannten Charabank kaufen und

dann seinen Schwiegersohn vom Militär losmachen. Munde verließ nur ungern jetzt seinen Vater, der fast nicht mehr vom Bette herunterkam und zusehends abfiel; der alte Schäferle wollte aber nichts von ihm wissen und sagte immer: Laß du uns Beide — er meinte sich und den Passauf — nur allein, geh du deiner Wege, sei glücklich so gut du's kannst. Du bist jung, bei dir verlohnt sich's noch, der Diebshehler zu sein, ich bin schon zu alt, ich wär' ein Narr, wenn ich erst so spät anfangen thät! Martha versprach des kranken Mannes zu warten, Fränz ließ sich nicht davon abbringen, mit nach der Hauptstadt zu reisen; was sie einmal wollte, das mußte auch geschehen.

Am Morgen, als Munde kam, schickte sie ihn noch einmal nach Hause, er mußte die neuen Kleider anziehen, die sie nach städtischer Tracht für ihn bestellt hatte. Als er wieder kam, knüpfte sie ihm das Halstuch nochmals anders und sagte dann frohlockend, sich vor ihn hinstellend:

So, siehst du? so, jetzt bist ein Mann, der sich sehen lassen darf.

Schon beim Einsteigen gab es Streit. Fränz behauptete, ein Brautpaar gehöre zusammen, und der Vater solle auf den Vorderstuhl und kutschiren; aber Munde willfahrte ihr nicht, und Fränz beruhigte sich erst, als ihr Munde sagte, daß die Herren in der Stadt oft selbst fahren. Draußen vor dem Dorfe gab es abermals Händel. Diethelm wollte, daß Munde die Geldgurte umschalle, und setzte selbstverrätherisch hinzu: In der Stadt kannst mir sie wieder geben.

Das leid' ich nicht, schrie Fränz, entweder — oder, entweder behaltet Ihr die ganze Zeit die Geldgurte, oder mein Munde behält sie; er ist nicht Euer Knecht, er ist wenigstens grad so viel wie Ihr. Ihr könnet ja das Geld ins Kutschentrudle thun.

Das wollte aber Diethelm nicht, sei es, daß er das Kutschentrudle noch scheute, oder daß er sein Geld auch zeigen wollte.

Wo man einkehrte, hatte Fränz bei der Ankunft und bei der Abfahrt noch manchen Zank mit dem Vater und mit Munde. Sie wollte es nicht dulden, daß dieser sich als Knecht benahm, ja sie weinte vor Zorn, als Munde ihr nicht nachgab, und sprach oft Stunden lang kein Wort mit ihm.

Im Oberlande war es noch ziemlich rauh und kalt, je mehr man aber nach dem Unterlande kam, zeigte sich der wonnige Frühling; man fuhr durch Buchenwälder, die in dem ersten so zarten knospenfeuchten Grün prangten, und bald fuhr man zwischen blühenden Obstbäumen, die hüben und drüben am Wege standen; aber in den Herzen der drei Menschen, die da hinfuhren, war Widerstreit und Trübsinn mancher Art. Dazu kam noch, daß es Diethelm nicht lassen konnte, Munde über die Art, wie er die Pferde führte, zurecht zu weisen, und es giebt vielleicht Nichts, was leichter zu Zorn aufreizt, als ein Dreinsprechen beim Pferdelenken. Wenn es einen kleinen „Stich“ hinabging, rief Diethelm jedesmal: Sperr die Mick*) und fahr Trab, dreh noch besser. Munde ließ es an heftiger Widerrede nicht fehlen, peitschte oft geßiffentlich die Pferde und fuhr im Zorne in der That ungeschickt, besonders beim Ausweichen, so daß es mehrmals ein Unglück gegeben hätte, wenn ihm Diethelm nicht in die Zügel gefahren wäre. Fränz wartete immer darauf, daß Munde einmal tapfer aufbegehren und die ganze Geschichte hinwerfen werde; als es aber immer nicht geschah, biß sie sich auf die Lippen und murmelte still vor sich hin Schimpfworte auf Munde, die sie hinter seinem Rücken sprach.

Man kehrte in der Hauptstadt im Kautenkrantz ein und

*) Mick nennt man den neuen Erfaß des Radschuhs, wo man vermittelst einer zugekehrten Walze die Räder hemmt. Es ist erfreulich, daß das Volk die durch das Maschinenwesen eingeschleppten Benennungen sich erfinderisch mundgerecht macht. Das Wort Mick ist eine Zusammensetzung von Mécanique. Wäre es aus der Analogie von Bremse entstanden, müßte es im Oberdeutschen wenigstens Muck heißen.

Fränz war wenigstens einigermaßen zufriedengestellt, als Munde beim Absteigen sagte:

So, jetzt beim Heimfahren könnet Ihr kutschiren, Schwäher, nicht um ein Königreich fahr' ich noch einmal so. Komm, Fränz, wir Zwei wollen zusammenhalten. Weißt noch, wie oft ich da bei dir gewesen bin? Ich fren' mich, grad hier zu zeigen, daß wir doch noch ein Paar geworden sind.

Siehst jetzt, daß ich Recht hab'? entgegnete Fränz, als sie mit ihrem Bräutigam allein war Mit meinem Vater kommt kein Tochtermann aus, der ihm nicht den Meister zeigt.

Sie blieb stets bei diesem Gedanken.

Im Rautenkranz war schon heute ein buntes Gedränge von Menschen in Trachten aus allen Landesgegenden, und dazwischen sah man Soldaten von allen Waffengattungen, die sich hier bei Angehörigen und Bekannten gütlich thaten; aber mitten im Gewoge beharrte die stattliche Rautenwirthin an der Anrichte, wie ein Fels im Strome, und je lärmender und unruhiger es um sie her wurde, um so bedächtiger und gemessener erteilte sie ihre Befehle und zählte Alles genau nach, was aufgetragen wurde. Dazwischen fand sie immer noch Zeit, auf Nachfragen der Gäste bündigen Bescheid zu geben. Als sich Fränz mit Munde zu ihr hindurchgedrängt hatte, wurde erstere mit besonderer Freundlichkeit bewillkommt. Die Rautenwirthin sagte, daß der Schaffner, mit dem sie damals gefahren sei, Fränz nicht genug habe rühmen können, und wie man ihr überhaupt viel Gutes nachsage, daß sie Vater und Mutter so getreulich pflege. Fränz war stolz und hochfahrend, und doch war ihr das Lob der Frau Rautenwirthin, als setzte man ihr eine Krone auf. Diese Frau hatte es durch Schweigsamkeit und Zurückhaltung dahin gebracht, daß schon eine freie Anrede, um wie viel mehr ein Lob von ihr als Ehrenschild galt, und sammelte sich hier gute Nachrede, so war man deren im ganzen Lande gewiß. Mit feltjamer Befangenheit sagte nun Fränz, daß sie mit

Munde verlobt sei. Die Kautenwirthin zog nur ein wenig die Brauen ein und sagte: Das ist schnell gangen. Ich wünsch' Glück. Dann wendete sie sich um und gab anderen Gästen Bescheid.

Munde saß verdrossen bei Fränz, die Eifersucht hat einen raschen Scharfblick, er behauptete, Fränz schäme sich seiner, und durch diesen offenen Ausspruch wurde die noch halb schlummernde Empfindung der Fränz plötzlich geweckt.

Und wenn's wär', jagte sie ausbegehrend, wenn ich ein Mann wär', ich thät' mir eher die Zung' abbeißen, ehe ich einem Mädle jagen thät', es kaun sich meiner schämen. Aber du, freilich, du bist dagestanden wie der Bub, der die Milch verschüttet hat. Ich sag' dir's noch einmal, du mußt ganz anders werden, oder du bringst's dahin, daß ich mich deiner schäm', ja, dahin bringst's, ja, daß du's nur weißt.

Munde behielt nur die ersten Worte der Fränz, und er fühlte, daß sie Recht habe. Die gereizte Seelenstimmung hat aber etwas wahrhaft Ansteckendes. Munde war von Fränz gedemüthigt worden, und nun mußte er ihr Gleiches entgelten; mit fast schadenfroher Miene sagte er: Mir hat's für dich einen Stich ins Herz geben, wie die Kautenwirthin dich gelobt hat, daß du so ein gutes Kind gegen deinen Vater bist. Wenn die Leute wüßten, wie's eigentlich ist . . .

Fränz knirschte die Zähne über einander und sah Munde mit einem zermalmenden Blicke an; hätte sie ihn damit in Stücke zerreißen können, sie hätte es gethan. Sie wollte aufstehen, aber Munde hielt sie fest und sagte begütigend: Die Fahrt mit dem ewigen Gezerr hat uns Alle mit einander dumm gemacht. Wir wollen gar nichts mehr reden. Ich geh' jezt noch vor dem Appell ein bisle in die Kasern' zu meinen Kameraden. Vergiß Alles und denk gut an mich. Sieb mir ein' Hand. So, b'hüt' dich Gott.

Munde ging nach der Kaserne. Er war jezt ein ganz anderer Mensch als vor wenigen Monaten, da er diesen Weg so oft abgeschritten. Zuerst als ihm der Vater das

Erbe der Rache aufdrängen wollte, und dann, als er von Diethelm das Erbe des Verbrechens überkam, war in sein träumerisches, still umfriedetes Wesen eine gewaltige Gährung gekommen, er war zaghafter und kraftloser als je. Er war überhaupt nicht geschaffen, sich mit fester Hand ein Schicksal zu bereiten: von Kindheit auf war Medard sein Führer und Rathgeber in Allem, als Hirte führte er ein fast gedankenloses Leben, pfeisend und rauchend, und als er Soldat wurde, brachte auch dies keine bedeutende Wandlung in ihm vor; er war anständig und pünktlich, als stiller, allzeit wohlgenutheter Bursch beliebt, aber ohne sich irgend eine besondere Geltung zu verschaffen; nur mit seiner Kunstfertigkeit im Pfeisen hatte er sich bei der Compagnie beliebt gemacht und daher den Beinamen Pfeifferling erhalten. Jetzt, so plötzlich in die Erfüllung seines einzigen und höchsten Wunsches eingesetzt, ging er oft wie traumwandlerisch umher, und nur der Gedanke an das Geschehene noch so dunkle Verbrechen schreckte ihn oft auf. Er freute sich, daß er Fränz gewonnen und all das große Gut dazu, er wäre aber am liebsten Hirte gewesen, träumend wie in alten Tagen bei seiner Heerde. Das viele Gut und die tausend Thätigkeiten dafür, die er übernehmen sollte, erdrückten ihn fast. Darum konnte er dem Wunsch der Fränz nicht nachgeben, ihm war es ja lieb, wenn Diethelm so lang als möglich Alles unter seiner Obhut behielt.

Jetzt auf dem Wege nach der Kaserne jagte er sich, daß Fränz doch Recht habe, er müsse anders auftreten, fecker und umsichtiger. Nicht nur seine Liebe zu Fränz stieg aufs Neue in ihm auf, er empfand auch eine große Hochachtung vor ihrem energischen Wesen, das, allzeit gewedt, den Dingen scharf ins Auge sah und sie frei beherrschte. So kam er zu den Kameraden und erzählte ihnen, daß er sich andern Tages vom Militär loskaufe, und was aus ihm geworden sei; er wußte seine zukünftige Thätigkeit bereits so lebendig als wirkliche darzustellen, daß Alle staunten, wie sich der Pfeifferling, der stille Munde, dem man das gar nicht zugetraut,

verändert hatte. Als er zuletzt sagte, daß er morgen auf dem Markte vier Pferde einkaufe, beschloßen unter Jubel der Feldweibel und einige Kameraden, auch auf den Markt zu kommen, um zu sehen, wie der Pfifferling das mache.

Stolz aufgerichtet mit gespanntem Selbstgeföhle kehrte Munde in den Kautenkrantz zurück, er wollte seiner Fränz Abbitte thun, daß er so böß gegen sie gewesen sei, und ihr sagen, wie er sich nun wacker ins Geschirr legen wolle, daß es ihm landauf landab Keiner voraus thun könne.

Als er in den Kautenkrantz trat, hörte er in der Küche die Stimme der Fränz, sie sagte:

Das ist ja prächtig, daß Sie Kellner im Wildbad geworden sind. Ich komme diesen Sommer mit meinen Eltern auch dahin.

Aber Sie sind Braut, sagte eine Männerstimme.

Ja, mit mir, sagte Munde eintretend, er sah einen Mann — es war der älteste Haussohn aus dem Kautenkrantz — der die Hand der Fränz hielt.

Ich gratulire, sagte der Nebenbuhler schnell, die Hand loslassend, und Munde erwiderte:

Dank' schön. Komm mit, Fränz, in die Stube. Er faßte sie nicht eben zart am Arm, und Fränz machte große Augen, als er ihr allein sagte, daß das Scharmuziren ein Ende habe, und ob sie mit den Eltern ins Wildbad gehe, darein habe er auch noch ein Wort zu reden. Fränz widersprach heftig, und Munde erklärte, daß er von dieser Stunde zu regieren anfangen über Alles, was ihm gehöre, und das sei vor Allem seine Frau, es müsse ja Fränz recht sein, daß er sich als Mann zeige.

Zeig's zuerst beim Vater. Bei mir brauchst nicht anfangen, stachelte Fränz, der diese Wendung gar nicht lieb war. Munde sprach wiederholt und in verstärkter Weise seinen Herrscherplan aus, und der Abend dieses unruhvollen, verheßten Tages schien doch noch erwünscht auszuklingen.

Schon am frühen Morgen hatte Munde einen gewal-

tigen Zant mit seinem Schwäher, er wollte sich die Geldgurte umschnallen, Diethelm aber lachte ihm ins Gesicht.

Dann reiß' ich sie Euch auf öffentlichem Markt vom Leib herunter, wenn Ihr mich so gehen laßet und ich Euch damit seh', drohte Munde und ging hinab in die Wirthsstube.

Diethelm schaute hoch verwundert dem so plötzlich Veränderten nach, und Fränz sah mit Schrecken die böse Saat aufgehen, die sie gesäet; sie wußte aber den Vater noch dahin zu beschwichtigen, kein Geld mit auf den Markt zu nehmen, die Leute könnten es für Prahlerei ansehen, und das müsse man vermeiden nach so einem Unglück. In der Wirthsstube übergab hierauf Diethelm der Kautenwirthin die Geldgurte zum Aufbewahren, und Munde lächelte vergnügt zu seinem Siege. Diethelm traf hier viele Bekannte, unter denselben auch den uns noch erinnerlichen Reppenberger und den Steinbauer. Reppenberger war eben so zuthulich und redselig, als der Steinbauer unachtsam und maulfaul; er erzählte, daß er einen umfangreichen Brantweinhandel betreibe, er habe den Vertrieb übernommen und fahre mit seinem Einspanner im Lande umher, während sein Geschäftsgenosse das Brennen aus dem Grunde verstehe.

Munde trat auf Diethelm zu, wiederholte in entschiedener Weise einen früher gemachten Vorschlag, daß man die Rappen gegen gute Ackerpferde vertausche, sie brauchten ja keine Kutschenpferde mehr.

Diethelm widersprach heftig, und der Steinbauer, der sich sonst nicht in fremder Leute Sachen mischte, ließ sich doch zu den Worten herbei:

Dein Tochtermann hat Recht, Gäule, die gewohnt sind, in der Kutsch' zu laufen, gehen zu Grund, wenn sie wieder Bader fahren müssen.

Der Steinbauer sagte das mit so schelmisch zwinkernden Augen, daß eine Bezüglichkeit seiner Worte auf die Lebensweise Diethelm's kaum zu verkennen war. Diethelm merkte das auch, aber er that, als ob er's nicht verstände; ihm war

das veressene Wesen des Steinbauern in der Seele zuwider, aber er vermied doch jede offene Feindschaft mit ihm. Diethelm schüttelte lächelnd den Kopf und gab lang keine Antwort, bis er endlich zu Munde gewendet sagte:

Das ist mein' Sach', Punktum.

Der große Umzug der Marktpferde, der eben an dem Rautenkranz vorüberkam und Alles an die Fenster und auf die Straße lockte, unterbrach den Streit. Munde folgte seinem Schwäher auf den Markt. Mitten im Gewühle wurde er von seinem Feldwebel und mehreren Kameraden angehalten, die, wie versprochen, gekommen waren und nun aufs Neue ihr Verlangen aussprachen, den Pfifferling einzukaufen zu sehen.

Ist der bärenmäßige Bauer dein Schwäher? fragte der Feldwebel,

Ja, der ist er. Aber Diethelm war verschwunden. Munde suchte ihn mit seinem Geleite hin und her, ohne ihn finden zu können, und mußte manchen Spott darüber hören, daß er sich nicht getraue, einen Pferdeschwanz allein einzukaufen.

Munde ließ sich diese Neckereien gefallen und schwieg, er wollte nicht weiter gehen, als ihm eigentlich zustand; und etwas von der alten Zaghaftigkeit seines Wesens kam wieder über ihn. Er verwünschte es, daß er sich im Uebermuth Wächter seiner Ehrenstellung zugesellt hatte, und hoffte sie in guter Weise wieder los zu werden. Der Feldwebel war ein Pferdeverständiger und that sich was darauf zu gute, er suchte ein Biergespann gleichgezeichneter Braunen aus, und Munde ließ sie sich hin und her vorführen, holte die Klappen aus dem Rautenkranz zum Vertauschen und war eben daran, unter Bedrängen des Feldwebels und der Kameraden in die dargebotene Hand einzuschlagen, als Diethelm herzutrat. Munde hielt ein und rief ihm zu:

Schwäher, ich hab' einen Handel gemacht.

Du? Hast ein' Geiß gekauft?

Munde schoß alles Blut zu Kopfe, und Diethelm fragte wieder:

Wie kommen die Rappen daher?

Ich hab' unsere Rappen vertauscht, berichtete Munde.

Unsere? lachte Diethelm. Vor der Hand sind sie noch mein und ist kein Red' von unseren, was hast du von unseren zu sagen?

Schwäher, was machet Ihr? Jeder Knecht sagt zu seines Herrn Sach' unser, und ich bin kein Knecht. Sehet nur das Biergespann an. Ich bin so viel als handelkeins.

Du? Was nimmst denn du dir 'raus? Wenn man dich auf den Kopf stellt und es fällt dir ein Guldenstückle 'raus, soll man mir die Augen mit ausstechen. Und du willst vier Roß kaufen?

Schwäher, das geht über den Spaß, redet nicht so. Ich hol' gleich unsere Geldgurt aus dem Rautenfranz. Befehet Euch nur die vier Roß.

Daß ich ein Narr wär'. Wenn du allein Meister bist, so bezahl's auch.

Schwäher, ich weiß nimmer, was ich thu', wenn Ihr so fort machet.

Das glaub' ich. Du hast keinen Groschen zum Einfaufen. Ich will dir zeigen, wer die Geißel in der Hand hat.

Schwäher, kreischte Munde heifer vor Wuth und ballte beide Fäuste, Schwäher, redet anders oder ich . . .

Weg da, führ die Rappen in den Stall und red kein Wort mehr.

Ich will nichts von deinem Brandgeld, nichts von deinen Sachen, du bist unterm Galgen weggelaufen, aber du bleibst doch noch einmal d'ran hängen! Lasset mich los, schrie Munde, den seine Kameraden festhielten, daß er nicht auf Diethelm eindrang.

Eine große Menge Menschen hatte sich um die Streitenden versammelt, Diethelm hatte sich rasch entfernt, Munde riß sich von seinen Kameraden los und mit geballten Fäusten

und schäumendem Munde eilte er nach dem Rautenkrantz: Fränz mußte ihm Genugthuung verschaffen für die unerhörte Schmach, die ihm der Vater angethan, und dann mußte sie noch zur Strafe ihren Vater verlassen, Nichts von seinem Sündengute annehmen, und er wollte Tag und Nacht arbeiten, um sein Brod in Ehren zu verdienen. — Als er in die Wirthsstube trat, sah er Fränz, die Hand in Hand neben dem Rautenwirthssohne am Tische saß. Sie heftig schüttelnd, fuhr er auf:

Lumpenpack! Hundebagage seid ihr Alle. Da sitzt du bei einem Andern, dieweil dein Vater mich vor aller Welt beschimpft. Der Zorn gab ihm plötzlich höllische Gedanken ein und er fuhr fort: Du hast mich angestiftet, ich soll deinem Brandstifter-Vater Widerpart thun, und ihn hast du angestiftet, daß er mich beschimpfen soll, damit du mich los wirst. Du hast schon einen Andern. Setz seh' ich, du bist das schlechteste — ich kann's gar nicht sagen was. Aber warte nur, du hast mir selber gesagt, was du von deinem Vater weißt. Verflucht ist dein ganzes Haus. Ich will nur so lang leben, bis du mit deinen Kindern vor meiner Thür um Brod bettelst. Ich bin froh, daß ich nimmer so schlecht bin und von eurem Sündengut was mag. Fresset's allein und ersticket dran!

Fränz stieß den Munde weit von sich, und er stürmte fort die Stadt hinaus der Heimath zu. —

So unverhofft als die Verlobung geknüpft war, ebenso sollte sie auch zerrissen werden.

Mit dem Abschiede vom Militär hatte Munde heimkehren wollen, jetzt rannte er dahin wie aus der Welt verstoßen, er wußte gar nicht, wohin er sich wenden sollte. Die blüthen-duftigen Bäume standen so still selig im Sonnenschein und ließen die Bienen in ihren Blütenkelchen sich erlaben, die Vögel sangen so wonnig und Alles freute sich des Daseins, nur sein Herz war zum Tode betrübt. Stundenlang war er unaufhaltsam gerannt, immer vor sich hin fluchend und Alles verwünschend; als er jetzt durch das Dorf Breitlingen schritt, stand er vor dem Wirthshaus still, suchte in allen Taschen

nach Geld und fand in der That keinen Heller; mit einem selbstverachtenden Lachen schritt er weiter und legte sich draußen vor dem Dorfe unter einen blühenden Birnbaum am Wegrain. Beim Niederlegen gedachte er der schönen Kleider, die er anhatte, und er schämte sich derselben, sie waren von Diethelm's Geld, und Fränz hatte sie ihm gegeben. Er wollte nur noch heim, den Brandstiftern die Kleider mitsammt der Frau *) schicken und dann fort, weit fort.

Die Bienen summten und schwirren im Baume, und Munde spielte mit dem Brautringe, den er vom Finger gezogen, und ein abgerissener Klang aus dem alten Liede vom Teufel, der die untreue Braut holt, zog Munde durch den Sinn:

So komm nur her, du schöne Braut,
Du hast deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er nahm sie bei der linken Hand
Und führte sie in den feurigen Tanz.

Bald aber hörte Munde weder eine Stimme im Innern noch etwas um sich her.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden Rappen waren zu großer Verwirrung los und ledig auf dem Markt umhergelaufen, der Schmied von Buchenberg, der ein Pferd eingekauft hatte und eben davon reiten wollte, fing sie ein und brachte sie dem Diethelm, der darob ganz verwundert schien; er übergab dem Reppenberger

*) Verlobungsgeſchenk.

die Pferde, um sie nachzubringen, und eilte voraus durch Nebengäßchen und Durchhäuser nach dem Rautenfranz. Als er hier von Fränz hörte, was geschehen war, erschrak er anfangs, so weit hatte er's mit Munde nicht treiben, er hatte ihm nur den Daumen aufs Aug halten wollen. Bald aber sagte er: es hat sein müssen, drum ist's besser heut als morgen. Fränz war nicht so leicht zu beruhigen, sie nahm den Vater aus der Wirthsstube fort nach dem stillen Zimmer und sagte hier, daß man nicht wissen könne, was Munde vorhabe, er wisse Alles, Medard habe ihm das Gleiche gesagt wie dem alten Schäferle.

Das ist vorbei, beruhigte Diethelm, davon bin ich freigesprochen; was gemäht ist, ist gemäht. Red mir heut nichts mehr von der Geschichte.

Ja, Vater, aber er wird mich deswegen vor Gericht fordern.

Dich? Warum? Was hast denn du dabei?

Ich hab' ihm Alles gesagt, erwiderte Fränz mit niedergeschlagenem Blicke.

Was? Was hast ihm gesagt? Was weißt denn du? Ich versteh' den blauen Teufel von all deinem Geschwätz.

Vater, ich hab' gemeint, er sei mein Mann, und ihm darf ich Alles sagen, und da hab' ich ihm erzählt, wie Ihr damals auf der kalten Herberge die Farb' gewechselt habt, wie der Wirth erzählt hat, und wie Ihr mir hier in diesem Zimmer vier Wochen vor dem Brand gesagt habt, Ihr wisset nicht mehr wo aus noch ein. Vater, ich hab's ja nicht böse gemeint, ich hab' ja nie daran denken können, daß uns der Munde verrathen könnt'.

Diethelm schnaubte wild vor Zorn und Schreck, er ballte die Faust, als wollte er Fränz zu Boden schlagen: sein eigen Kind wußte um seine Schuld und hatte sie preisgegeben, aber schnell entballte er seine Faust wieder, spielte in der Luft mit den Fingern wie auf Claviertasten und sagte bitter lächelnd:

So? Also du bist so gescheit und willst deinem Vater was zusammenzwirnen? Aber du bist zu dumm, daß dich

die Gänj' beißen. Ich sollt' eigentlich kein Wort mehr mit dir reden und dir die Peitsche anmessen. So denkst du von deinem Vater? Du bist's nicht werth, daß ich dir einen Groschen hinterlasse. Geh nur vor Gericht. Kannst Alles sagen, Alles. Aber gedenken will ich dir's, was du gethan hast. Jetzt weiß ich, warum der Lump so frech gegen mich gewesen ist. Mein eigen Kind, mein einzig Kind hat's ihm eingeben. Ich will hinaus und will die ganze Welt fragen, ob das noch einmal vorkommt, so weit der Himmel über der Erde steht.

Vater, verzeihet mir. Ich denk's ja gewiß nicht mehr, hat Fränz weinend.

Schlecht genug, daß du's Einmal gedacht hast. Wenn du von heut an — hör zu, was ich sag', und guck nicht unter sich, sieh mir ins Gesicht, sag' ich, knirschte Diethelm, seine Tochter schüttelnd, — wenn du von heut an nicht demüthig und gehorsam bist, wie's einem Kind zukommt, nein, ich will dir nicht sagen, was ich thu', ich behalt's bei mir, aber vergessen werd' ich's nicht, verlaß dich drauf. Jetzt komm, hinter mir drein gehst und machst ein heiter Gesicht, das sag' ich dir, und red mir kein Wort mehr davon.

Diethelm war es gelungen, den schlimmen Sinn seiner Tochter zu bezwingen, sie ging hinter ihm drein wie ein Lamm und erschrak bei jedem seiner Blicke, wenn er sich umwendete. Was war aber damit gewonnen? Handhaben für erneute Anklagen waren in fremde Gewalt gegeben und noch dazu in die eines außs Neufferste Erbitterten. Soll denn die That nie ruhen? Brennt das Feuer immer wieder auf? Nur Eines tröstete Diethelm, und dies war der weichmüthige Charakter Munde's. Aber hatte er sich nicht seit gestern so auffallend verändert? Nein, er ist noch derselbe, sonst wäre er ja nicht davon gelaufen, statt Diethelm und Fränz sogleich den Gerichten zu überliefern. Dennoch schickte Diethelm sogleich den Repenberger nach Buchenberg, theilte ihm oberflächlich mit, was geschehen war, und gab ihm den dringenden Auftrag, zu erforschen,

was Munde vorhabe, und es ihm durch einen Eilboten nach der Stadt mitzutheilen. Der Reppenberger verstand den Vorgang, wenn auch nur halb, und sagte:

Ich hab's bald gemerkt, das thut kein gut. Man kann ein Roß und ein Schaf nicht zusammenspannen. Diethelm lachte über diesen Vergleich und gab dem Reppenberger ein gutes Zehrgeld mit auf den Weg. —

Beim Namen angerufen erwachte Munde unter dem Birnbaum bei Breitlingen, der Schmied von Buchenberg hielt mit seinem Pferde neben ihm und hieß ihn aussitzen, wenn er müd sei. Munde nahm das gern an. Der Schmied wußte nur von Händeln, die Munde mit seinem Schwäher gehabt, und Munde war nicht geneigt, viel zu sprechen. Nur als der Schmied sein Glück rühmte und ihm anrieth, klug zu sein, die paar Jahre noch den Diethelm den Herrn spielen zu lassen, sagte er:

Ich bin nicht klug und will nicht reich sein.

Die ganze Nacht hindurch rastete man nicht, und bald saß der Eine, bald der Andere zu Pferde.

Es war bald Mittag, als man sich Buchenberg näherte. Es hatte hier im Oberlande geregnet, und Blüten und Blätter waren an den Bäumen hervorgebrochen, so plötzlich wie ein bereit gehaltenes Feuerwerk, das nur des zündenden Funkens wartet.

Munde war ganz ausgehungert, denn er hatte sich geschämt, dem Schmied zu bekennen, daß er keinen Heller Geld bei sich habe.

Als er in die väterliche Stube eintrat, rief ihm der alte Schäferle, die Pfeife im Mund haltend, vom Bette herab zu:

Grüß' Gott, Munde, ich weiß, wie's dir gangen ist. Komm her, gieb mir die Hand.

So zutraulich war der Vater seit lange nicht gewesen, und die Hand reichend sagte Munde:

Was wisset Ihr? Von wem? Sind schon Marktleute vor uns angekommen?

Kein Mensch. Ich weiß es von mir. Du hast mit dem Mordbrenner Händel gehabt. Ich weiß das so gewiß, als wenn ich dabei gewesen wär.

Munde starrte drein vor dieser prophetischen Sehergabe des Vaters, und dieser fuhr fort:

Ich hab's schon lang kommen sehen. Es ist mir aber lieb, daß ich's noch erlebt hab'. Ich treib's nimmer lang. Von heut in sieben Tagen seh' ich meinen Medard, und der muß mir sagen, wie er so schnell von der Welt kommen ist, und wenn ich dir's berichten kann thu' ich's. Setz dich zu mir aufs Bett. Gelt, jetzt bist wieder mein? Gelt, jetzt bist wieder mein? Gehst nicht mehr zu dem Mordbrenner? Ich kann dir auch was geben, daß du nicht mehr an die Fränz denkst. Und ich sag' dir all' meine Mittel. Ich hab' dem Medard schon viele gesagt gehabt, und ihm gehören sie auch, aber du bist jetzt mein Einziger.

Munde weinte laut und erzählte dann Alles, wie es ihm ergangen. Der alte Schäferle richtete sich auf, nahm die Pfeife in die linke Hand, hob die Rechte in die Höhe und rief:

Ich schwöre, so wahr ich bald vor Gott komm', der Diethelm ist nicht unschuldig an dem Tod deines Bruders, wie, das weiß ich nicht, das weiß Gott allein. Munde, leg' deine Hand auf meine Herzgrube, dir vererb' ich's, daß du nicht ruhst, bis der Diethelm seine Strafe hat. Willst du mir schwören, nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis der Tod deines Bruders gerächt ist?

Ich kann's nicht, Vater, ich kann's nicht, ich thät' Euch ja Alles so gern, rief Munde, dem plötzlich davor graute, diese schwere Last auf sich zu nehmen, aber das sag' ich, ich will dem Diethelm, so lange ich lebe, zeigen, daß ich ihn für einen schlechten Menschen halte.

Gut, das ist mir genug, du hast ein weiches Herz, du kannst nicht mehr.

Der alte Schäferle begann nun, Munde alle seine sym-

pathetischen Mittel zu sagen, wie er sie vom Vater ererbt; er wollte es anfangs nicht dulden, daß Munde sie aufschrieb, das sei gegen das Herkommen und tödte vielleicht ihre geheime Kraft, aber Munde behauptete, nicht Alles so schnell behalten zu können. Das Zaubermittel gegen angethane Liebe schrieb Munde nicht auf. Er saß nun bei seinem Vater, wie in einem Zauberberg, umgeben von geheimnißvollen Mächten, und wußte nichts mehr von der Welt, bis Martha mit dem Reppenberger kam.

Munde that es wehe, auch gegen die Meisterin feindselig zu sein, der Reppenberger sprach von einer Abstandssumme, die Diethelm dem Munde bezahlen wolle, wenn er sich zur Auswanderung entschließe, aber Munde wies alle Anerbietungen von sich, und der alte Schäferle war glücklich, als er hörte, daß sein Sohn die erledigte Stelle als Gemeindefchäfer in Unterthailfingen annehmen wolle.

Auf den Tag hin, wie er es vorausgesagt, starb der alte Schäferle. Als ihm Munde noch am Morgen die gestopfte Pfeife übergeben wollte, schüttelte er den Kopf verneinend und sagte: Es ist vorbei.

Munde überließ Alles seiner Schwester und nahm sich nur die Kleider des Medard.

Er saß am Wege und hütete die Schafe, als Diethelm vierspännig mit seiner neuen Kalesche daherfuhr; er schaute auf, und blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, wela ein großes Leben er hätte führen können; aber er drückte den Hut ins Gesicht und pfiß dem Paßauf, während Diethelm und Franz rasch vorbeirollten.

Nicht ohne Befriedigung hörte Diethelm, daß der alte Schäferle gestorben und begraben sei, und daß der Geistliche an dessen Grabe sagte, Gott möge ihm vergeben, wie ihm der vergeben habe, dem er so schweres Leid angethan. Den Munde fürchtete Diethelm nicht mehr, weil er nicht im ersten Zorn gehandelt hatte, in diesem war er des Schlimmsten von ihm gewärtig, jetzt in Ruhe, dachte er, wird die Schaffeele es

nie dazu bringen, als Ankläger aufzutreten. So fühlte sich Diethelm von dieser Seite gedeckt, aber der Geist der Widerspenstigkeit und Auffähigkeit, den er in Fränz niedergerungen hatte, schien in Martha jetzt neu zu erwachen, wenn gleich gemildert von ihrem an Ergebung gewöhnten Wesen. Mit Ruhe ertrug es Diethelm, daß sie ihm heftige Vorwürfe machte, weil er mit Fränz in der Welt umherfuhr und seine Frau daheim vergaß, „wie ein im Stall angebundenes Stück Vieh“. Er versprach, sie nie mehr allein zu lassen.

Eines Tages ging er mit ihr nach dem Baue, der staunenswerth rasch vorrückte, die Sonne brannte stehend und gewitterverkündend nieder, und Diethelm sagte:

Ich weiß nicht, wie mir's ist, seitdem ich im Gefängniß gewesen, bring' ich eine Kellerkälte nicht aus mir heraus; es ist mir, wie wenn ich einen Eisklumpen im Herzen hätt'. Ich hab' gemeint, im Sommer wird's besser, aber es ist nicht. Du sagst jetzt, dir sei heiß, und ich werde die Gänshaut nicht los.

Herr Gott! das sind meine todten Schwurfinger, schrie Martha gellend und streckte die leichenhaften Finger Diethelm ins Gesicht.

Was hast? Was machst? fragte Diethelm erschrocken, und Martha erklärte, indem sie sich auf einen Steinhaufen am Wege setzte:

Diethelm, was hast du gemacht? Weißt du's denn nicht mehr? Du hast ja geschworen, die Sonne soll dich nicht mehr erwärmen, wenn du ans Brandstiften denkst, dort am Fenster Sims hast's geschworen, und jetzt ist's ja wahr geworden, die Sonne wärmt dich nicht, und ich hab' einen falschen Eid auf mich nehmen wollen, und meine Finger sterben mir ab. O gerechter Gott, was machst du aus uns? Gerechter Gott, was soll aus uns werden?

Diethelm suchte zu trösten so viel als er vermochte, er wollte jetzt leugnen, daß ihn friere, und behauptete, die Wunde an seinem Arme sei noch nicht völlig geheilt; da faßte ihn

Martha gerade an der wunden Stelle, daß er laut aufschrie, sie aber sagte:

Gesteh ehrlich, beichte, nur mir sag's, nur mir, woher du das hast. Der Doctor hat immer gesagt, das sah' aus wie ein Biß von einem Menschen. Wer hat dich gebissen?

Diethelm hatte Geistesgegenwart genug, seine Frau tapfer auszukanken, mit dem Zusatz, daß wenn sie noch ein einzig Mal von todten Schwurfingern rede, er sie auf immer verlasse, möge daraus werden, was da wolle.

Martha schwieg, aber ihre schweigend trauervollen Mienen, ihr stilles, stundenlanges Betrachten der abgestorbenen Finger sagte Diethelm, was sie für sich sinne und was sie von ihm denken möge.

Als das Haus gerichtet war und der bänderverzierte Tannenbaum vom Giebel prangte, machte sich Diethelm mit den Seinen auf nach dem Wildbad, die warme Quelle sollte Diethelm von seinem Frost und der Wunde heilen und sollte die todte Hand Martha's neu beleben. Am hoffnungreichsten aber war Fränz, sie bedurfte der warmen Quelle nicht: ihrer harrete dort der Kautenkrantzohn und, nicht zu vergessen, auch der Amtsverweser.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Der stattliche reiche Bauer von Buchenberg mit seiner Familie und seinem eigenen Gefährte war wochenlang eine der bemerktesten Erscheinungen im Wildbad. Schon der frappante Gegensatz, den man sich von ihm erzählte, daß er sich beim Brande eine schwer zu heilende Erkältung zugezogen, machte ihn zum Gegenstand des Gespräches, dazu sein ge-

messenæs Benehmen, weder zudringlich noch schüchtern, machte ihn zu einem Urbild jenes stolzen, selbstbewußten Bauernthums, das man sogar in der sogenannten guten Gesellschaft anziehend findet, so lange es in ästhetischer Buchferne verharrt und der eigenen Ueberhebung nicht zu nahe tritt. Martha und Fränz waren weniger bemerkt. Martha hielt sich vorzugsweise zu einigen alten Frauen, die im Armenbad eine Freistelle genoßen, und ließ sich von ihnen ihre Leiden und ihre Schicksale erzählen, Fränz aber war seltsam verschuecht und zurückgezogen. Wir werden bald erfahren, warum. Wir müssen nur noch erzählen, daß Diethelm die Spitze seines Ruhmes erreichte, als eine regierende Fürstin in der Allee durch den ersten Kammerherrn sich ihn vorstellen ließ. Diethelm war beseligt durch diese Auszeichnung, er gab auf alle Fragen bescheidene und, wie es schien, genehme Antworten; er widersprach nicht, als man ihn für einen großen Hofbesitzer hielt, und nahm sich nur vor, diese Voraussetzung zu einer Wahrheit zu machen; dabei schaute er oft wie verlegen um, er wollte sehen, ob Niemand bemerke, welche Ehre ihm zu Theil wurde. Es gingen aber Menschen vorüber, die ihn nicht kannten. Dennoch sah er wohl, daß sie in der Ferne stehen blieben. Als er entlassen wurde, ging er aufgerichtet durch die Alleen heimwärts, die Bäume waren noch einmal so grün, der Himmel noch einmal so blau, und die Vögel sangen so lustig wie noch nie. Zum Erstenmal spürte er die Wirkung des Bades, eine wohlthätige Wärme überströmte sein ganzes Wesen und als er zu Frau und Tochter kam, war er glücklich und wiederholte immer und immer, daß dieser Tag sein höchstes Glück sei. Er mußte sich niedersetzen, so hatte ihm die Freude fast wie ein Schreck die Kniee angegriffen, diese Ehre schien zu schwer für ihn, und als jetzt ein erwünschter Besuch, der Vetter Waldhornwirth, eintrat, blieb Diethelm auf seinem Stuhle sitzen und sagte mit verklärtem Lächeln:

Wärst du nur um eine Stunde früher gekommen, da hättest du sehen können, wie die Fürstin von ** mit mir ge-

sprochen hat, grad so wie ich jetzt mit dir, so freundschaftlich, so herztreu. Ich hätt' einen Finger von der Hand drum geben, wenn ich ganz Buchenberg hätt' daneben stellen können. Aber erzählen muß't's. Sie müssen's alle wissen.

Der Better versprach zu erzählen, andern Tages aber wurde er auch von der Wahrheit überführt, denn vor dem Kurhause, vor allen Leuten winkte die Fürstin Diethelm zu sich und unterhielt sich lange mit ihm. Sie fragte nach seiner Untersuchungshaft, und Diethelm, der Anfangs erschrak, richtete sich an einer alten Erinnerung auf und betheuerte, wie er ein treuer Unterthan sei und nichts von den Grundrechten wolle, aber das Schwurgericht, das sei doch gut, da werde man auch öffentlich freigesprochen. Mit einem freundlichen Lächeln entließ ihn die Fürstin, und der Better Trompeter, der von Ferne zugesehen, faßte seine Hand, als er zu ihm trat, und rief:

Was meint Ihr, Better, wenn das Euer Vater gesehen hätt', der Krattenmacher von Lezweiler? Diethelm schien diese Erinnerung nicht genehm, denn er erwiderte:

Was redest du wie ein Mann ohne Kopf? Der Better verstand und fuhr fort:

Ich hab's nicht allein gesehen, dort steht der Kastenverwalter von G. Gudet, er kommt schon her und will Euch Glück wünschen.

In der That geschah dies auch, und nicht nur der abgestellte Kastenverwalter, viele andere hohe und niedere Beamte, ja sogar Adelige behandelten Diethelm mit Auszeichnung, und zum darauffolgenden Ball im Kurhause erhielt Diethelm mit seiner Familie eine Einladung. Martha sagte sogleich, daß sie daheim bleibe, sie sei krank und nicht zum Tanzen da, Fränz aber hüpfte vor Freude, als hörte sie schon die lustigen Tanzweisen.

Fränz war, wie gesagt, während des Badeaufenthaltes noch nie zu rechter Freude gekommen, sie fühlte sich nicht recht heimisch in diesen Umgebungen, sie hatte zwar die Bauern-

haube abgelegt, die kaum zu bewältigenden Haarflechten aufgenestelt und sich einen farbenschildernden Sonnenschirm angeschafft, aber erst durch einen Geistlichen erhielt sie eine gesellschaftliche Firmelung. Ein junger Missionär aus der Schweiz, der in einem zierlichen Rollwagen umhergeführt wurde, war bald der Schühling aller Frauen und Mädchen, auch Fränz wurde durch eine priesterlich zuvorkommende Ansprache in seinen Kreis gezogen und verlor bald jede äußere Schüchternheit, indem sie gleich den Uebrigen dem Kranken, der noch dazu ein geweihter Priester war, sich dienstgefällig erwies. Die Hülflosigkeit des Kranken ließ jede Scheu verschwinden, man durfte ihm die Hand reichen und gefällig sein wie einem Kinde. Der junge Mann, ein wirklich eifervoller Priester mit seinem blassen Antlitz, das durch die beständige weiße Halsbinde noch gehoben wurde, war eine anziehende Erscheinung, und sein brennendes Auge, das er wunderbar zu heben und zu senken verstand, zeugte von innerem Feuer, das auch hervorbrach, wenn er an stillen schattigen Plätzen dem Frauenkreise vorlas. Er hatte eine wohltonende, ins Herz dringende Stimme. Fränz hatte in der Stadt die Kunst gelernt, Pantöffelein zu brodiren, und sie saß nun mit den anderen Frauen mit ihrer Arbeit um den heiligen Mann und hörte die ergreifenden Vorlesungen und eifervollen Vorträge; sie verstand es, wie die Andern, mitunter aufzuschauen, einen verständnißreichen Blick zu thun, bedeutsam mit dem Kopf zu nicken oder gar die Hände in einander zu legen und unverwandt auf den Redner zu schauen. Mitunter war sie auch wirklich ergriffen, und der Spruch: Nette deine Seele! schauerte ihr durch Mark und Bein. Sie erkannte mit Schrecken, wie sie ihr Seelenheil bisher verwahrloßt, und war geneigt, dem Jungfrauenbunde, für den schließlich geworben wurde, beizutreten, aber ein äußerlicher Grund half ihr, sich von den schweren Opfern zu befreien. Sie glaubte zu bemerken, daß einige und zwar die Vornehmsten und Manierlichsten, von dem weisevollen Manne vorgezogen wurden, die Eitelkeit regte sich, und gewohnt, daß Alles in der Welt

nur zum Schein geschehe, forschte sie auch hier den Täuschungen nach und glaubte solche immer mehr zu finden. Dennoch war sie bereits so sehr im Bannkreise des jungen Priesters, daß sie ihm reuig und zerknirscht diese ihre Sünde offen beichtete, aber die Mahnung, ihre Eitelkeit zu besiegen, machte sie stumm und im Innersten widerspenstig, zumal diese Aufforderung gerade mit der Ehre zusammentraf, die ihrem Vater durch die Fürstin von ** geworden war.

Die Leichtigkeit, mit der sich ein Verhältniß im Badeleben knüpft, zeigt sich auch im Lösen desselben. Fränz hatte immer mehr Abhaltungen, im Schatten der wilden Kastanien unter dem andächtigen Zuhörerkreise des Missionärs zu erscheinen. Wenn sie dorthin ging, hatte sie den stillen bescheidenen Gang und den niedergeschlagenen Blick, wenn sie aber bei den Musikern im Freien erschien, hatte sie, man kann fast sagen, etwas schäkernnd Hüpfendes, wobei sie den Kopf in den Nacken warf.

Und diese letzte Haltung gewann die Oberhand, als der Priester bald geheilt im blumenbekränzten Wagen abreiste.

Fränz wollte, rund heraus gesagt, sich hier einen Mann erobern.

Den Munde bei feinen Schafen hatte sie längst vergessen, ja, sie sah jetzt, daß er nie zu ihr gepaßt habe; aber hier that ihr die Wahl weh zwischen dem Rautenkranzsohn, der hier Kellner war, und dem Amtsverweser. Der Kellner war eine gutartige und heitere Erscheinung, aber es hatte doch etwas Abstoßendes, daß er hier Jedermann bediente und gegen alle Welt freundlich und unterwürfig sein mußte. Daß behagte dem hoffährtigen Wesen der Fränz durchaus nicht. Wenn er ihr bei Tafel eine Schüssel reichte und dabei einige freundliche Worte sprach, schämte sie sich fast, ihm zu antworten; zwar erinnerte sie sich wieder, was er daheim zu bedeuten habe, und wie er mehr sei, als Viele, die er hier bediente; aber eben dieses Bedienen gefiel ihr nicht, und dann konnte der Kellner nie einen Spaziergang, wie viel

weniger eine Ausfahrt mitmachen, er mußte froh sein, wenn er eine Stunde von fünf bis sechs Nachmittags erübrigte, um an den Hauspfosten gelehnt eine Cigarre zu rauchen, die er schnell verbarg, wenn ein Gast kam. Dennoch hatte Fränz nicht recht den Muth, sich von ihm abzuwenden, ja sie dachte sich aus, wie Alles schon anders würde, wenn sie einmal ein eigenes Wirthshaus hätten. Der Amtsverweser war äußerst zurückhaltend, obgleich er mit an derselben Tafel speis'te; er schien mehreren Damen den Hof zu machen, die er oft auf Spaziergängen begleitete. Glücklicherweise aber — man konnte nun nicht sagen, daß die Ansprache der Fürstin von ** daran schuld sei — hatte der Amtsverweser sie und den Vater just den Tag vorher begleitet und viel mit Fränz gelacht; er setzte nun diese Annäherung mit großer Beständigkeit fort, überbrachte selbst die Einladung zum Kurhausball und schickte am Abend desselben den erlesensten Blumenstrauß, eine Aufmerksamkeit, mit der ihm jedoch der Rautenkranzsohn zuvorgekommen war. Es waren Beide wohl zu beachtende Bewerber. Der Rautenkranzsohn war jünger und farbiger, in seinem vollen wohlgekämmten braunen Haare sah man stets die frischen Furchen der Bürste und den weißen Scheitel, der Amtsverweser war blässer und mit einer avancirenden Glaze versehen. Fränz hielt die beiden Sträuße der Bewerber in der Hand und betrachtete sie lang, sie überlegte, welchem Strauß und welchem Geber sie den Vorzug gönnen solle, ihre Wangen glühten, sie war nicht dem Zufall ergeben genug, um eine Blume mit „Liebt mich“ und „Liebt mich nicht“ zu zerzupfen, sie überlegte, daß der Rautenkranzsohn allerdings seine Vorzüge hatte, er stand ihr näher, sie kannte seinen Lebenskreis genau und konnte sich frei darin bewegen, auch war er gut geartet und leicht zu beherrschen, nicht so sehr wie Munde, aber doch lenksam genug, und sie hatte sich's ja einst als schönstes Ziel gedacht, Frau Rautenwirthin zu werden; aber Frau Amtmännin und in Zukunft Frau Regierungsräthin — das ist doch schöner, und ein Narr ist, wer das Höhere erreichen

kann und sich mit Geringerem begnügt. Fränz war entschlossen, den Blumenstrauß des Amtsverweisers zu nehmen; aber während des langen Besinnens hatte sie vergessen, ob der in der Rechten oder der in der Linken von ihm kam, sie waren so ähnlich. Jetzt erinnerte sie sich, daß der in der Rechten der gültige war, aber in der Verwirrung hatte sie die Sträuße niedergelegt und dieses Merkmal zerstört. Wenn aber kein rechtes Kennzeichen war, so konnte ja der Amtsverweiser nichts merken? Wer weiß indeß, ob er nicht doch ein geheimes Kennzeichen hat. Fränz war ganz berauscht von der blumenduftigen Werbung, sie eilte die Treppe hinab und wollte den Kellner fragen, welcher Strauß von ihm sei, aber nicht der Gedanke, welche tückische Härte hierin lag, hielt sie plötzlich fest, sondern die Erinnerung, daß sie ja dann eine offenbare Entscheidung machen müsse und einen Freier aus der Hand gebe, bevor sie des andern gewiß sei, und jetzt that sich ein neuer und glücklicher Ausweg auf, sie wollte gar keine Blumen mitnehmen und dem Amtsverweiser jagen, sie habe deren so viele von unbekanntem Verehrern bekommen, daß sie Alle daheim gelassen. Das wird ihn firren und rasch zugreifen machen, und dann ist die Entscheidung da.

Und so geschah es auch.

Wieder unter rauschender Musik wurde Fränz zum Zweitenmal verlobt. Der Amtsverweiser hatte in unerklärlicher Zaghaftigkeit gewünscht, daß die Verlobung noch einige Zeit geheim gehalten werde, mindestens bis er seine täglich erwartete Bestallung als vertretender Staatsanwalt erhalten habe, aber Diethelm war nicht gewillt, nur einen Tag der Ehre verlustig zu gehen, die ihm aus dieser Verlobung seiner Tochter entsprang; er sagte den Einwand seines Schwiegerjohnes, daß er wegen des neu zu übernehmenden Amtes vor kommendem Frühling nicht heirathen könne, dahin fest, daß Fränz während dieser Zeit noch in ein Erziehungs-Institut, eine „Schnellbleiche“, wie er es spöttisch bezeichnete, gethan werde, um ihrer neuen Stellung gerecht zu sein. Bis dahin

wollte er auch sein neues Anwesen in Buchenberg verkaufen, und, wie er doch schon lang vorhatte, nach der Kreisstadt ziehen.

Die warme Quelle hatte weder Diethelm von seinem Froste, noch seine Frau von der Abgestorbenheit ihrer Finger befreit, man getröstete sie der Nachwirkung.

Nur Fränz hatte erreicht, was sie wollte, und die Eltern erfreuten sich bei der Heimfahrt im Sprechen über das Glück ihres Kindes und vergaßen darüber alle Körperleiden und alles Leid in der Seele.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Mensch aus höheren Regionen, der sich bescheidentlich herabläßt, mit niederen Erdgeborenen zu verkehren, so ging Diethelm durch Buchenberg; er hatte mit fürstlichen Personen, mit hohen Staatsmännern verkehrt, und ein Staatsanwalt — denn solches war er geworden — war sein Schwiegersohn! Es dünkte ihn wie ein Traum, daß er sein einziges Kind einst einem armen Schäfer hatte geben wollen. Wenn er seiner That gedachte, war sie ihm wie längst abgethan, und die Gunst der Großen, denen er so nahe gestanden, erschien ihm als Schild und Schirm, daß nie mehr auch der leiseste Verdacht sich gegen ihn erheben dürfte. Wenn der Eilwagen durch das Dorf fuhr und bald darauf Briefe kamen, sah Diethelm immer, ob keiner mit einem großen Siegel darunter sei, der ihm einen Orden zubrächte oder irgend eine andere unverhoffte Auszeichnung. Es kamen aber meist Bettelbriefe von allen Orten, von den entferntesten Verwandten, von Schulmeistern geschrieben, die in hochtrabendem Tone den hochverehrten Herrn Better um Gaben und Dar-

leihen baten. Diethelm glaubte genug gethan zu haben und ließ sie unbeantwortet. Am erfreulichsten waren noch die Briefe von Fränz; zwar waren sie in steifer, ungelenther Rede-weise, aber diese erschien Diethelm grade recht schön und erbaulich, und von Brief zu Brief ward die Schrift zierlicher und geläufiger. Diethelm konnte nicht umhin, manche davon, besonders aber auch die Briefe des Staatsanwalts, durch den Better im Waldhorn vorlesen zu lassen.

Die Verehrung im Dorfe schien ihm indeß doch minder bedeutend, als die in der Stadt sich darthat. Mit Martha, die er nun nicht mehr allein ließ, fuhr er oft dahin, um allerlei Hausrath zu kaufen. Er richtete sich nur nothdürftig ein, da er ja bald wieder verkaufen wollte.

Alles ließ sich zu größter Beruhigung an, nur Martha war nicht aus ihrer beständigen Trauer und Kümmerniß zu reißen, und wenn Diethelm sie damit abwies, sagte sie klagend:

Ich hab' ja sonst Niemand, dem ich mein Herz ausschütten kann, und mir bangt vor dem neuen Haus, wo der Medard verbrannt ist.

Diethelm hörte sie geduldig an, aber dieses ewige Klagen machte ihn stumpf gegen die Vorhersagung der Frau, daß sie den Einzug ins Haus nicht erleben werde.

Nur nicht prophezeien, war seine beständige Rede, das ist das Schlimmste was man thun kann. Ich hab' dir versprochen, daß ich dich nie mehr allein lasse, aber du treibst mich aus dem Haus, wenn du so fort machst.

Martha hatte in der That falsch prophezeit: der Sommer ging zur Rüste, und im Herbst zog sie, abgesehen von ihrem beständigen Leid, wohlbehalten in das wochenlang durchheizte neue Haus ein, und nachdem das erste Mißbehagen überwunden, schien sie sich dessen zu freuen; zumal da Diethelm die junge Frau Kübler mit ihrem Kinde während der Abwesenheit der Fränz zu sich ins Haus genommen hatte.

Nun erlaubte er sich auch allmählich, seinem Versprechen untreu zu werden, und buchstäblich hielt er es doch, wenn er wieder Tage und Nächte über Land blieb: Martha war ja nicht allein, die junge Frau mit dem Kinde war bei ihr. Wenn Martha ihn dennoch an sein Versprechen gemahnte, war er ungehalten und voll Zähzorn über diese unerträgliche Sklaverei und über dieses ewige Erinnern an ein Versprechen, das er schon von selbst halte und viel lieber, wenn er nicht daran gemahnt werde. Er blieb nun mehr als gewöhnlich zu Hause, und jetzt erkannte er deutlich, was er schon oft flüchtig wahrgenommen: wenn er im lebhaften Verkehr mit Menschen, und zwar mit recht vielen war, wich das Frösteln von ihm, in der Einsamkeit aber war es immer wieder da, unabwendbar. Diethelm knirschte über die neue Gefangenschaft, in der er sich befand, und jetzt fiel ihm das Mittel des alten Schäferle ein. Er kaufte Erlenholz und sägte Tage lang, als müßte er sein Brod damit verdienen. Der stolze, in grünen Saffianpantoffeln stolzirende und alle schwere Arbeit verhöhnende Diethelm war in das Loos eines armen Tagelöhners verfallen, aber er war dabei doch froh, denn er fühlte in der That eine lange nicht empfundene Wärme; das Holz, das, haufenweise in den Ofen gesteckt, ihn nicht von seinem Frösteln befreit hätte, erwärmte ihn jetzt bei dessen Verarbeitung. Vom Morgen bis zum Abend arbeitete er im Schuppen und lauschte dann oft selbstvergessen den wunderlichen Tönen der Säge; wie das klingt und schrillt beim ersten Einschnitt und dann zum Kern des Scheites gelangend so dumpf tönt und wieder ins Schrille, Kurzathmige übergeht kein Ende des Durchschnittes. Mochte es aber klingen wie es wollte, wohlige Wärme durchströmte den Körper. Die Leute sagten, der Diethelm sei geizig geworden, seitdem sein Reichthum gestiegen sei; er ließ sich diese Nachrede, die ihm wieder zukam, gerne gefallen, denn auch im Geiz liegt ein gewisser Ruhm, da seine unbezweifelte Voraussetzung der Reichthum ist.

Wenn er manchmal einen Tag in seiner mühseligen Arbeit aussetzen wollte, kam wiederum das Frösteln über ihn, als wollte sich alles Zurückgedrängte auf Einmal geltend machen; er mußte aufs Neue wider Willen an die unscheinbare und doch so mühselige Arbeit, als hätte ein Zauber ihn darin festgebannt. Es half nichts Anderes.

Da kam ein neues Ereigniß, das ihn von dieser Arbeit und seiner häuslichen Gefangenschaft befreite, ohne daß Martha zu einer Einsprache berechtigt war.

Das Schwurgericht, das man in stürmischen Zeiten verheißten hatte, wurde jetzt nach Herstellung der nöthigen Bauten in der That eingesetzt. Der veränderten Zeitrichtung zufolge wurden aber die Geschwornen nicht nach allgemeinem Wahlrechte frei gewählt, sondern die Amtsversammlung, bestehend aus den meist gefügigen Schultheßen und einem Theil der Obmänner des Gemeindeausschusses, wählte einen sogenannten Siebenerauschuß, und dieser ernannte die Geschwornen aus der Zahl der Höchsthbesteuerten und Nichtdemokraten. Eines Tages kam der Better Waldhornwirth hastig mit der Landeszeitung in der Hand und sagte zu Diethelm:

Da kommet Ihr in der Zeitung, Better.

Ich? Wie? erwiderte Diethelm sich verfärbend und nahm mit Zittern das Blatt in die Hand. Er las die Liste der Geschworenen, und als Dritter stand sein Name. Lange starrte er darauf hin und rieb sich mehrmals die Stirn, er wollte den Schreck vergessen, den er gehabt hatte, und jetzt war es ihm doch eine Freude, sich gedruckt zu lesen; er äußerte dies aber nicht, sondern sagte nur, daß er um Dispensation bitten werde, da er in seinem Anwesen noch viel zu thun habe, und daß er auch seine Frau nicht verlassen dürfe. Martha entgegnete rasch:

Meinetwegen kannst du's schon annehmen, im Gegentheil, mir ist's lieb, wenn du auf ein paar Wochen fortgehst, lieber, als wenn du so all' Ritt' verschwindest, wie in den Boden gesunken.

Der Vetter sagte, daß Diethelm gar nicht ablehnen dürfe; man wisse nicht, was die Menschen denken könnten, wenn er sich davon losangle; das ginge ihn zwar nichts an, aber er dürfe es auch ohnedies nicht, er habe das Schwurgericht zu allen Zeiten gepriesen, und jetzt müsse er auch dabei sein.

Diethelm schäumte innerlich vor Wuth. So hatte seine Freisprechung, alle die hohen Ehren, die er genossen, nichts genützt; die Menschen, die so unterwürfig waren, hegten noch immer einen Verdacht gegen ihn, der allzeit bereit war, loszubrechen. Der erstickte Argwohn in den Gemüthern glich der Flamme in einem niedergebrannten Hause, die immer wieder aufschlägt, sobald man einen Balken weghebt. Diethelm verfluchte die ganze Welt und zankte mit dem Vetter, als dieser entschuldigend sagte, er habe noch nichts gehört, von Niemand, er habe nur so gemeint.

Was hast du vorzudenken, was andere Leute denken können? oder bist du schlecht genug und blasest den Leuten selber ein, daß sie mich verunehren?

Ihr wisset ja, wie ich zu Euch bin, sagte der Vetter mit schelmisch bedeutungsvollem Blick. Diethelm sah das, und wieder kam ihm die Vermuthung, daß der, den er sich am nächsten glaubte, schlimmen Verdacht gegen ihn hegte; aber das Klügste war doch, immer zu thun, als ob er das nicht glaube; er sagte daher:

Wenn's nicht anders ist, nehm ich's an. Hast Recht, Vetter, es kann mir eins sein, was die Leut' denken, und ich freu' mich auch, bei meinem Schwiegersohn zu sein. Weißt was, Frau? Geh mit.

Martha verneinte, und Diethelm wiederholte seinen Vorschlag nicht. Denn wie Alles in der Welt seine vielfachen Gründe hat, so ging es auch hier. Diethelm wollte nicht nur zeigen, daß er keinen Gerichtshof scheue, er wurde auch der Dede im Hause und den ewigen Klagen seiner Frau erledigt, wenn er sich davon machte.

Diethelm hatte bei der bald darauf folgenden Amtsversammlung die Genuthuung, vom Amtmann Niagara — der so genannt wurde, weil er im Gespräche immer ein mächtig schätterndes Gelächter erhob — mit besonderm Ruhme erwähnt zu werden, während den Anderen mit Recht vorgehalten wurde, daß sie gerne freie Staatseinrichtungen hätten, aber dafür keinen Tag aufwenden wollten, ja daß ihnen schon jedes Wählen zu viel Mühe sei.

Diethelm sah stolz und selbstbewußt drein, und bei dem gemeinsamen Mahle, das nach der Amtsversammlung gehalten wurde, erhielt Diethelm den Ehrenplatz neben dem Amtmann Niagara und half ihm tapfer lachen. Es gab besonders viele Bizreden über Diejenigen, die da gehofft hatten, daß den Geschworenen reiche Taggelber aus der Staatskasse ausgezahlt würden; der Steinbauer vor Allem mußte sich viele Neckereien gefallen lassen, weil er auf sein Dispensationsgesuch einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte. Der Angegriffene wagte es nicht, den Späßen des freundlichen Amtmanns entsprechenden Widerstand zu leisten, und ohne sich auf eine nähere Erklärung einzulassen, behauptete er, daß er doch noch frei werde.

Noch nie kam Diethelm frohgemüther nach Hause als von der heutigen Amtsversammlung, und er wünschte sich, daß die Gerichtssitzungen nur bald beginnen möchten. Die Ehrenbezeugungen von den Beamten thaten ihm gar wohl.

Als der Tag der Abreise kam, wollte es Diethelm wiederum bange werden, es erschien ihm als ein gefährliches Spiel, das er mit sich treibe. Er nahm sein eigen Gefährte nur bis G. mit, dort gesellten sich im Eilwagen die anderen Geschworenen zu ihm, der Sternwirth und der Steinbauer waren auch dabei.

Es war das erste Schwurgerichtstagen seit undenklichen Zeiten, und alle Mitwirkenden waren in feierlich gehobener Stimmung, der der Vorsitzende des Gerichtshofes und der Staatsanwalt wie der Altmeister der Rechtsanwälte beredete

Worte gaben. Besonders ein Wort des Vorsitzenden drang Diethelm ins Herz, denn er hatte gesagt: Ein Verbrechen, das ungesühnt in der Seele ruht, gleicht dem Brande in einem Kohlenbergwerke; man stopft es zu und will das Feuer ersticken, aber es brennt weiter, unterirdisch, ungesehen, und eine Oeffnung, die sich aufthut, läßt die Flamme empor-schlagen.

Diethelm fühlte bei diesen Worten, wie es wirklich in seinen Eingeweiden brannte, er hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber er bezwang sich. Als jetzt die Rechtsgelehrten der verschiedenen Stellungen gesprochen hatten, trat eine Pause ein. Man erwartete eine Ansprache aus der Mitte der Geschworenen. Einer stieß den Andern an, er möge reden, und doch hätte Jeder gerne selbst gesprochen, die Pause dauerte peinlich lange, da erhob sich Diethelm. Er glaubte gerade besonders zeigen zu müssen, wie sehr er die Bedeutsamkeit der neuen Einrichtung erkenne, die Worte des Amtmanns bei der Wahlversammlung kamen ihm wohl zu flatten, und hatte er sich vordem nicht geschaut, mit fremdem Geld und Gut groß zu thun, so hatte es mit einem fremden Gedanken gewiß viel weniger auf sich. Anfangs bebend, dann aber mit fester Stimme wiederholte er, in seine Weise übertragen, jene Worte, und Alle standen auf, als er plötzlich stotternd abbrach und die Hände faltend mit gehaltenem Tone das Vaterunser sprach.

Bevor die Namen der Geschworenen verlesen wurden, ließ der Vorsitzende durch den Gerichtsschreiber ein ärztliches Zeugniß vortragen, das der Steinbauer beigebracht hatte, und das ihn befreien sollte. Nach kurzer leiser Berathung erklärte der Schwurgerichtshof, daß die Befreiungsgründe nicht ausreichend seien. Diethelm schaute mit triumphirendem Lächeln auf den Steinbauer, der aber keine Miene zuckte.

Nun ging es an das Verlesen der Namen. * Der Vorsitzende nahm bald rechts bald links die Zettel auf, die ihm die beiden Schwurrichter reichten, und warf sie in die

Urne. Dieses Aufraffen, Ausrufen und Versenken der Namen hatte für Diethelm etwas Eigenthümliches, bang Rätthselvolles, es war ihm, als wäre er wie sein Name in fremde Gewalt gegeben.

Als jetzt die Namen aus der Urne gezogen wurden, ballte Diethelm bei jedem, der ausgerufen wurde, die Fäuste, um keinen Schreck zu zeigen, wenn er den seinigen hörte, aber er kam nicht. Beim Namen des Steinbauern sprachen Staatsanwalt und Bertheidiger zugleich: Abgelehnt! worüber ein Lächeln in der Versammlung entstand, und der Bertheidiger mit höflicher Handbewegung die Ablehnung dem Staatsanwalt überließ. Der Steinbauer schaute herausfordernd auf Diethelm, seine Mienen sagten: ich hab's gewußt, daß ich frei werde.

Die zwölf Männer waren ernannt, Diethelm war nicht unter ihnen; er athmete frei auf. Nun aber erklärte der Vorsitzende, daß er noch zwei Ersatzgeschworene ausloose, und der erste Name, der jetzt erschien, war der Diethelm's. Als er mit schweren Schritten nach der Geschworenenbank an dem dichtgefüllten Zuhörerraume vorüberging, hörte er dort sagen: Schade, daß der nur Ersatzgeschworener ist, das wäre ein tüchtiger Obmann geworden. Diethelm schloß die Augen, als er in seinem Armstuhl saß: der Ehrenzuruf aus den Zuhörern hatte ihm sein fast stille stehendes Herz freudig bewegt. Durch ein Geräusch wurde Diethelm aus seiner inneren Versunkenheit erweckt, die Stühle rutschten und brummten, die ganze Ruhe der Versammlung kam plötzlich in Bewegung, dort auf der Erhöhung, wo das Gericht saß, war es dunkel geworden, denn die Mitglieder des Gerichtshofes, hinter deren Rücken die Fenster waren, hatten sich erhoben, und nun sprach der Vorsitzende den Geschworenen mit feierlicher Stimme ihren Eid vor, und Einer nach dem Andern erhob die Hand und sprach: Ich schwör' es, so wahr mir Gott helfe. Es waren ruhige überzeugungsfeste Stimmen, und Jeder, der es hörte, wie hier die innere Wahrhaftigkeit sich laut betheuerte,

mußte ergriffen und erschüttert werden; es war eine rechtspredchende Gemeinde, dariu ein Jeder aus Herzensgrund sein Bekenntniß aussprach, und über der ganzen Versammlung ruhte eine ernste Gehobenheit, denn die Heiligkeit des Beginns, der Geist der Wahrhaftigkeit schwebte darüber.

Diethelm sprach den Eid, und wie er die Hand emporhob, fühlte er's, wie wenn eine unsichtbare Macht seine Hand faßte, er senkte sie nicht, bis er sich niedersezte und jetzt erst eine Müdigkeit fühlte, als wären ihm die Kniee zerbrochen.

Auf der Anklagebant saßen zwei junge Männer, des Complottdiebstahls beschuldigt. Der verlesenen Anklage gemäß erschien dennoch der Eine mehr als Verführter. Der Staatsanwalt begründete in scharfsinniger Weise die Anklage, seine Stimme hatte etwas zitternd Melancholisches, und dieses sowohl wie seine Beweisführungen hatten so viel Bestimmendes, daß der Nachbar Diethelm's, der Schultheiß von Kettinghausen, ihm zuraunte: Die sind schuldig. Diethelm antwortete nicht. Mit eingekniffenen Lippen und weit aufgesperrten Augen betrachtete er die Angeklagten: diese finsterblickenden Augen, die nur bisweilen zuckten, diese starren Züge, diese in einander gelegten Hände, diese Gestalten mit ihrem ganzen Leben sind in fremde Gewalt gegeben. Dort hinter den Angeklagten sitzt der Landjäger, das gezückte Schwert in Händen. Wie es so gierig blinkt! Das ist das Schwert der Gerechtigkeit über den Angeklagten schwebend. Immer und immer mußte Diethelm denken, wie es diesen Menschen zu Ruthe sei; wie die Blicke der Anwesenden sie treffen müssen wie scharfe Schwerter, er konnte diese Gedanken nicht los werden, bis er endlich die Hände zusammenpreßte, ein Schauer durchrieselte ihn, und zum Erstenmale betete er in innerster Seele voll Reue über das Geschehene. Vor seinen dreinstarrenden Augen verschwammen die Menschengestalten, nur das blanke Schwert dort an der Wand blinkte und die Stimme des Staatsanwalts tönte. Da erklärte der

Vorsitzende die Verhandlung für diesen Morgen als geschlossen und beraumte eine zweite Sitzung auf Nachmittag.

Als jetzt Alles sich erhob, rieb Diethelm sich lange die Stirn, und wie taumelnd verließ er den Saal und drängte sich dann hinaus, als würde er festgehalten. Erst in freier Luft fand er sich selber wieder, er trat fest auf und schaute zurück nach dem Gerichtssaal, wie ein Ungeladener dem schwankenden Schiffe nachschaut, daß er eben verlassen.

Die Mehrzahl der Geschworenen hatten sich einen gemeinsamen Mittagstisch in einem ihnen genehmen Wirthshause angeordnet, und wie von selbst war Diethelm hier der Vorsitzende, zumal da die wenigen „Herren“ unter den Geschworenen sich in einen vornehmeren Gasthof begeben hatten. Diethelm fühlte sich ganz wohlgemuth: er war fest überzeugt, daß er heute alles Peinliche seiner Lage überwunden habe, und daß nichts mehr über ihn kommen könne.

Es waren hier die gewichtigsten Bauern eines ganzen Kreises versammelt, die sich zum Theil noch nicht persönlich kannten, sie fanden aber schnell eine Einigung und sogar ein allgemeines Gespräch; denn nichts vereinigt die Menschen so leicht als eine Anhänglichkeit oder ein Widerspruch gegen eine Persönlichkeit. Gegen den Steinbauern, der sich bald nach seiner Erledigung heim gemacht hatte, brannte wie beim Scheibenschießen ein Jeder seine Kugel los. Man erzählte sich, daß der Steinbauer das Gerücht verbreitet habe, er werde Jeden unbedingt für schuldig erklären, und darum werde er stets abgelehnt werden und könne daheim ausdreschen. Diethelm fand in dem Schultheiß von Kettinghausen und in einem jungen Manne zierlichen Angesichtes, es war der Gemeindefchreiber von Keindorf, fertige Beihülfe, die mit ihm die Gewissenlosigkeit und Niedrigkeit eines solchen Gebarens brandmarkten, und schon jetzt zeigte sich die unverwüstkliche Ehrenhaftigkeit des Volkscharakters, die nur der rechten Erwedung bedarf: ein Jeder betheuerte mit aufrichtigen Worten, daß er sich nicht um Vieles von einer so schönen Ehrensache

losmachen möchte, und wenn nur die Schwurgerichte besonders zur Winterszeit wären, möchten sie immer dabei sein.

Das Gespräch verlief sich nach allen Seiten, und Diethelm ärgerte sich, daß seiner Rede bei Eröffnung des Schwurgerichtes gar keine Erwähnung geschah; er war nicht der Mann, der eine glorreich vollbrachte That gern unbeachtet sah. Nach Tische hatte er indeß die Genugthuung, daß sein Schwiegersohn, der als Assessor bei dem Gerichtshof war, zu ihm kam und sich zu ihm setzte; bald drängte sich eine große Menschenmenge aus allen Gegenden zu ihm, theils alte Bekannte, theils neue, die ihn wegen seiner ergreifenden Rede kennen lernen wollten. Diethelm klagte indeß seinem Schwiegersohn, daß ihn die Sache doch mehr angreife, als er erwartet habe; besonders das lange ruhige Sitzen werde ihm peinlich; der Assessor getröstete ihn aus eigener Erfahrung, daß er sich schon daran gewöhnen werde, und Diethelm lächelte, als er hörte, daß er als Ersatzgeschworener nicht mit zu urtheilen habe.

So bin ich nur Vorspann für die Gefahr, sagte Diethelm, und dieses Wort setzte sich fest, und seit jener Zeit nennen die Geschworenen die Ersatzgeschworenen den Vorspann.

Als man am Nachmittag wieder in den Gerichtssaal kam, war die Weihe des ersten Eindruckes zwar verschwunden, aber der Ernst des Unternehmens blieb. Diethelm fühlte sich noch besonders beruhigt, da er nicht zu urtheilen hatte; er lehnte sich bequem in seinem Stuhle zurück, er betrachtete sich den Saal, der sich in einem alten Deutschmeisterhause befand, aber aus den übereinanderpurzelnden Genien und halbnaekten Kriegern an dem Deckengemälde, sowie aus den Studarbeiten an den Wänden konnte man nicht klug werden. So oft ein neuer Zeuge beeidigt wurde, schreckte Diethelm zusammen, dieses plötzliche geräuschvolle Sicherheben der ganzen Versammlung machte immer von Neuem einen gewaltigen Eindruck. Ueber die Zeugen aber war Diethelm meist sehr ungehalten; das war ein unbehülfliches Hinstellen und ein

Stottern, als ob sie nicht drei Worte zusammenhängend sprechen könnten. Diethelm fühlte, daß er mit Recht eine bevorzugte Stellung in Anspruch nahm. Hätte der Vorsitzende nicht mit Milde und Klugheit und unverwüßlicher Geduld, sowie besonders durch Erfragen unverfänglicher Gegenstände die Zeugen zum Sprechen und zur Sicherheit des Sprechens gebracht, man hätte kaum etwas erfahren.

Dem Benehmen der Angeklagten widmete Diethelm dabei eine besondere Aufmerksamkeit; bald der Eine, bald der Andere vergaß sich und schaute sorglos und lechz darein, bis er sich oft plötzlich besann und sich faßte, und während des Zeugenverhörs schärfte sich oft der Hauptangeklagte die Lippen, indem er mit der Zunge dazwischen hin und her fuhr, stemmte die Hand in die Seite, raffte sich zusammen und richtete sich auf.

Was geht in diesen Menschen vor?

Mitten durchs Herz fühlte Diethelm einen Stich, als er hörte, wie die beiden Angeklagten, die doch Genossen bei der That gewesen, jetzt vor Gericht als die bittersten Feinde einander gegenüberstanden und sich wechselseitig anklagten.

So wären Diethelm und Medard einander gegenübergestanden. Diethelm zuckte zusammen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Er schaute frei umher und dann auf seine Mitgeschworenen, er erinnerte sich, wo er saß.

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erste Verhandlung, und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren klagten die Mitgeschworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt. Sie fühlten sich unbehaglich, beständig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen; dennoch behauptete Jeder, daß er nicht davon sein möchte, und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einsprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Rettinghausen, der gleich Anfangs sich für ein Schuldig entschieden hatte, erklärte jetzt, daß dieses genaue Erörtern doch

einem erst die Augen öffne, und jene seltsame Seelenstimmung trat in Vielen zu Tage, wo man bald mit Bestimmtheit ein Schuldig aussprechen möchte, bald zweifelvoll ist und wiederum ein Nichtschuldig sich herzustellen will.

Der Schultheiß erwarb sich das Lob eines gutherzigen Menschen, da er darlegte, daß man sich nicht, um zeitig zu seinem Mittagessen oder zu seinem Schoppen zu kommen, verleiten lassen dürfe, über das ganze Lebensschicksal eines Menschen rasch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde staunend angesehen, als er sagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doctor von G. einmal erzählt habe. Als dieser zum Erstenmal von der Anatomie kam, sah er immer nichts als aufgeschnittene Menschen vor sich, und so gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abend die Verhandlung geschlossen wurde und die Geschworenen sich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorspann gewesen war und zurückbleiben durfte. Die Geschworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Kettinghausen war Obmann, er erklärte die beiden Angeklagten für schuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte sich Diethelm rasch davon; aber unversehens war er an den unrechten Ausgang gekommen und sah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter sich. Glücklicherweise klopfte ihm sein Schwiegersohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsstube.

Am andern Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne, und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hause beginnen sollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert sah er auf dem Wege, wie das Leben der Menschen draußen, die das nicht miterlebt haben, seinen geregelten Gang fortgeht; sie alle dachten nicht an

die drohenden Gerichtsverhandlungen, und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehente aus der Mitte der Menschen gerissen waren.

Still und in sich gefehrt weilte Diethelm daheim, und nur Abends beim Spiel war er lebendig. Die Leute wunderten sich, warum er so wenig vom Schwurgericht erzählte, er aber wollte es sich aus dem Sinne schlagen und kehrte mißmuthig wiederum am zweiten Dienstag nach der Kreisstadt zurück.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der erste Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er schien ihn nicht mehr zu kennen, und in der That hatte sich die Erscheinung Diethelm's auffallend verändert. Er trug jetzt einen dunkelblauen Rock mit Kummefragen, Batten und dunkeln seidenbesponnenen Knöpfen, dazu eine schwarze, bis an den Hals geschlossene Atlasweste und lange dunkelblaue Hosen, nur der Hut war der alte geblieben. Theils um selber die kennzeichnende Bauerntracht los zu sein, theils auch, um, wie er hoffte, sich seinem Schwiegersohne genehmer darzustellen, hatte Diethelm seine Erscheinung verändert; überhaupt aber wollte er in jeder Weise ein anderer Mensch sein, er hatte sich genugsam über die Weichmüthigkeit geärgert, die ihn an dem Schicksal der abgeurtheilten Diebe so besondern Antheil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie sie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingeleidet und in ein fremdes Dasein gebracht werden. Er suchte gewaltsam seinen alten Stolz wieder hervor und stellte sich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag.“

Als er zu seinem Schwiegersohn kam, bedauerte dieser, daß Diethelm seine ihm wohl ausstehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der ersten Schlacht empfinden mag, daß er andern Tages stellvertretender Staatsanwalt sein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenberger's, der erst vor Kurzem eingebracht, aber noch in dieser Gerichtsperiode abgeurtheilt werde, sowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu lassen, als auch um rasch ein abschreckendes Beispiel für das überhand nehmende Verbrechen zu geben.

Ich kenn' den Reppenberger, was hat er denn? Ich hab' noch gar nichts davon gehört, sagte Diethelm.

Die Sache war schlau angelegt, erwiderte der stellvertretende Staatsanwalt, er hat eine Branntweimbrennerei, hat sie hoch versichert, angezündet und sich davon gemacht; er hat aber nicht an den Zugwind gedacht, und das Feuer ist zu früh ausgebrochen, am hellen Tag, und man hat gelöscht und gefunden, daß die Fässer, in denen Branntwein sein sollte, nichts als Wasser enthielten. Zwölf Jahre Zuchthaus sind ihm gewiß. Es ist Brandstiftung und Defraudation.

Das ist ein schöner Spaß.

Wie so Spaß?

Ich hätt' nicht glaubt, daß Sie mit mir so einen Spaß machen. Das lassen Sie sich gesagt sein, das ist ein Punkt, wo man mich nicht anfassen darf, da bin ich kitzlich und hau' um mich, sei es wer es wolle, da versteh' ich keinen Spaß.

Der Schwiegersohn betheuerte, daß er nur ernste wirkliche Thatfachen berichtet habe, und sah Diethelm verwundert an; dieser erkannte schnell, daß er sich anders gebaren müsse, und seine geübte Verstellungskunst kam ihm zu statten, er that als ob er den Vorgang mit Reppenberger schon längst keine und nur darüber gescherzt habe, da der Schwiegersohn voraussetzen könne, daß er sich von dieser Sache dispensiren lasse; denn diese Verhandlungen griffen ihn überhaupt zu sehr

an, und zumal die bevorstehende gegen den Keppenberger, der ein alter Bekannter von ihm sei. Der Schwiegersohn bemerkte, daß es Aufsehen machen werde, wenn sich Diethelm gerade hievon dispensiren lasse, er solle vielmehr ihm zu lieb dabei sein.

Warum Euch zu lieb? Habt Ihr auch noch was im Hinterling gegen mich? fragte Diethelm, und seine Augen rollten.

Ich meine, mir zu lieb, weil ich gern möcht', daß mein Schwiegervater dabei wär', wenn ich zum Erstenmal im Feuer stehe.

Ich kann ja auch als Zuhörer dabei sein, schloß Diethelm, brach ab und plauderte mit seinem Schwiegersohne über allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte sich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der bestellte Bertheidiger Keppenberger's war; dieser mußte ihm den Gefallen thun und von seinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geschworenen abzulehnen und dafür aus der Uebersahl einen anderen zu nehmen. Erst im Zimmer Rothmann's fiel ihm ein, daß solch eine Bitte gefährlich und nutzlos sei. Gerade weil er ein alter Freund Keppenberger's war, mußte dessen Bertheidiger ihn festhalten. Er sprach daher auch mit Rothmann allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Keppenberger's. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geschworenen böß gestimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verstanden habe, und von dem ihn betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte still. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorsitzenden zu gehen und ihm zu sagen, daß er heim müsse, seine Frau sei todtfrank, aber er wage es doch nicht, dies auszuführen. Er ging noch in das Wirthshaus, wo sich in der Regel die Geschworenen versammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwischen ihm und dem Steinbauer, dessen

sicherer, aber auch boshafter und gern verurtheilender Charakter ihm stets zuwider gewesen war.

Mit besonderm Behagen und listigem Augenzwinkern spielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß sie morgen einen Schwarzkünstler (so nannte er stets spöttisch die Brandstifter) einthun wollten, damit die Brandsteuer nicht immer wachse.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillschweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Steinbauer im heftigsten Streite. Der Steinbauer, der stets so kaltblütig und wortkarg war, zeigte sich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Er ließ es an gedeckten und doch bitter häßigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Kettinghausen gelang es, Thätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all das Lärmen und Schreien im Kopf, so wirt kam Diethelm endlich in seinem Quartier an und faßte den festen Vorsatz, noch das Letzte zu thun und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgigen Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war an einem Schrei aufgeschreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume seine Frau krank gesehen, und sie rief ihm mit so jammervoller Stimme, daß sein Herz noch laut pochte. Er machte sich rasch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer fester glaubte er daran, daß seine Frau mit dem Tode ringe und nicht sterben könne, bis er bei ihr sei, und daß sie noch im Tode ihn so sehr liebe, daß sie ihn wegrufe von all den Schrecken, die seiner harren, und denen er vielleicht doch nicht Troß bieten könne. Die nie ganz erloschene Zuneigung zu seiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbsthimmel schoßen Sternschnuppen in weiten Bogen hin und her, und mit vertrauender Innigkeit sprach Diethelm

beim Aufblicke den Wunsch aus, daß seine Frau leben bleiben und Alles mit ihnen gut sein möge.

Raum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie festgewurzelt stand. Wehe! Von der Bergesspitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Heerde Schafe, die blökten so jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm setzte sich nieder und wusch sich die Augen mit dem Thau, der auf dem Grase lag, er wollte gewiß sein, daß er nicht träume. Er schlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine Heerde, und aus der Brust Diethelm's rang sich der Schrei los:

Was willst du?

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raschelten Schritte. Ist das der Gang des Geistes? Es nahte sich, und jetzt stand es vor ihm.

Seid Ihr's, Diethelm? sprach eine Stimme.

Bist's du's, Munde? rang Diethelm heraus.

Ja. Wie kommt Ihr daher? Was habt Ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau schickt mich zu Euch, Ihr solltet gleich heim kommen, sie liegt schwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, so lang er lebt.

O Himmel! O Himmel! Ich hab's geahnt, daß meine Frau todtkrank ist, schrie Diethelm. Hilf mir auf, Munde, ich kann ja nicht aufstehen.

Meinetwegen. So, sagte Munde, ihn aufrichtend, Ihr seid mein Feind, aber ich will's doch thun.

Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht, Munde, glaub mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat sie just dich geschickt?

Sie hat mich grad' in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt hab', rufen lassen und hat mich noch gebeten, Euch gut Freund zu sein. Ich hab's ihr aber nicht versprechen können. Nie, nie werde ich Euch gut Freund, so gern ich

auch Eurer Frau noch was Gutes gethan hätt'. Ich muß meinem Vater vor Allem Wort halten, und lügen kann ich nicht, auch nicht zu Einem, das stirbt. Ich hab' Eurer Frau versprochen, Euch gleich zu melden, daß Ihr heimkommen sollet. Ich hab' mein Versprechen gehalten und will nicht darnach forschen, warum Ihr in einsamer Nacht da umherlauft. Daneben leg' ich Euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig sein, wenn er's vor sich auch kann.

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm Diethelm noch nachrief, er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umschauen gewahrte er wieder die zerstreuten weißen Punkte auf dem Berge, und jetzt erinnerte er sich, daß das ja nur Kreideseifen waren, die hier zu Lande auf den Bergen liegen gelassen werden, um die Dämmerde vor Abschwemmungen zu wahren. Im Wirthshaus schrieb er einen Brief an den Vorsitzenden und schickte ihn doch nicht ab; er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorsitzenden, ihm ankündigend, welche Botschaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorsitzende entließ ihn, und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedies keine Sitzung sei. Noch einen Augenblick sah er seinen Schwiegersohn und bat ihn, Fränz von dem Geschehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapost heimwärts, er fand aber seine Frau nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler, wie innig sie seiner gedacht und immer gerufen habe: Du bist unschuldig! Du bist mein braver Diethelm!

In seinem aufrichtigen Schmerze tröstete ihn der Gedanke, daß sie mit diesem Bewußtsein gestorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Von Fränz war ein Brief aus der Kreisstadt gekommen; sie hielt sich dort bei den Eltern ihres Bräutigams auf, hatte die Todesnachricht erfahren und fragte, ob sie nun dennoch heimkommen solle, und wenn dies der Vater wünsche, möge er ihr Jemand zum Geleite schicken, da es nicht mehr für sie passe, allein zu reisen. Dieser Brief war für Diethelm voll Betrübniß, er sah darin aufs Neue die Herzlosigkeit seines Kindes, das nicht über Alles hinweg zu ihm eilte, um ihn nicht allein seinem Schmerze zu überlassen und am Grabe der Mutter mit zu weinen. Ja, Diethelm fühlte, daß er in seiner Frau nicht nur eine treue Ehegenossin, sondern auch eine mütterliche Sorgfalt verloren, die allezeit fest und unbeirrt ihm sich zuwendete. Er ging im Dorfe mitten unter den Menschen umher wie ein in Waldesdunkel verirrtes Kind, so verlassen, so hilflos erschien er sich. Was nützte ihm all die Ehrerbietung und zuthuliche Theilnahme der Menschen? Das waren doch nur Bettelpfennige, die man dem Hilflosen am Wege zuwirft, und ein Jedes ging schließlich doch seinem eigenen Lebenskreise und seiner Lustbarkeit nach und ließ ihn mit sich allein. Mit der jungen Frau Kübler zankte Diethelm stets, sie machte ihm nichts recht, das war Alles anders gewesen zu Lebzeiten der Meisterin.

Der Better Waldhornwirth hatte ihn gar noch gekränkt, denn als ihm Diethelm über das herzlose Wesen der Fränz Klage führte, hatte er gesagt:

Ich wüßt', was ich thät', das hoffährtige Mädchen bekäme mir eine junge Mutter. Ihr seid ein Mann in den besten Jahren, und ich will für Euch freierwerben, ich weiß, wo ich anklopfe, wird mir aufgemacht, ein neues Haus und eine neue Frau.

Diethelm schrieb der Fränz, sie solle an einem bestimmten Tag in der Kreisstadt seiner warten, und er bereitete nun

Alles vor, um Buchenberg auf ewig zu verlassen; einstweilen, bis er einen schicklichen Käufer gefunden, übergab er dem Better Waldhornwirth Alles zur Ueberwachung. Es gingen aber doch noch Tage darauf, bevor er fortkam, da waren noch hunderterlei Sachen abzuwickeln, und diese Tage wurden zur höchsten Pein; der Geist, der aller gewohnten Umgebung bereits Ade gesagt, und doch noch mitten in ihr steht, erschien wie ein ruheloses Gespenst, das noch umwandeln muß. Endlich am zehnten Tage nach seiner Rückkehr fuhr Diethelm allein mit seinen Kappen davon. Er drückte den Hut tief in die Stirne und schaute nicht rechts und nicht links, und erst als er die kalte Herberge hinter sich hatte, athmete er frei auf.

Das Reisen im frischen Herbsttage, das Fahren im eigenen Gefährte belebte ihn wieder neu, und am zweiten Mittage kam er wohl gekräftigt in der Kreisstadt an. Fränz, die er bei den Schwiegereltern traf, klagte und weinte viel, und doch schien es Diethelm, als ob sie Manches nur erkünstle, um vor den Schwiegereltern als gute Tochter zu erscheinen; sie ging so straff und aufrecht umher, ihre Trauerkleidung war so wohlgeordnet, sie erschien darin schöner als je und trug gekräuselte Scheitelhaare. Diethelm betrachtete sie oft still forschend, als wäre sie gar nicht seine Tochter, und in der That war Fränz eine zierlich schlanke Dame geworden; nur die breiten Hände, die sich noch durch Flormanschetten besonders hervorhoben, zeigten die ehemalige Bäuerin. Als sie einen Augenblick mit dem Vater allein war, sagte sie schnell:

Der Munde ist auch in der Stadt, er ist beim Manöver, ich hab' ihn gesehen.

Was geht dich der Munde an? entgegnete Diethelm zornig, und noch ehe etwas erwidert werden konnte, trat der Schwiegersohn ein; er trug einen Flor um den Hut und sprach aufrichtige Worte des Mitgeföhls um den Tod der Schwiegermutter.

Diethelm schwieg, und lange redete keines der Anwesenden ein Wort. Der Staatsanwalt hielt still die Hand der Fränz, die auf dem Tritt am Fenster saß. Diethelm fragte endlich nach den Gerichtsverhandlungen, von denen er gar nichts mehr gehört, und wie die Sache Reppenberger's ausgegangen sei.

Die ist noch nicht aus, erhielt er zur Antwort, sie ist die letzte Tagesordnung für morgen. Der Schelm hat sich krank gemacht, er hat den Kalk von seinen Gefängnißwänden abgefressen, so daß er ganz schwarz wurde; es ist möglich, daß er sich tödten wollte, es kann aber auch sein, daß er nur seine Untersuchungshaft noch um ein Vierteljahr hinaus zu ziehen hoffte; aber wir haben ihn so hergestellt, daß er morgen vor die Bank der Zwölf Männer kommt, und Sie müssen dabei sein, Schwäher, Sie müssen.

Diethelm preßte die Lippen fest zusammen und trappelte mit den Füßen rasch auf den Boden. Hatte denn der Teufel sein Spiel mit ihm, daß er ihm diese Geschichte aufbewahrte und sie ihm wie einen Fallstrich abermals vor die Füße warf?

Ich muß? Warum muß ich? Wer kann mich zwingen? Ich bin dispensirt. Wer will mich zwingen? sagte er endlich und bebte in allen Gliedern.

Der Staatsanwalt erwiderte, es sei gut, daß das Niemand anders gehört als er; er ließ die Hand der Fränz los und fuhr fort zu berichten, daß der Advocat Rothmann, der Vertheidiger Reppenberger's, darauf bestehen werde, Diethelm auf der Schwurbank zu sehen; lasse er es darauf ankommen, daß der Gerichtshof darüber entscheide, so mache das großes Aufsehen und rühre Alles, Eingeschlummertes wieder auf, das ohnehin sich schon wieder geregt habe, drum sei es am Besten, Diethelm melde sich freiwillig.

Das thu' ich aber nicht, sagte Diethelm aufstehend, ich nehm' meine Fränz mit und reise noch in dieser Stunde nach Buchenberg. Was redet man von mir? Saget's frei heraus.

Mit der größten Behutsamkeit erzählte der Staatsanwalt,

daß schon, als Diethelm so rasch abreiße, sich von Böswilligen ein verdächtiges Gerede über ihn kundgegeben habe, für dessen ersten Urheber er den Steinbauer halte. Als sich nun herausgestellt, daß die Schwiegermutter wirklich gestorben sei, habe Alles geschwiegen. Wenn er aber jetzt abreise, gerade bevor man die Thüre zu dieser Verhandlung öffne, werde sich der Verdacht wieder regen, und er sei es sich und seinen Kindern schuldig, gerade zu zeigen, daß er jeder Deffentlichkeit sich mit freier Stirn bloßstellen könne. Diethelm weigerte sich noch immer, und Fränz stellte sich auf seine Seite, indem sie zu ihrem Bräutigam sagte:

Gustav, du bist sonst so lieb und gut und bist ein Herzenkennner, aber du kannst nicht ermessen, wie schwer das Gericht halten dem Vater ankommt. Du bist es das ganze Jahr gewöhnt.

Ja, ihr seid Menschenmeger und habt kein Mitleid mehr, fuhr Diethelm auf.

Der Staatsanwalt schluckte den Aerger über diesen Vorwurf hinab und sagte, die Hand Diethelm's fassend:

Jetzt sag' ich wirklich, thun Sie es mir zu lieb, ich kann es um Ihrer und meiner Ehre willen nicht dulden, daß nur ein Augenblinzeln meiner Collegen Den beleidige, den ich Vater nenne. Thun Sie es, so hart es Sie auch ankommt, um unserer Ehre willen. Ich bitte dringend.

Brauchet nicht so bitten, sagte Diethelm mit gepreßter Stimme, denn es wollte ihn bedünken, daß sein Schwiegersohn auch nicht frei von Verdacht war, brauchet nicht so bitten. Ich thu's, ich thu's.

Der Staatsanwalt wollte ihn umarmen, aber Diethelm wehrte ab.

Alles war nun so heiter, als es die Trauerpflicht zuließ, und ohne noch irgend ein Bedenken in sich aufkommen zu lassen, ging Diethelm zu dem Vorsitzenden und meldete sich freiwillig. Es wird ja noch immer geloos't und kann frei werden, und ist es nicht, so wollte er sich als Mann zeigen, beschwichtigte er

sich. Seine ganze trotzige Kraft war wieder in ihn zurückgekehrt.

Am Morgen, als die Gerichtsverhandlungen begannen, wurde Diethelm von seinen Schwurgenossen herzlich bewillkommt; nur der Steinbauer blickte vor sich nieder, und Diethelm heftete seinen Blick so lange auf ihn, bis er aufschaute und dann wie getroffen das Haupt wieder senkte. Das war ein Triumph, der schon viele Beschwerden aufwog. Auch der Rechtsanwalt Rothmann bewillkommte Diethelm herzlich und lobte ihn wegen seines Wiederkommens. Bei jedem Namen, der aus der Urne gezogen wurde, war Diethelm voll Spannung, und er hatte die wirkliche Freude, daß schon die Zahl elf voll und er noch nicht unter den Gezogenen war; aber nun machte Rothmann von seinem Ablehnungsrechte Gebrauch und verwarf sechs der Ausgeloosten, bis Diethelm endlich als Letzter doch noch unter die Zahl der Geschwornen kam. Er nickte ruhig und setzte sich auf seinen Platz.

Im Gerichtssaale war der Zuhörerraum, der nur durch ein Gitter abgetrennt war, gedrängt voll, und in der Loge der Schwurbank gegenüber saß ein Mädchen in Trauerkleidern: es war Fränz, die mit doppelt banger Gefühlen Vater und Bräutigam in öffentlicher Wirksamkeit sah.

Sie hatte sich kindisch gefreut, als dieser am Morgen bei ihr eingetreten war in der schönen Uniform, sie hatte den blauen Militärfrack mit amaranthrothem Kragen, das Bandelier mit dem goldgefäßigen Degen und den Treppenhut mit wahren Jubel bewundert.

Die Anklageschrift wurde verlesen; und der Staatsanwalt schilderte mit hinreißender Beredsamkeit die Verwundtheit eines Verbrechens, das immer mehr überhand zu nehmen drohe, Eigenthum, öffentliches Vertrauen und öffentliche Moral zerstöre: und beschwor die zwölf Männer aus dem Volke, durch ihr Schuldig dieser Alles verheerenden Ruchlosigkeit einen Damm zu setzen. Fränz beugte sich weit heraus, die glänzende Rede ihres Bräutigams, sowie seine Erscheinung mußten ihr sehr

gefallen. Reppenberger benahm sich klug und gewandt mitten in allem Kreuzverhör und wußte Alles auf die unschuldigste Weise zu erklären, ja er verstand es sogar, mehrere Zeugen durch Fragen, die er an sie stellte, zu verblüffen. Den Betrug schob er auf seinen Geschäftsgenossen, der, vor Kurzem entflohen, ihn betrogen habe, und nun hätten schlechte Menschen ihm Feuer angelegt. Gegen Diethelm und die Geschworenen überhaupt schaute der Reppenberger kaum auf, er hielt den Blick fast ausschließlich auf die Richter gewendet, und nur manchmal beugte er sich hinter die Brüstung nieder und nahm eine Pife aus seiner bekannten birkenrindenen Dose. Eine große Zahl von Belastungs- und Entlastungszeugen wurde verhört, und Diethelm stellte an diese sogar selbst einige sachgemäße und entscheidende Fragen.

Mittag war längst vorüber, als das sogenannte Plaidoyer begann. Rothmann schilderte in ergreifender Rede das Loos des Angeklagten, der sich redlich wieder emporgearbeitet habe und nun, weil er einmal im Elend versunken gewesen war, dem lauernden Verdacht und der boshaften Schadenfreude nicht entgehe. So eifrig auch Rothmann seinen Schützling vertheidigte, er ließ sich doch nie zu jener heillosen, alle Sittlichkeit verkehrenden Weise verleiten, wo es immer heißt: „Es ist meine heiligste, innigste Ueberzeugung“, während dies keineswegs immer der Fall ist. Er verhielt sich ganz gegenständiglich und suchte nur die Möglichkeit eines andern als verbrecherischen Vorganges ins Licht zu setzen. Es war nicht minder klug als ehrenhaft, daß er die überhandnehmende allgemeine Entsittlichung durch die muthwilligen Brandlegungen schilderte: wie der erste Gedanke beim Vernehmen der Sturmglocke nicht mehr Mitleid, sondern im besten Falle Zorn sei, in der Regel aber ein teuflisches Frohlocken, daß es gelinge, den Staat zu Gunsten eines Schurken zu betrügen, wie da Alles müßig umherstehe und oft die Zimmerleute noch in Hoffnung auf Verdienst durch den Neubau und den Dank des Abgebrannten dem Feuer Luft machen.

Vom aufrichtigen Beklagten dieser Entsittlichung ging er auf die Unschuld seines Schütlings über, und jetzt wendete er sich an die Schwurbank und rief „den Ehrenmann“ dort, der selbst einmal unter so nichtiger Anklage gestanden, auf, bei seinen Mitgeschwornen auf eine leidenschaftslose Prüfung der vorliegenden Umstände hinzuwirken.

Der Staatsanwalt unterbrach den Bertheidiger und verlangte von dem Gerichtshof, solche unangemessene Anrufung als unerlaubt zurückzuweisen und dem Bertheidiger eine Rüge zu ertheilen. Rothmann widersprach, und der Gerichtshof zog sich zurück; es entstand eine Pause, in der Diethelm starr dreinschaute, keine Miene zuckte. Der Gerichtshof trat bald wieder ein und erklärte, daß dem Bertheidiger für das Gesagte keine Rüge zukäme, daß er aber solche persönliche Anrufung fortan unterlassen müsse. Rothmann fuhr nun fort, mit großem Geschick die Schuld von dem Angeklagten zurückzuweisen. Der Staatsanwalt entgegnete mit gesteigertem Eifer, und besonders eine Hinweisung machte Diethelm den Kopf schütteln, da der Staatsanwalt sagte: Der Angeklagte hat gleichsam als Sühne für sein Verbrechen an einer Menschenvohnung sich aus den Kerkerwänden den Tod geben wollen.

Der Vorsitzende faßte endlich Alles klar und übersichtlich zusammen, worauf er die Fragen stellte. Rothmann griff die Fassung derselben an, und es begann bereits zu dämmern, als die zwölf Männer sich in ihr Berathungszimmer zurückzogen. Einstimmig und vom Steinbauer zuerst vorgeschlagen, wurde Diethelm zum Obmann gewählt. Er widersprach und verlangte, daß ein Anderer für ihn einstehe, da er selbst in die Verhandlung gezogen sei; aber der Steinbauer widersprach mit lauernd frohlockendem Blick. Diethelm wollte den Gerichtshof entscheiden lassen, er wollte hinaus, er hatte vergessen, daß die Thüre hinter ihnen geschlossen blieb, wenn sie nicht über die Fragestellung sich eine Erklärung holen wollten. Plötzlich war es ihm, als wäre er mit wilden Thieren eingesperrt, die ihn zerfleischen wollten. Er verlangte nach einem Schluck Wein, nach

einem Bissen Brod, aber dies war den Schwurrichtern versagt, bevor sie ihr Amt vollendet. Diethelm fühlte seine Wangen brennen, ein Hungerfieber machte ihn zittern. Sich aufrichtend und mit gewaltiger Stimme las er die aufliegenden Anweisungen für die Geschworenen vor und leitete die Verhandlung. Auf dem Tische lagen die Acten des Verweisungserkenntnisses. Der Steinbauer sagte, man möge doch wenigstens die Actenschnur aufmachen, damit es nicht den Anschein habe, als ob man sich gar nichts um die Acten gekümmert habe. Es war Diethelm gelegen, diese kindisch-heuchlerische Anforderung zu züchtigen, er erklärte, daß man nur nach dem zu urtheilen habe, was man selbst gehört. Die Verhandlung war bald geendet, und Diethelm sammelte die Stimmen, er selber sprach: Schuldig.

Nach einer gräßlichen halben Stunde trat er an der Spitze der Geschworenen in den Gerichtssaal. Er war erleuchtet und Alles sah doppelt feierlich aus; ein Rischeln ging durch die Zuhörer, der Gerichtshof trat von der anderen Seite ein, und der Angeklagte wurde wieder vorgeführt; hinter ihm blitzte das blanke Schwert. Todtenstille herrschte, Diethelm stand, die rechte Hand auf das Herz gelegt, und wollte eben sprechen. Da drängte sich ein Schäfer im weißen, roth ausgeschlagenen Zwillichrock an das Gitter der Zuhörer; er erhob den Arm weit hinüber über das Gitter, und auf Diethelm deutend hörte man ihn laut sagen:

Ich will sehen, wie der Diethelm einen Brandstifter verurtheilt.

Mit einem Schrei des Entsetzens rief Diethelm: Du da? Du da? Medard? Ja, ja, Ich; — er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte. Ich, ich, ich bin schuldig, hab' dich verbrannt, Alles verbrannt. Ich, ich, ich bin schuldig!

Er brach in die Kniee, die Schwurgenossen wichen von ihm zurück; von oben hörte man einen Hilfeschrei, eine Frauengestalt in Trauerkleidern wurde ohnmächtig weggetragen.

Die Schwurbank wurde zur Bank der Angeklagten.

Der Vorsitzende erklärte die Verhandlung aufgelöst, und zwei Angeklagte wurden abgeführt, es waren der Reppenberger und Diethelm.

Dreißigstes Kapitel.

Das Herbstmanöver war zu Ende, und Munde hatte seinen Schäferrock angezogen, ohne daran zu denken, daß ihm sein Vater einst befohlen, in diesen Kleidern des ermordeten Bruders vor Diethelm hinzutreten und ihm das Geständniß abzupressen. Er hatte gehört, daß eben die letzte Gerichtsverhandlung stattfinde, und sich zu derselben gedrängt. Fast unwillkürlich hatte sich sein lang verhaltenes feindliches Grollen in jenen Worten Luft gemacht, die Diethelm so plötzlich zum Geständniß seiner Schuld brachten. Er mußte nun in der Stadt bleiben, um bei der wieder aufgenommenen Untersuchung gegen Diethelm als Zeuge zu dienen. Er machte nur die Angabe von dem, was ihm sein verstorbener Bruder gesagt, von den Mittheilungen der Fränz schwieg er; denn er hatte trotz des sympathischen Gegenmittels noch Liebe genug zu ihr, um nicht auch sie ins Elend zu stürzen und sie zu zwingen, gegen den Vater Zeugniß abzulegen.

Fränz erhielt noch am Abend einen Besuch von ihrer Schwiegermutter, ihr Bräutigam ließ ihr auf die schonendste Weise, die aber doch nicht minder schmerzte, Lebewohl sagen. Der in Diethelm ertödtete Haß gegen die Welt setzte sich nun in Fränz fest.

Diethelm gestand im ersten Verhöre seine ganze That mit allen ihren wechselnden Stimmungen bis in die Einzelumstände hinein, aber manchmal sprach er doch verworrene

Worte, über die er jedoch bald wieder hinwegkam. Er klagte jämmerlich über die unvertilgbare Kellerkälte, die ihn so sehr plage, und verlangte den rothausgeschlagenen Rod Medard's, der ihm allein warm machen könne, und in dem er zum Nichtplage gehen wolle.

Die scheinbare Geistesverwirrung Diethelms löste sich wieder. Er verzichtete ausdrücklich auf die Verhandlung vor dem Schwurgericht, wurde aber, da dieser Theil der Grundrechte noch galt, nicht zum Tode, sondern zu lebenslanglichem Zuchthaus verurtheilt.

Im Zuchthause zu M. saß drei Jahre lang ein zusammengeschnurrtes Männchen, dürr und gebeugt, das immer fror und sich die Hände rieb und mit den Zähnen klapperte; es war schwer in diesem Männchen den einstigen stattlichen Diethelm wieder zu erkennen. Dumpf und lautlos verhielt sich der Sträfling, und nur manchmal bat er mit aufgehobenen Händen um die Gnade, Holz hacken zu dürfen, da diese Arbeit allein ihn vom Frost erlöse. Erst nach drei Jahren des Wohlverhaltens wurde ihm diese Gnade gewährt, und nachdem er die ersten Splitter von den zähen Baumstümpfen gelöst und die Keile eingetrieben hatte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und betrachtete frohlockend die Schweißtropfen, die er abgewischt hatte. Auf's Neue erhob er mit Macht die Axt, und die zusammengeschrumpfte Gestalt wurde bei jedem Schläge größer und gewaltiger. Das war wieder der Diethelm von Buchenberg. Plötzlich schrie er laut auf: Heraus, heraus will ich! und zerschmetterte sich mit dem Beile das Hirn.

Eine Leiche sank unter die Splitter der Baumstümpfe.

Der anfängliche Wahnsinn Diethelm's gab dem Advocaten der Fränz Gelegenheit, die Ansprüche der Feuerversicherungsgesellschaft in Frage zu stellen, und ein langwieriger Rechts-handel schien sich daran zu knüpfen, den Fränz mit eiserner Unbeugbarkeit und mit Dranseßen eines großen Theils ihres Muttergutes fortführte.

Sie wohnte allein mit einer Magd in dem großen

neuen Hause in Buchenberg, kleidete sich wieder in Landestracht und that lustig; sie behielt die Rappen ihres Vaters und fuhr oft damit nach der Stadt zur Betreibung ihres Rechtshandels.

Rothmann brachte noch vor der Wiederherstellung Diethelm's einen Vergleich zu Stande, der Fränz noch immer zu einer der reichsten Erbinnen im Oberlande machte. Man sagte, daß sie doch noch den Munde heirathe. Dies trat aber nicht ein.

Die Missionen kamen in das Oberland und wühlten alle Herzen auf. Ergreifend vor Allen wirkte jener Missionär, den Fränz im Wildbade kennen gelernt hatte. Fränz ward die Stifterin eines Jungfrauenbundes in Buchenberg und die erste Schwester desselben.

Auf den Bahnhof in Friedrichshafen am Bodensee kam eines Tages ein großer Zug von jungen Burschen und Mädchen, sie weinten alle beim Abschiede von einer abgehärmten Mädchengestalt, die eine Nonne geleitete, und schauten ihr noch lange traurig nach, als sie mit dem Dampfschiff nach der Schweiz fuhr.

Das schöne Haus in Buchenberg gehört jetzt dem Kloster Einsiedeln in der Schweiz. Wer weiß, welche Bestimmung es haben soll!

Johann Oblerich.

Von

Adolf Wilbrandt.

Neue Novellen von Adolf Wilbrandt, Verlag von Wilhelm Herß.
Berlin 1870.

Adolf Wilbrandt wurde am 24. August 1837 in Rostock geboren, wo sein Vater, ein angesehener Philologe und Professor am Gymnasium, um seiner charaktervollen politischen Haltung willen jahrelanger Verfolgung von Seiten der Reaction ausgesetzt war. Der Sohn, das dritte von zehn Geschwistern, studirte in Rostock, Berlin und München Jurisprudenz, Philosophie und Geschichte, war von 1859 bis 1861 als Karl Brater's Mitredacteur an der Süddeutschen Zeitung thätig und ging, nachdem er ein treffliches Buch über Heinrich von Kleist und einen etwas jugendlich überschwänglichen Roman geschrieben hatte, auf ein Jahr nach Italien. Die erste größere literarische Arbeit, die den nach München Zurückgekehrten beschäftigte, war eine mit Rücksicht auf die moderne Bühne unternommene Uebersetzung der Hauptwerke des Sophokles und Euripides in fünffüßigen Jamben und mit Auflösung der Chorgesänge in die Handlung und den Dialog (2 Bände, Rördlingen, C. F. Beck), ein Versuch, der sich bereits mehrfach in höchst wirksamen Auführungen bewährt hat. In die nächstfolgenden Jahre fallen seine Novellen (2 Bände, Berlin, W. Herz 1869 und 70), sein Antheil an der neuen, bei Brockhaus erschienenen Shakespeare-Uebersetzung (Coriolan und Viel Lärmen um Nichts), endlich seine Lustspiele „Unerreichbar,“ „Jugendliebe,“ „die Vermählten,“ „die Wahrheit lügt,“ „die Maler,“ ein Schauspiel „der Graf von Hammerstein“ und ein Trauerspiel „Gracchus der Volkstribun.“ Seit kurzem ist A. W. nach Wien übersiedelt.

Ein Talent zu charakterisiren, das sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat, vielmehr mitten im reichsten Schaffen und immer neuen Entfaltungen begriffen ist, würde so schwierig als voreilig sein. Und vielleicht scheint es auch verfrüht, unter Wilbrandt's Novellen schon jetzt diejenige auszuwählen, die ihn als Erzähler von seiner eigenthümlichsten Seite zu zeigen vermöchte. Obwohl er sich, durch vorwiegende Begabung und das

schönste Gelingen bestärkt, in neuerer Zeit ausschließlich der Bühne zugewendet hat, steht doch zu hoffen, daß er gelegentlich eben so wohl zur Novelle, wie zu psychologisch-kritischen Arbeiten im Stil seines H. v. Kleist und seiner tief sinnig anziehenden Studie über Hölderlin (im Historischen Taschenbuch) zurückkehren werde. Für diesen Fall sei ihm in unserer Sammlung ein Platz offen gehalten, um auch von der zu erhoffenden *seconda maniera* des Erzählers A. W. eine Anschauung zu geben. Die erste Periode glauben wir nicht besser vertreten zu können, als durch den hier mitgetheilten „Johann Ohlerich.“ In dieser liebenswürdigen Geschichte wird unseres Erachtens die ganze Scala novellistisch wenigstens angedeutet, die auch der Dramatiker Wilbrandt beherrscht, von der spielenden Grazie, dem barocken Humor, der ihn rasch zu so unbestrittenen Erfolgen im Lustspiel gebracht hat, bis zu der gemüthvollen Wärme, die sein Schauspiel „Graf Hammerstein“ beseelt, und der leidenschaftlichen Energie, der sittlichen Kraft und Tiefe, die ihn als Tragiker auszeichnen.

1.

Es giebt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, die nur schön sind, weil wir sie lieben. Wenn du, der du diese Geschichte lesen willst, vielleicht in diesem Augenblick mit deinen Gedanken am Golf von Neapel verweilst, so ist es ein sehr undankbares Unternehmen, dich an die Einfahrt von Warnemünde zu versetzen und dir die Sanddünen meiner Heimat zu zeigen. Weite Wiesen, platt wie dieser Fisch; rothe Ziegeldächer, lange Reihen kleiner, gleichförmiger Häuser, über denen die Schiffsmasten wie lange Nadeln in den Himmel wachsen; dunkle Wälder am flachen Horizont, wie große Schlangen, die unbeweglich in der Sonne liegen; eine Kette unfruchtbarer, bleicher Sandhügel am Strande hin, wie ein Gebirge zum Spielen; und hinter dir das grüne, unbegrenzte Meer. Du wirfst einen halben Blick über das alles hin und willst wieder gehen; nur ein unklarer Sinnenreiz hält dich noch zurück. Der feuchte, kräftige Salzgeruch, der dich umweht, das Singen der Flut am Bollwerk, das Flattern der Seemöven über dir fängt an, seine träumerische Wirkung auf dich auszuüben. Ein Fischerboot segelt langsam zwischen den beiden Hafendämmen in den Fluß herein; du siehst ihm gedankenlos nach, bis es zwischen den großen, schwarzen Dreimastern verschwindet. Dort auf dem größten von ihnen hißt man die Segel auf, Ankerketten klirren, das eintönige „Ahoi“ der arbeitenden Matrosen schwimmt

dir behaglich ans Ohr. Dein Geist wird schläfriger, deine Sinne schärfer: der Geruch des Theers, der dicken Taue, der Netze, die am Ufer in der Sonne trocknen, des Seetangs, der unten auf dem steinernen Bollwerk fault, des feuchten Meeresands, den die Frauen in ihren tiefgehenden „Zöllen“ vorüberfahren, — Alles wird dir bewußt. Du hörst den hellen Klang der Pantoffeln neben dir auf den Steinen, sie klingen an dir vorbei, du blickst auf und siehst die schlanke Gestalt, die in diesen Pantoffeln vorüberschreitet. Es fällt dir auf, wie elastisch sich diese junge Seemannsfrau dahinbewegt. Wie gut der sonderbare Strohhut ihr steht, wie angenehm die langen schwarzen Hutbänder über ihre grüne Jacke herunterflattern. Es ist nichts Bäurisches an ihr, keine plumpen Schultern, keine eckigen Arme; auf ihren kleinen Pantoffeln geht sie so sicher und so leicht, wie eine Städterin, nur majestätischer. Eine eigenthümliche Würde liegt in jedem Schritt, in der Art, wie sie die Schultern hält und den Kopf zurücklegt. Sieh da — warum hustest du? Sie hat es gehört, sie wendet sich mechanisch um — ohne zu wissen, daß du das eben wolltest, — und zeigt dir ihr Profil. Dich überrascht dieser scharfe Schnitt; die schön gewölbte Stirn, die kühne, etwas gebogene Nase, der festgeschlossene Mund und das starke Kinn. Sie wirft dir aus ihren großen blauen Augen einen gleichgültigen Blick zu, der dich fast kalt überläuft. Das ist keiner von den Blicken, die man als Netze oder als Schlingen auswirft. Sie wendet sich wieder ab und geht davon. Du siehst ihr nach, hörst wieder ihre Pantoffeln auf den Steinen, verwunderst dich, was für Gestalten hier aus dem Boden wachsen, und weißt nicht mehr, wie öde die Gegend ist.

Die Warnemünder sind ein besonderes Geschlecht; in Gestalt und Wesen nicht von der gewöhnlichen Mecklenburger Art um sie her, auch in der Sprache haben sie ihre Eigenheiten für sich. Wie richtige Hafenstädter leben sie nur aufs Meer hinaus: die Männer in der Jugend als Seefahrer,

hernach als Fischer oder Lootsen; die Frauen sieht man Ballast tragen, Sand fahren, fischen, zur Stadt hinauf segeln; sie sind auf dem Wasser so gut zu Haus, wie ihre Väter und Herren. Wie oft leben sie auch lange Jahre auf sich selbst gestellt, als Wittwen vor ihrer Männer Tod, mit den Kindern allein, deren Väter auf „langer Fahrt“ im chinesischen Meer oder in der Südsee kreuzen. Wohl ihnen, wenn sie dann wenigstens ein leichtes, harmloses Herz haben, wenn ihnen kein eifersüchtiges Blut in den Adern fließt. Und wohl den fahrenden Männern, wenn ihre Gedanken Phlegma genug haben, an der Treue ihrer Frauen nicht herumzutasten. Denn diese Frauen sind zwar ein hartes, arbeitsames, treues Geschlecht; aber doch ist's nicht Jedem gegeben, sein hübsches junges Weib für eine Penelope zu halten. Ich kenne Einen — und er wird der Held dieser Geschichte sein — der immer mit felsenfestem Vertrauen hinaussegelte, aber immer mit schweren Sorgen wiederkam; der in seiner ehrlichen Brust Kämpfe erduldet, die wir sonst nur hinter der schwarzen Haut eines Othello suchen. Er war Steuermann auf einem Dreimaster, der bereits die Welt umsegelt hatte; in der allerbesten Lebenszeit, fröhlich und jähzornig, wie es gerade kam, bald voll guter Laune, bald voll Trübsinn, aber der beste Kamerad auf seinem Schiff und der beste Schiffer unter den Kameraden. Wenn auch nicht so hoch und wohlgebaut, wie sein Schwiegervater, der noch im Alter einer der schönsten Männer war, die ich zu nennen weiß, gefiel er doch sogleich durch seine behaglich würdevolle, männliche Gestalt. Die hohe Stirn, die blauen, wetterfesten, Alles durchdringenden Augen, die mäßige Adlernase, und dazu der humoristisch freundliche Mund konnten ihm nicht bloß gute Kameraden, sondern auch Frauenherzen gewinnen. Er hatte denn auch eins der drei schönsten Mädchen seines Orts zum Weib bekommen, und ein Jahr später einen schlachshaarigen Buben dazu, der seinen ehrlichen Namen Johann Ohlerich weiter vererben sollte; und so wäre er, Alles in einander gerechnet, vielleicht der glücklichste Mann

zwischen den beiden Wendekreisen gewesen, wenn sich nicht der Othello in seinem Herzen gerührt hätte.

Er war eifersüchtiger als die Andern, aber freilich hatte er auch mehr als die Andern zu verlieren. Sein junges Weib, Liesbeth, hatte die großen, majestätischen Züge ihres Vaters und die Schlagfertigkeit ihrer kleinen Mutter geerbt; bei aller Strenge des Profils und der blauen Augen — wie der Leser sie vorhin bei seinem Eintritt gesehen — war ihr Geist so anmuthig, daß auch die „großstädtische“ Rostocker Jugend sich an ihrem Witz versengen und Kopf und Herz an sie verlieren konnte. Es sah, ging und stellte ihr Mancher nach, der dem wackeren Johann Ohlerich nicht gefiel, und in gut gelaunten Stunden machte es ihm wohl Vergnügen, sein Weib mit dem Warnemünder Leuchtthurm zu vergleichen, an dem sich in Herbstnächten die Zugvögel, vom Licht verführt, so oft die Köpfe zerstoßen. Aber die gutgelaunten Stunden waren nicht immer da, und Liesbeth, als ihres Vaters Kind, von viel zu trotziger Art, um sich seinen mißtrauischen Grillen sanft zu unterwerfen. Sie hatte ihn genommen, weil ihre Eltern es wünschten, und gleich am Hochzeitstag zeigte sie ihm, wie wenig sie Willens war, sich von seinem Eifersuchts-teufel plagen zu lassen. Sie waren getraut und es wurde getanzt, und einer der jungen Bursche, den sie vordem mit günstigen Augen angesehen hatte, forderte sie, mit vielleicht etwas unbillig verliebten Augen, zu einem „Zweitritt“ auf, in dem sie als Mädchen berühmt war. Johann Ohlerich bemerkte dies kaum, so nahm er sein junges Eheweib bei Seite und, von dem Glühwein und seinen neuen Hausherrnrechten erhitzt, befahl er ihr, sich von diesem unerfreulichen Burschen nicht herumschwanken zu lassen. Sie sah ihm ins Gesicht, ließ ihn stehen, wo er stand, und in dem zornigen Gefühl, daß sie ihn bei Zeiten kuriren und ihre eigenen Rechte wahren müsse, ging sie auf den Andern zu und sagte ihm, daß sie mit ihm tanzen werde, so lange es ihm und ihr nur irgend gefiele. Und so tanzten sie mit einer Ausdauer und Leiden-

schaft, daß Alt und Jung sie bis tief in die Nacht bewunderten, und so tanzte sich die schöne Liesbeth in die Ehe hinein, in der sie, nach der Meinung des Geistlichen und des Johann Ohlerich, ihrem Manne in allen Stücken gehorchen sollte.

Indessen kam ihr nach und nach — wie in jeder guten Haushaltung — auch die Liebe ins Herz, und es hätte gewiß ihr größtes Glück ausgemacht, ihm treu zu sein, wenn seine Eifersucht nicht immer wieder ihren Troß und ihr Troß seine Eifersucht erregt hätte. Es war ihr nicht zu verargen, daß sie zur Sommers- wie zur Winterszeit in Mußestunden in ihrer Mutter Haus ging, und an ihr lag nicht die Schuld, wenn die Mutter im Sommer Miethgäste aus der Stadt in ihre Wohnung nahm, und zwar immer dieselben, mit denen Liesbeth schon seit sechs Jahren auf vertraulichem Fuße stand. Auch konnte es ihr nicht angerechnet werden, daß der junge Julius, der Sohn dieser Sommergäste, an dem allgemeinen Wachsthum der Menschen theilgenommen hatte, daß aus dem Knaben, den sie vor Zeiten im Krabbenfangen unterrichtet hatte, ein akademischer Jüngling mit schwachem Schnurrbart und starken Ausdrücken geworden war. Für seine schönen Augen konnte sie so wenig verantwortlich gemacht werden, wie für sein feuriges, verliebtes Temperament; und in ihrem unschuldigen Herzen war sie überzeugt, daß sie ihn nicht ermuthigt hatte, die Strahlen seines feurigen Temperaments grade auf sie zu werfen. Nichts führt leichter zur Vertraulichkeit, als das sichere Gefühl, daß gesellschaftliche Unterschiede die volle Vertraulichkeit unmöglich machen. Liesbeth war plattdeutsch, Herr Julius hochdeutsch aufgewachsen. Sie machte sich im frühesten Morgengrauen zum Sandfahren auf, wenn Julius, vom Champagnertrinken ausruhend, im ersten Schlaf von ihr träumte. Sie kämpfte in ihrem Fischerboot, bis auf die Haut durchnäßt, gegen die Spritzwellen an, wenn Julius im Dünenland auf dem Rücken lag, um Heine'sche Verse auf sie zu machen. Sie war seit seiner Geburt vier Jahre älter als

er, hatte also, nach Frauenart, das beruhigende Gefühl, fast seine Mutter zu sein. Kurz, mochte es nun gekommen sein, wie es wollte: er war zwanzig Jahre alt geworden und in sie verliebt, und sie hatte sich im Laufe des Sommers in das Schicksal gefunden, von seinen scherzenden Anspielungen schüchtern verfolgt und von seinen seelenvollen Studentenliedern angefangen zu werden.

Johann Ohlerich segelte unterdessen auf dem atlantischen Ocean, von Rio de Janeiro nach London, dann von London nach Hamburg, und fand bei der friedlichen Fahrt leider Zeit genug, sich in seine zweifelsüchtigen Gedanken zu vertiefen. Nach London hatte ihm sein munteres Weib geschrieben, daß Herr Julius wieder da sei und sich inzwischen auf der Universität ein Herz angeschafft habe; — ein unglückseliges Wort, das, in Verbindung mit der ungewöhnlichen Fröhlichkeit ihres Briefs, dem wackeren Steuermann manche unmuthsvolle Stunde machte. Das irdische Dasein des Herrn Julius war ihm schon lange nicht recht; die unbillige Einrichtung der Natur, daß ihn sein Schifferleben frühestens im Winter, den Herrn Julius seine Studentenferien im Sommer nach Warnemünde führten, kam ihm vollends wie eine feindselige Veranstaltung vor. Zum ersten Mal hatte sich jetzt der Zufall ins Mittel gelegt und sein Schiff zur Sommerszeit mit Kohlen nach Hamburg geführt, von wo er seinen häuslichen Herd leicht erreichen konnte, wenn er sich nur das Wort gab, in spätestens fünf Tagen wieder an Bord zu sein. Er machte sich ohne Weiteres auf, bestieg in Hamburg den nächsten Eisenbahnzug und freute sich bei sich selbst, wie er sein gutes Weib überraschen werde; während er versthöler, gleichsam hinter seinem Rücken, dachte, wie gut es sei, unangemeldet nach dem Rechten zu sehen. So kam er nach Rostock, stieg auf einen der Flußdampfer, die zwischen Rostock und Warnemünde fahren, und schwamm auf der Warnow seinem Hafensstädtchen zu. Es war Vormittag, die warme Augustsonne wanderte über das Berdeck. Die grünen Uferhügel, weidende

Rühe, langgestreckte Dörfer zogen vorbei, die Tannen am nahen Lande schienen hinter einander fort zu gehen, die weißen Möven flogen darüber hin, — und so im Gefühl der allgemeinen Bewegung, die seine Ungeduld dämpfte, stand er am Bugspriet, ohne sich zu rühren, wie für das Gallion aus Holz geschnitzt, und suchte sich gleichzeitig vorzustellen, daß seine Frau ihm treu sei, und daß er sie gleichwohl mit dem Herrn Julius finden und diesen Jüngling mit einem Faustschlag niederstrecken werde.

Die kurze Fahrt ging mittlerweile ihrem Ende zu; der Fluß, der sich vor seiner Mündung zu einem stattlichen See, dem „Breitling“, erweitert, zög sich auf einmal in einen Wasserfaden zusammen, und die kleinen, spitzgiebeligen Häuser von Warnemünde, die bis ans Meer neben ihm her gehen, wuchsen heran. Johann Ohlerich sah die Wellen seines Dampfers gegen das Bollwerk ziehen, die alten Lootsen vor den Hausthüren auf den Bänken sitzen und ihre Pfeife rauchen, die Kinder am Wasser spielen, die Frauen mit übereinandergelegten Händen nach dem Dampfsschiff sehn; es wurde ihm heimathlich und weich zu Muth. Nun kam auch sein Häuschen hervor, das nicht weit von dem des Schwiegervaters in der langen Uferreihe lag, und er spähte, ob er seine Liebeth nicht entdecken werde. Doch außer einigen Geraniumtöpfen an den Fenstern und einem neuen Anstrich der Thür und der Bank war nichts Hübsches zu sehen. Nur seinen kleinen Jungen glaubte er herzlich, mit der bekannten Ohlerich'schen Stimme, schreien zu hören; das that ihm wohl. Sie dampften nun auch am Haus des Schwiegervaters vorbei; hier war Alles leer und still. Das Schiff legte an, Johann Ohlerich stieg aus, mit dem etwas unsicheren Seemannsgang, der an künstlichere Aufgaben für das Gleichgewicht gewöhnt ist. Er grüßte hier und dort, ohne still zu stehen, und in der warmen Sonne und gelinder Aufregung hinträumend, wanderte er dem Wiedersehen zu.

Das Haus seines Schwiegervaters kam zuerst, eines der

größten im Ort, weiß angestrichen, die grüne Thür in der Mitte, rechts und links davon je zwei Fenster und eine Bank. Das ganze Vorderhaus war, wie es Sitte ist, an die Sommergäste vermietet; im kleinen Hintergebäude wohnte der alte Hausherr mit seiner Frau. Es war vormittagsstill, Alles schien ausgeflogen zu sein, auch durch die offene Hausthür verlautete nichts. Trotz alledem hatte Ohlerich so ein dunkles Gefühl, als werde er seine Frau hier finden und nicht daheim, und der unglückselige Kigel überkam ihn, sie zu beschleichen. Zwischen je zwei Häusern ist ein schmaler Durchgang, den eine Thür verschließt und der nach hinten auf den Hof und zum Garten führt. Johann Ohlerich trat an diese Thür, drückte die Klinke auf und ging zwischen den Mauern auf den Zehen fort, bis er mit vorgestrecktem Kopf den kleinen Hof übersehen konnte. Hier lagen unter einem Birnbaum geflickte Reke herum, und die farbigen Hemden und grauen Leinwandhosen des Schwiegervaters schwannten an einer Leine im leichten Wind auf und ab. Dann erschien die kleine Schwiegermutter vom Garten her, ohne ihn zu sehen, und lachte mit ihrer männlichen Stimme laut auf, als habe sie da hinten irgend ein lustiges Wort gehört. Auch vom Garten herüber hörte er lachen. Es war Liesbeth's Stimme. Die alte Frau fuhr auf ihren klappernden Pantoffeln in die Küche hinein. Johann Ohlerich, ohne sich nun länger zu besinnen, ging über den Hof, öffnete die Gartenthür, so geräuschlos er konnte, schlich hinter das Gebüsch, das in der Nähe stand, und sah nun wirklich das Paar, das ihm die Träume seiner Nächte, verstäört hatte.

Unter einem Apfelbaum neben dem Gurkenbeet, auf einem Brettstuhl, der sich gegen den Baumstamm lehnte, saß ein junges Weib, frisch und hübsch wie je, und hielt ein Messer in der Hand und eine Schüssel mit langen Bohnen im Schooß, doch ohne sie abzugeben. Ihr zwanzigjähriger Anbeter saß ihr gegenüber, den Strohhut über die Stirn zurückgeschoben, mit geöffneter Weste — es schien ihm hinter

der Stirn und unter der Weste am heißesten zu sein — und auf seinen Knien ein Schachbrett, auf dem die Figuren von Zeit zu Zeit merklich erzitterten. Er war eben beschäftigt, ihr die Bedeutung der Figuren zu erklären und dabei in ihre Augen zu sehen, und sie lachte ihm herzlich ins Gesicht.

Ach Gott, wozu machen Sie sich all die Mühe! sagte sie; ich bin ja doch viel zu dumm dazu.

Er sah sie aufgebracht an. Ich wollte, meine Schwestern wären so klug, wie Sie, Liesbeth! Sie wollen nur nicht Acht geben; da, sehen Sie her. So zieht der Läufer, — und so springt der Springer über ihn weg.

Lassen Sie ihn nur springen! — Sie sind gerade so ein Springinsfeld, wie er, wollen auch über Alles wegsetzen. Wozu müssen Sie eine alte Frau, wie mich, noch Schachspielen lehren? — Er lachte laut und ergriff ihre warme Hand; aber sie zog sie zurück. Lassen Sie mich an die Arbeit! sagte sie eifriger. Warum gehen Sie schon wieder nicht zum Baden, Julius? (Seit sechs Jahren nannte sie ihn so bei seinem Namen; aber sie hatte vor, damit ein Ende zu machen, sobald er's zum Doctor gebracht hätte.) Ich muß Ihnen nur ein bißchen die Leviten lesen: warum laufen Sie mir immer hinter der Schürze her, wenn Sie mit Ihrem Bruder Gustav ins Bad gehen sollen?

Der junge Mann wurde dunkelroth, sah sie aber dreist an und suchte wieder zu lachen. Weil das Baden keine Eile hat, antwortete er, — weil's aber Zeit wird, Liesbeth, daß ich was für Ihre Bildung thue. Ich bin ja doch so eine Art Bruder von Ihnen! — Liesbeth schwieg und lächelte vor sich hin. — Und es könnte Ihnen nichts schaden, wenn Sie Ihren hübschen Kopf ein bißchen anstrengen wollten: so könnten Sie nachher an den langen Winterabenden mit Ihrem Johann Ohlerich Schach spielen.

Ach Gott, mein Johann Ohlerich! sagte sie und that einen Seufzer. Es regte sich hinter dem Gebüsch. Sie drehte unwillkürlich den Kopf zurück, sah aber nichts. Mein Johann

Ohlerich! wiederholte sie. Der spielt nur schwarzen Peter oder armen Schäfer. Wenn der uns hier sähe, wie wir mit der Zeit umgehen!

Warum haben Sie ihn eigentlich geheirathet, Liesbeth? fragte er plötzlich und sah sie gleichsam vorwurfsvoll an.

Warum? — Sie wußte nichts weiter zu erwidern, so sonderbar kam ihr die Frage vor. Julius legte seine Hand wie zufällig auf die ihre. Liesbeth! sagte er. Warum haben Sie nicht noch ein wenig gewartet, — auf die paar Jahre kam's ja gar nicht an. Sie hätten noch keinen Jungen, das ist wahr; aber es wäre ja noch Zeit genug. Ich würde Sie heirathen, Liesbeth.

Sie stand auf und stellte die Schüssel mit den Bohnen auf ihren Stuhl. Einen Augenblick schien sie sich zu besinnen, wie sie darauf antworten sollte; dann machte sie ein schalkhaft ernstes, trockenes Gesicht. Das hab' ich nicht einmal gedacht, daß es Ihnen so ernst wäre! sagte sie. Dann hätt' ich natürlich gewartet, und wir könnten nun mit einander auf die Universitäten gehen und Collegi hören — oder wie das Ding heißt. Ja, das ist nun vorbei! Ich hab' meinen Jungen, und meinen Mann noch dazu, und die Leute in Warnemünde sagen ja alle, ich wär' eine Steuermannsfrau.

Ich hätte Sie was lernen lassen und eine Frau Doctorin aus Ihnen gemacht! sagte er mit tragischem Humor. Sie sind ja viel zu gescheidt für eine Steuermannsfrau. Man muß sich schon Glück wünschen, wenn man sich neben Ihnen halten kann! — Sie sah zu Boden und lächelte ein wenig. — Und das Leben hier! Wenn Sie beim Sandholen so lange mit den nackten Füßen im Wasser herumwaten, so bekommen Sie Zahnschmerzen, wie neulich; Sie sind zu zart, Liesbeth. Mit dem Ballasttragen verderben Sie sich Ihre schöne Figur; von dem fürchterlichen Rudern werden Ihre Arme zu muskulös —

Und die Hand fest! fiel sie muthwillig ein und hob ihre rechte Hand, als schwenkte sie den Pantoffel. Aber wo haben

Sie heute Morgen all das Süßholz her, Julius? Sind Sie schon so früh beim Kaufmann gewesen? — Sie sah ihn mit einem Blick über die Achsel an, der, so spöttisch er war, seine ganze Begehrlichkeit in Brand steckte. Es ist nichts so verführerisch, wie ein muthwilliger Blick; vielleicht, daß sie doch eine Ahnung davon hatte.

Was reden Sie von Süßholz, Liesbeth? Ich will es wissenschaftlich beweisen, daß Sie für dies Leben hier zu gut sind! Sie machen zwar jetzt so ein strenges Gesicht wie Ihr Vater, so ein Lootsengesicht; aber im dunkelsten Kämmerlein Ihres Herzens sieht es doch anders aus. Sie haben Gefühle, Liesbeth. Leugnen Sie es nicht ab. Sie haben zuweilen lyrische Gefühle —

Was heißt das? unterbrach sie ihn. Er ließ sich dadurch nicht stören, sondern rief aus: Für Johann Ohlerich war auch eine Andre gut genug; warum mußte er Sie gerade heirathen?

Hinter dem Gebüsch raschelte es wieder. Liesbeth und Julius hörten es alle Beide; aber der junge Mann horchte nur flüchtig auf, Liesbeth sah sich um, ohne etwas zu sehen. Sie reden so schöne Sachen! sagte sie dann mit drolliger Ironie; schade, daß ich allein davon profitire, daß mein Mann es nicht hört! Er hat sich wohl damals die Sache nicht überlegt, nun könnt' er sich ein großes Licht von Ihnen aufstecken lassen!

Er sollte nur kommen! rief Julius zuversichtlich aus. Was ich da sage, ist eine ewige Wahrheit, und wenn er Verstand hat, muß er's ja selber begreifen. Man könnte das Alles — — er stuzte einen Augenblick vor dem, was er sagen wollte, doch sogleich fuhr er muthig fort: Man könnte das Alles von der Kanzel herunter wiederholen, was ich da eben gesagt habe!

Nun, so warten wir bis zum Sonntag! erwiderte sie lachend, nahm ihre Bohnenschüssel und wollte gehen. Es schien ihr bei diesen sonderbaren Erörterungen doch etwas

unheimlich zu werden. Julius stand auf, seine Wangen waren feurig geworden, er sah ihr mit offenster Verliebtheit ins Gesicht. Was ich noch sagen wollte, Liesbeth, eh Sie wieder davonlaufen: sind Sie nun wieder zur Vernunft gekommen, haben Sie Ihre Photographie für mich mitgebracht?

Sie blieb noch einmal stehen. Er sah sehr hübsch aus, indem er das sagte; aber sie that vor sich selbst, als merkte sie es nicht. Mit möglichst grausamem Lächeln antwortete sie und griff dabei in die Tasche: Hier hab' ich eine, — aber nicht für Sie. Für einen ganz Andern.

Warum nicht für mich?

Weil Sie nicht artig sind.

Was thu' ich denn? Wollen Sie schon wieder ein bißchen Mutter spielen?

Sie reden so viel dummes Zeug, Julius; das müssen Sie nicht mehr thun. Ich will Ihnen mal was sagen: Sie sind entweder schon zu alt, oder noch zu jung dazu. Wollen Sie mir das glauben?

Er war einen Augenblick stumm, — betroffen, aus dem Munde dieser Frau diese Worte zu hören. Ich will Ihnen das glauben, jagte er dann leichtsinnig lächelnd; aber nun seien Sie auch artig und geben Sie mir diese Photographie.

Uebers Jahr! sagte sie kopfschüttelnd und zog dabei das Märtchen ein wenig hervor, um ihm zu zeigen, wie sie mit ihm spiele. Er wollte danach greifen, aber nun fuhr sie mit der Hand hinter ihren Rücken, ließ die Photographie noch einmal um die Ecke gucken und trat dann zurück. Sie stand schon neben dem Gebüsch, als Julius sie einholte und in seinem Feuer ihren Arm ergriff. So kommen Sie nicht fort! sagte er aufgeregt. Liesbeth, geben Sie her! Diese Photographie muß noch heut' über meinem Schreibtisch hängen, oder ich springe ins Wasser.

Da wird's Ihnen Mühe machen, in den Stiefeln zu schwimmen! spottete sie. Lassen Sie mich los! Wir haben

hier städtische Polizei, mit Gewalt wird hier in Warnemünde nichts ausgerichtet.

Liesbeth! sagte er und hielt sie fest. Mit dreister Vertraulichkeit legte er seinen Arm um ihre Schulter, um ihr den Raub besser zu entwinden. Doch sowie sie das fühlte, stieß sie ihn zurück. Eine andere, schwerere Hand faßte sie plötzlich am Arm, und wie ein breiter Schatten trat es zwischen die Beiden. Sie sah hin, erkannte ihren Mann, Johann Ohlerich, und stieß in der unsäglichen Ueberraschung einen halben Schrei aus.

Nun ja! sagte Johann Ohlerich mit grimmigem Humor; was ist da weiter zu schreien: ich wollte nur mal wieder guten Tag sagen und ein Bißchen nach dem Rechten sehen. Guten Tag auch, Herr Julius! Hier werden ja sehr hübsche Spiele gespielt — und er sah auf den Jüngling und auf die Photographie —; da kann ich freilich nicht mitmachen: ich hab' nur schwarzen Peter und armen Schäfer gelernt! — Warum wirfst du denn roth, Liesbeth? Was ist dabei roth zu werden, wenn dein Mann, Johann Ohlerich, nach Hause kommt? Die Leute in Warnemünde sagen ja alle, du wärst meine Frau, und so werd' ich dich doch auch einmal besuchen dürfen?

Du hast hier gestanden und gehorcht! stieß sie auf einmal hervor und sah ihn sehr zornig an. Hier hinterm Busch hast du gesteckt, Ohlerich, hast gehorcht wie ein Spion!

Es kommt mir selber so vor, antwortete er mit bösem Lächeln; wenigstens hab' ich Allerlei gehört, das ich vordem nicht gewußt hab'. Wenn wir's richtig theilen, so krieg' ich den Jungen und du den Herrn Julius: dann wär' Alles in Ordnung! — Goddam! Hätt' ich mich nicht in Hamburg so schnell auf den Wagen gesetzt, so hätt' ich die ganze Buschpredigt verpaßt und wär' noch der dumme Johann Ohlerich von gestern — so ein dummer Kerl, der sich 'ne feine Frau nimmt, die viel zu gut für ihn ist! — Nun, was stehst du da — sag's doch gleich heraus! Wenn du dir die Sache jezt

anders überlegt hast, so kann ich ja gleich wieder gehen, mich für das freundliche Wiedersehen bedanken und mir eine Andere aussuchen! Ich bin ja nicht so, daß ich mich aufdränge —

Du sprichst lauter unsinniges Zeug! unterbrach ihn die junge Frau mit harter Stimme, ohne sich daran zu kehren, daß ihm allmählich mehr und mehr die Zornader anlies. Ist das die Art, wie man seine Frau wiederseht? Du schämst dich nicht, da hinter dem Busch zu stecken, als wär' ich ein schlechtes Weib, dem man bei Tag und bei Nacht aufslauern muß? Lauf' ich dir nach China und Brasilien nach, um hinter deinem Rücken zuzuhören, was du den Chinesinnen vor-machst? — Wozu hast du mich denn geheirathet, wenn du mir nicht traust?

Johann Ohlerich ward durch diese Frage etwas außer Fassung gesetzt, erröthete über sein ganzes wetterbraunes Gesicht, — doch dann auf einmal brach die Wuth bei ihm aus. Wozu — wozu ich dich geheirathet habe? Damit ich 'ne ordentliche Frau im Hause hätte, die mir meinen Jungen aufzieht, statt mit so jungen Herren Bruder und Schwester zu spielen! Blitz und Hagelschlag! Und statt so vornehm zu thun und sich eine halbe Stunde lang vorreden zu lassen, daß sie für einen Warnemünder Steuermann zu gut ist — und still dabei zu sitzen, wenn man ihr Heirathsanträge macht — — Herr Gott! — — Es war, als wenn die Wuth ihn ersticken müßte, er spuckte aus, um sich Luft zu machen. Dazu komm' ich nach Haus! fahre Tag und Nacht! und steh' hier nun wie ein Narr! wie ein — — Er suchte mit nutzloser Bemühung nach dem rechten Wort, warf seinen Hut auf die Erde und ließ ihn den Gang zwischen den Beeten hinunterrollen.

Du sagst selbst, wie du hier stehst! nahm Liesbeth wieder das Wort, mit einem Blick, aus dem ihr ganzer beleidigter Stolz ihn bedrohte. Du weißt nicht mehr, was du thust; komm erst wieder zu dir! Wenn du da hinter dem Busch deine Ohren aufgemacht hast, so weißt du auch, daß

nichts Unrechtes geschehen ist, daß ich mit keinem Wort — — Aber so steht's nicht zwischen uns, daß ich für mich reden muß! Keine Silb' sag' ich mehr, bis du mir's abgebeten hast, daß du — daß du von Hongkong nach Warnemünde fährst, um mich in meines Vaters Garten wie ein schlechtes Weibsbild zu belauschen! Wenn ich zu Etwas auf der Welt zu gut bin, Ohlerich, dazu bin ich zu gut. Laß mich ausreden, fall' mir nicht ins Wort! Von deiner Eifersucht hab' ich genug. Damals bei der Hochzeit hättest du's merken können, daß ich mir's vorgenommen hatte, dir das abzugewöhnen. Aber du hast's nicht gelassen. Wenn du mir jetzt nicht abbittest, Ohlerich, so seh' ich dich nicht mehr an — so weiß ich gar nicht, daß du nach Hause gekommen bist — so thu' ich, was mir grad einfällt. Warum siehst du mir so ins Gesicht? Ich sage das nicht zum Spaß. Du kennst mich nun doch schon lange! Entweder machst du das Alles wieder gut, oder ich thue, was mir in den Sinn kommt.

Johann Ohlerich antwortete nichts, blieb vor ihr stehen und sah ihr steif in die Augen. Indes sie erwiderte seinen Blick eben so fest. Die scharfen blauen Augen ihres Vaters, die aus ihrem blaß gewordenen Gesicht hervorblitzten, hielten es länger aus. Nach einer Weile fing Ohlerich an, sich auf die Lippe zu beißen, in die Luft zu starren. Das fehlte mir noch! murmelte er endlich. Abbitten! Vor dem jungen Herrn da — — Er sah Julius von der Seite an, der möglichst bewegungslos dastand und mit nichts Anderem beschäftigt war, als nach einer zugleich würdigen und nichts sagenden Geberde zu suchen.

Vor wem sonst? fiel Liesbeth ein, ohne Julius anzusehen. Vor ihm hast du mir das Alles angethan — vor ihm sollst du's abbitten.

Nein! nein! nein! rief Ohlerich plötzlich wild aus, durch ihren Ton gereizt. Ich will's nicht! Ich thu's nicht! Ich bin der Herr — nicht du! Zwischen meinen eigenen vier

Wänden wollen wir weiter reden; komm nach Haus, Liesbeth! dahin, wo du hingehörst!

Hast du weiter nichts zu sagen? antwortete sie kalt.

Nein! — Nur daß ich wieder da bin, und daß wir nach Hause gehen!

Du vielleicht; ich nicht. Ich bleibe hier — und sie sah nach der Hofthür zurück, in der mittlerweile die kleine, aufgeregte Gestalt ihrer Mutter erschienen war — bis du zur Vernunft kommst und ich zu meinem Recht.

Du gehst mit mir, Liesbeth!

Sie schüttelte nur den Kopf. Johann Ohlerich schien sie bei der Hand ergreifen zu wollen; aber ihr leidenschaftlicher Blick verwirrte ihn. Er bewegte die Lippen, doch ohne etwas zu sagen. Seine Augen sahen umher, als suchte er seinen Hut. Endlich entsann er sich, daß er ihn vorhin hatte fallen lassen. Er ging an den Apfelbaum, hob ihn dort auf, und ohne sein Weib oder den Andern noch anzusehen, schritt er den Garten hinunter, öffnete die Thür, die nach den Wiesen hinausführte. Man konnte seine dumpfen Tritte noch hallen hören, als er hinter den Nachbargärten schon verschwunden war.

Liesbeth! rief die Mutter jetzt von der Hofthür her. Die junge Frau horchte auf, warf einen Blick über Julius hin, der ihn nicht zu bemerken schien, und griff mechanisch nach der Schüssel auf ihrem Stuhl. Dann lief es ihr roth über das Gesicht, und sie ging davon. Die vier Pantoffeln klapperten über den Hof. Julius verfolgte den Ton noch eine Weile, endlich sah er tiefathmend auf und sah sich im Garten allein.

II.

Es ist ohne Zweifel ein sonderbares Gefühl, zum ersten Mal in seinem Leben durch seine Persönlichkeit ein eheliches Unglück angerichtet zu haben; doch ein nicht minder sonderbares,

so ohne alle Gefahr daraus entronnen zu sein. Julius mußte sich ausdrücklich die Thatfache ins Gedächtniß rufen, daß man ihn in keiner Weise bedroht oder angefochten hatte; und er besaß viel zu viel Ehrgefühl, um nicht die Beleidigung, die darin lag, zu empfinden. Er ging über den Hof und verließ das Haus; Niemand hielt ihn auf. Am Strom entlang wanderte er in der Sonne fort, in der Aufregung seiner zwanzig Jahre, aber mißvergnügt für vierzig; die Hand in der Rocktasche geballt und den Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, wie um zu verhindern, daß man ihn erkenne. Es lag ihm ein eigenthümlicher Druck auf der Brust, daß er einen so tragischen Zwiespalt zwischen so wackeren Leuten herbeigeführt; aber noch mehr bedrückte es ihn, mit zwanzig Jahren noch so wenig gefährlich zu sein. Er wiederholte sich Alles, was er Liesbeth gesagt hatte, und mit einer gewissen sorgenvollen Beklemmung freute er sich doch, daß er ihr so starke Sachen gesagt. So ging er am Wasser hin, bis er an den „Durchstich“ kam, wo die Häuser zu Ende sind. Er sah nur noch das weite Wiesenland zur Seite, den „Breitling“, vor sich, hinter dem die Thürme von Rostock in den Himmel wuchsen. Hier warf er sich auf das sonnenwarme Gras, sah in die blaue Luft und dachte nach, wie er die unglückselige Geschichte wieder gut machen könnte. Er stellte sich Liesbeth's Benehmen gegen Johann Ohlerich vor, freute sich über sie und wurde doppelt verliebt. Wie sie ihren Stolz, ihre Frauenwürde vertheidigt hatte — man mußte sie bewundern. Dann sah er Ohlerich's finsternes, drohendes Gesicht; sein ganzes Gefühl bäumte sich empor. Wie um die schöne Liesbeth gegen ihn zu schützen, legte er in Gedanken wieder seinen Arm um sie und gerieth darüber in eine Aufregung, daß er sich nicht mehr zu fassen wußte. Mit einem furchtbaren Blick und einigen hingedonnerten Worten schlug er den eifersüchtigen Ohlerich in die Flucht, beugte sich dann liebeich zu seiner Beschützerin vor — und gab ihr einen Kuß. Ein tiefer Seufzer weckte ihn aus dieser Vorstellung auf. Es

kam ihm vor, als habe ein Anderer neben ihm geseufzt; er richtete sich auf, — doch er war ganz allein. Der schwere Ton kam aus seiner eigenen Brust. Sonst war Alles so still, daß er die kleinen Fische schnalzen hörte. Das Wasser spielte kaum vernehmbar gegen den Uferrand; es klang wie das verhaltene Röcheln eines Kobolds, der in der heißen Mittagsglut die Gedanken der Menschen zu verwirren sucht. Die Luft war so warm geworden, daß sie die Haut wie ein laues Bad umfloß. Julius glaubte zu fühlen, wie das Blut in seinen Adern sich allmählich erhitzte. Er sah die hellen Bläschen in der Luft, sah dann die schläfrigen Kühe, rothe und braune, auf dem kurzgeschorenen Sammetgrün der Wiesen hingelagert. Ueber dem Wasserspiegel schwebten einige Segel in der Ferne, die sich bei der Windstille nicht zu bewegen schienen; sie kamen ihm wie Schwäne vor, die im Schilf auf ihren Nestern brüten. Das alte Märchen vom Pan fiel ihm ein, der um diese Mittagsstunde, vom Jagen ermüdet, schläft, und den dann zu stören nicht gerathen ist. Auf einmal umspann ihn ein unheimliches Gefühl, wie es am heißen Mittag, in der hellen, brütenden, regungslosen Stille, den träumerischen Menschen leicht beschleichen kann. Es ward ihm fast gespenstisch, diese stumme Welt um sich her zu sehen. Wie zur Gegenwehr drückte er die Augen ein, lehnte sich zurück und stellte sich wieder Liesbeth's Bild vor die Seele. Ihr zorniges Gesicht von vorhin tauchte vor ihm auf; dann lächelte es ihn an. Die wunderfame Stille rief ihm die eben so stillen Abende zurück, an denen er vor fünf Jahren — damals knabenhaft verliebt — mit Liesbeth unter dem dunklen Nachthimmel im Kahn gefessen, um mit Korb und „Rescher“ die kleinen Krabben zu fangen. Wie die grauen, kaum erkennbaren Thierchen in der schwarzen Flut am Bollwerk dahinschwammen, um aus dem Fluß in die See zu gehen; und wie Liesbeth zuweilen durch die Nachtstille lachte. Damals lachte sie noch wie ein Mädchen, das keinen eifersüchtigen Herrn über sich hat! — Der Jüngling seufzte; fing

dann an — mit immer geschlossenen Augen — aufgeregt zu murmeln. Seine Empörung gegen Ohlerich wachte wieder auf. Es kitzelte ihn, dem Mann gefährlich zu werden. Ihm sehr ernst zu zeigen, wohin die Eifersucht führt; sich gegen ihn als Mann zu bewähren, — und wenn es auch tragisch ausginge. Liesbeth's rothe Lippen kamen ihm plötzlich so sonderbar nah, er brauchte sich nur ein wenig zu regen, um sie zu berühren. Ganz schwach, wie ein blasser Schatten, flatterte noch einmal sein erster Gedanke vorbei, wie er diese unglückselige Geschichte wieder gut machen könnte. Er flatterte vorüber, und gleich dahinter kam Liesbeth, lachend, Arm in Arm mit ihm selbst, während Johann Ohlerich in der Ferne die Hände ballte, und sein wüthendes Gesicht wie ein Nebel zerfloß. Julius fühlte, wie Liesbeth ihn in ihre Arme drückte, lächelte triumphirend — und schließ ein.

Die Sonne weckte ihn endlich wieder auf, die inzwischen nach Westen zu gesunken war und sich bemühte, unter dem Strohhut weg in sein Gesicht zu sehen. Es erstaunte ihn sehr, daß er das Mittagessen verschlafen hatte; das begegnete ihm heut zum ersten Mal. Er stand auf, und von der Sonnenglut ermattet schlich er langsam nach Haus. Hier empfingen ihn die Seinen mit gerechter Verwunderung. Er fragte, wo Liesbeth sei; man wußte ihm nur zu sagen, daß sie sich wieder nach Hause begeben habe. Ein seltsames Gefühl ging ihm durch die Brust; es gefiel ihm eigentlich nicht, daß sich die Beiden, wie es danach schien, wieder ausgeföhnt hatten. In sich gekehrt aß er, ließ sich zerstreut erzählen, daß am Abend eine „Stromifahrt“ mit Musik, bunten Lampen und Feuerwerk sein werde. Das berührte ihn nicht. Ihm schwebte fortwährend eine tragische Verwicklung vor, bei der er sich als Mann bewähren werde. Endlich ging er wieder aus, auf möglichst einsamen Umwegen dem Meere zu. Die große Wasserfläche war ihm zu still; statt der hohen Sturmwoogen, die er sich wünschte, zitterten nur spielende Sonnenfunken auf den kleinen Strandwellen dem Ufer zu.

Der schöne Sommertag war nicht für wilde Wallungen, nur für Liebe gemacht. Von der allgemeinen Zärtlichkeit der Natur um und um gewöhnt, hielt er's zuletzt nicht mehr aus, so für sich allein dahinzuschlendern. Er kehrte wieder um, strich im Rücken des Orts über die Wiesen hin und trat in Johann Ohlerich's kleinen Küchengarten ein, der an dessen Häuschen stieß. Er überließ es dem Schicksal, was daraus werden sollte. Klar vor dem Bewußtsein stand ihm nichts, als das Verlangen, Liesbeth wiederzusehen. Der Garten war leer, der Hof desgleichen. Er trat links in die Küche ein und fand hier die junge Frau am Herd, einen Winterstrumpf strickend; in einer sanften Dämmerung, denn der Tag ging schon dem Ende zu, und mit nachdenklichem, etwas finsternem Gesicht.

Guten Abend, Liesbeth! sagte er verlegen. Sitzen Sie hier allein?

Sie sah auf, erkannte ihn und betrachtete ihn mit seltsamem Lächeln. Es schien fast, als wenn sie ihn erwartet hätte. Ja, ich sitze hier allein! sagte sie kurzweg, aber nicht unfreundlich.

Wo ist Johann Ohlerich?

Fort.

Wohin?

Nun, wohin? — Nach der Stadt hinauf; nach Rostock.

Julius machte ein überraschtes Gesicht. Da kommt er ja eben her! Was hat er in Rostock zu thun?

Nun, er wird's ja wohl wissen!

Liesbeth, haben Sie sich — — Sind Sie wieder gut mit ihm?

Die junge Frau schwieg eine Weile; dann antwortete sie: Nein. Ist er denn gekommen, hat er abgebeten?

Oh! — Sie haben ihn also noch nicht wiedergesehen?

Wann soll ich ihn denn gesehen haben? Durch die alte Kiefe hat er mir sagen lassen, daß er in Rostock zu thun

hätt', und mit dem letzten Schiff kam' er wieder zurück. Und nun sitz' ich hier und stricke Strümpfe für mich.

Nun, das ist auch eine Beschäftigung! sagte Julius, um etwas zu jagen. Darf ich Ihnen dabei etwas zuschauen, Liesbeth?

Da steht ja ein Stuhl! antwortete sie und ließ wieder dasselbe seltsame Lächeln sehn. Julius nahm den Stuhl, der mit Leder gepolstert und schon tief eingeseffen war, und streckte sich möglichst unbefangen darin aus. Das war eine sonderbare Geschichte heute Morgen! fing er endlich mit verlegener Heiterkeit an. Ich hoffe, Sie sind wieder guter Laune, Liesbeth?

Da fehlt's nicht dran, antwortete sie.

Sie haben sich einen etwas wilden Mann ausgesucht, Liesbeth!

Der wird noch zahm werden, sagte sie ganz ruhig. Dann lief ihr irgend ein troziger Gedanke über das Gesicht; sie ließ die Unterlippe sinken und schien in Bedenken zu stehen. Plötzlich griff sie neben sich nach der Kommode, auf der ein Buch und ein Kärtchen lag, nahm das Kärtchen und hielt es ihm hin. — Wenn Sie meine Photographie noch haben wollen — da ist sie.

Ich danke Ihnen, Liesbeth! sagte er verwirrt. Damit nahm er die Photographie etwas zaghaft zwischen zwei Finger, wie wenn es ein gefährliches Ding wäre, das in seiner Hand explodiren könnte. Doch gleich darauf sah er die junge Frau wieder um so muthiger an. Sie hatte ihren Stricktrumpf in den Schooß fallen lassen, und ihre Augen leuchteten in der Dämmerung so aufgeregt, daß er nicht umhin konnte, es zu bemerken. Sie murmelte etwas vor sich hin, das er nicht verstand. Er soll sich wundern! sagte sie endlich halblaut.

Wer soll sich wundern? fragte Julius.

Sie antwortete nicht.

Sprechen Sie von Ihrem Haustyrannen, Liesbeth?

Sie warf die Lippen zu einem gereizten, herausfordernden Lächeln auf. Ach was! sagte sie. Warum haben Sie sich noch keine Cigarre angesteckt? Sie rauchen ja so gern.

Ja, das könnte ich thun! Ich dachte nur — — Er sah sich um, als mache es ihn um ihretwillen bedenklich, daß Johann Ohlerich bei seiner Heimkehr hier den Tabaksdunst finden und sich nicht daran freuen werde. Sie errieth seine Gedanken und lachte kurz auf. Was thut das? Wenn ich's nun so will. Ich könnte mir ja ein Duzend Mannsleut' hier zusammenbitten, kein Mensch sollte mich hindern.

Nun, ein Duzend sind nicht so schlimm wie Einer! dachte Julius, doch er sprach es nicht aus. Er zog sein Feuerzeug aus der Tasche und setzte eine Cigarre in Brand. Der rothe Schein glühte dabei über sein junges, blühendes, angenehmes Gesicht.

Sie kriegen ja nachgerade einen wirklichen, ordentlichen Mannsbart! sagte Liesbeth in aufgeregter Munterkeit. Sie werden noch ein schmucker Mensch, Julius; wer hätte das gedacht! — Warum sind Sie eigentlich so ein Stubenhocker und Gelehrter geworden? Das paßt gar nicht zu Ihnen.

Ein „Gelehrter“! wiederholte Julius lachend. Mit der Gelehrsamkeit sieht es noch traurig aus. Ich bin so faul, Liesbeth; ich thue ja nichts.

Nun, da werden Sie Ihren Eltern viele Freude machen! Warum thun Sie denn nichts?

Weil Sie Recht haben: weil ich zum Stubenhocker nicht geschaffen bin. Da sitz' ich bei meinen schweinsledernen, kalbsledernen Scharteken und krieg' sie nicht in den Kopf, — denke ans Segeln, an die See — an Liesbeth Ohlerich. Ich glaube, ich bin eigentlich als Wasserratte auf die Welt gekommen, aber man hat dann künstlich eine Landratte aus mir gemacht! Das ist der tragische Humor meines Lebens, Liesbeth.

Das verstehe ich nicht; — aber Ihre Cigarre geht aus.

Ja, allerdings; weil ich sie nicht in den Mund stecke.

Weil Sie mich ansehen!

Er lachte. Ja, allerdings: weil ich Sie ansehe, Liesbeth. Doch ich sehe eigentlich nichts mehr, als die beiden Abendsterne in Ihrem Gesicht: sonst ist Alles Nacht. Hören Sie da etwas? Das klingt, wie wenn eine Rakete in die Höhe prasselt. Das Feuerwerk, Liesbeth! Feuerwerk und Stromfahrt! — Wollen wir wieder mit einander spazieren gehen, wie fünf Sommer früher, und die Komödie mit anschauen?

Er sah ihr nach den Augen, doch in der Erwartung, daß sie ihn auslachen, ihn an die veränderte Zeit erinnern werde. Statt dessen stand sie auf, nahm ein Tuch und schlang es sich um den Kopf. Ja, das wollen wir thun! sagte sie hastig. Alles wollen wir thun! — Oh! — — Sie sprach den Gedanken nicht aus, der in diesem Ausruf lag. Eine zweite Rakete ließ sich von Weitem hören, und es war, als elektrisirte sie das. Einen Augenblick stand sie noch und horchte; — mein Junge ist still, murmelte sie, und die alte Kieze ist da. Warum haben Sie die Thür noch nicht aufgemacht, Julius? Gehen Sie doch voran!

Der Jüngling öffnete, und sie traten hinaus. Liesbeth fing an, leise ein Lied zu singen, ein Schifferlied, das aus ihrem Mund sonderbar übermüthig klang. Ihr ganzes Wesen erschien ihm verwandelt. Sie ging so frei neben ihm her, als gehöre es sich so, als kenne sie es nicht anders. Draußen am Strom empfing sie die laue, schwüle Nachtluft, nur durch den Wasserdunst ein wenig gekühlt; die junge Frau öffnete die Lippen, wie um diese Schwüle eifriger einzuathmen. Hier und da stand ein Stern am Himmel, doch mit gedämpftem Schein zwischen losem Gewölk. Weiter unten am Strom aber, den man von diesen Häusern aus in seiner ganzen Biegung übersah, nicht weit von der Mündung, stiegen die Feuerpfeile lang in die Höhe, löst' sich oben am Himmelsgewölbe auf und fielen als blaue, grüne, rothe Sterne geräuschlos wieder herab. Schwärmer prasselten hinter ihnen

her, Feuerräder schienen sich unten am Ufer zu drehen; man konnte sie von hier aus wegen der dunkeln Schiffe im Strom, wegen der auf und ab schwimmenden Rähne nur undeutlich erkennen. Plötzlich entflammte sich dann irgend ein bengalisches Licht und warf seine phantastische Farbe über den gekrümmten Strom, die Ufer, die Menschenmassen, die sich in den Bötten und am Lande drängten. Die ganze Bevölkerung, Einheimische und Fremde, schien dort unten, wie die Motten ums Licht, versammelt zu sein. Liesbeth und Julius standen nicht weit von Johann Ohlerich's Haus am Bollwerk, neben einer Yacht, die hier vor Anker lag, ganz mit sich allein und wie in den Mantel der Nacht eingehüllt, aus dessen Kapuze sie in den künstlichen Tag hineinstarrten, ohne von den Tageskindern gesehen zu werden.

Wollen wir auch näher gehen? fragte Julius.

Sie schüttelte den Kopf. Eine gewisse Furcht vor den Menschen, vor der Helligkeit schien sie doch zu befallen. Ohne etwas zu sagen, setzte sie sich auf der hölzernen Einfassung des Bollwerks nieder, die sich nur wenig über den Boden erhob. Julius folgte ihr, setzte sich neben sie. Während sie den farbigen Sternen der Raketen nachstarrte, sah er auf ihr Profil, das sich in seiner ganzen scharfen Kühnheit in den Nachthimmel hineinzeichnete, und freute sich, daß sie so friedlich und so romantisch ihm zur Seite saß. Nach einer Weile horchte sie plötzlich auf; ein dumpfes Schüttern in der Luft weckte ihr scharfes Ohr. Es wuchs heran; nun erkannte auch Julius, daß es Raderschlag auf dem Wasser war. Eine dunkle Masse wälzte sich hinter ihnen stromabwärts, oben auf dem Verdeck schwach erhellt. Sie rauschte an ihnen vorbei und dem Landungsplatz zu.

Der Dampfer! sagte Liesbeth vor sich hin.

Johann Ohlerich! dachte Julius, blieb aber still. Es war das letzte Schiff, das heute von Rostock kam, also brachte es Johann Ohlerich zurück. Unwillkürlich nahm der junge Mann eine andere, stolzere, fast drohende Stellung ein, als

müsse er sich rüsten, seine Rolle als Liesbeth's Beschützer durchzuführen. Er zog den Hut ein wenig tiefer in die Stirn herein und legte die Beine, lang ausgestreckt, über einander. Dann hörte er, wie Liesbeth's Athem rascher und schwerer ging. Es ward ihm sehr zärtlich und heroisch zu Muth; er legte sanft einen Arm auf ihre Schulter, wie um sie seiner Nähe zu versichern. Sie zuckte etwas zusammen, ließ es aber ruhig geschehn.

Liesbeth! Liesbeth! sagte er nach einer Weile und drückte sie in seiner Aufregung leise an sich heran. Sie schien es nicht zu bemerken, denn mit gespanntem Blick starrte sie in die Dunkelheit hinein, und auf einmal hörte er, wie ihre Zähne heftig zusammenschlugen. Auf der unbeleuchteten Uferstraße schritt eine Gestalt daher, die Julius nicht erkannte; er sah nur den breiten Umriß und vernahm den festen, schallenden Schritt. In der Nähe der Beiden blieb die Gestalt einen Augenblick stehen, als suche sie etwas; dann ging sie eben so festen Schrittes vorüber. Liesbeth hatte fast das ganze Gesicht in ihr Tuch gehüllt. Nach einer Weile murmelte sie dumpf vor sich hin: Das ist mein Mann! — Julius hörte, daß sie etwas sagte, die Worte verstand er nicht. Er sah ihr fragend in die Augen, doch sie war wieder still. Ihr Gesicht war blaß geworden, und eine fast wilde Aufregung flog darüber hin.

Der Beginn der Musik, die sich in der Ferne auf dem Wasserpiegel in einem der Rähne erhob, zog seine Augen wieder den Strom hinab. Mit phantastischer Schnelligkeit tauchten überall Schiffchen mit bunten Lampen, mit hin und her schwankenden Fackeln auf, die in die dunkle Flut feurig hinuntertrieben. Die kleinen Fahrzeuge, mit halb beleuchteten Menschen angefüllt, schienen in lustiger Unordnung durcheinander zu fahren. Lachen, Rufen, Schreien tönte bis hier herauf; dazwischen die ernsthaft gleichmäßige Musik der Trompeten. Liesbeth that, als höre sie dem Allem so andächtig wie ihr Begleiter zu; sie ließ ein Lachen vernehmen, das

indessen nicht lustig klang. Ihr Ohr horchte in Wirklichkeit nur hinter sich. An ihrem Haus ging die Thür, sie hörte Johann Ohlerich auf die Schwelle treten, in den Flur hinein. Dann nach einer Weile klang die Thür von Neuem, derselbe männliche Schritt lönte über das Holz, über die Steine, kam wieder auf die Straße und ging den Weg an den Häusern hin zurück, den er gekommen war. Sie hörte Johann Ohlerich dumpf mit sich selber sprechen, als er in ihrer Nähe vorüberschritt. Diesmal schien er nichts von den Beiden zu sehen. Zuletzt versank seine Gestalt in die allgemeine Nacht, und nur die bunten Lichter auf dem Strom füllten ihr noch die Augen.

Was haben Sie, Liesbeth? fragte Julius, da die Schulter der jungen Frau unter seiner Hand leise zu zittern anfing. Wie, Sie frieren doch nicht?

O, mir ist warm genug! antwortete sie mit Doppelsinn, der aus dem herben Ton ihrer Stimme wiederklang. Ich finde es sehr schön hier draußen, und hier will ich bleiben.

Die ganze Nacht, Liesbeth?

Warum nicht? antwortete sie kurz. Was soll ich zu Hause thun?

Sie fürchten sich vor Ihrem Tyrannen!

Ich mich fürchten! sagte sie mit einer stolzen Bewegung. Aber er soll mich nicht wiedersehen, bis er mir mein Recht gegeben hat. Er soll's erleben, daß ich noch bin wie damals.

Sie haben Recht, Liesbeth! sagte Julius jetzt feurig aufgeregt. Bleiben Sie hier; ich beschütze Sie!

Sie antwortete nichts.

Wie kann man so ein Unmensch sein, Ihnen Unrecht zu thun! Sie haben ihn verwöhnt. Sie sind zu gut gegen ihn. Wenn Sie nur auch einmal gegen mich so gut sein wollten — gegen mich, Liesbeth.

Sie sind ein Narr, Julius! sagte sie sanft.

Wenn ich einer wäre, so sind Sie selbst daran schuld! — Hören Sie doch die Musik! — diese schöne Musik! mur-

melte er mit aufgelöster Stimme. Die ganze Flotte der beleuchteten Schiffchen schwamm stromauf, nahe an sie heran, und die Hornisten bliesen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,“ in die Nacht hinaus. Dann kehrten Musik und Lampen wieder um, und in langsamem Verklingen zog sich die weichherzige Melodie in die Ferne zurück, nach dem Meere zu. Liesbeth's Wangen fingen an zu glühen, die starre Blässe hatte sie verlassen. Julius nahm ihre Hand; sie ließ sie ihm. Er fühlte, wie rasch ihr Puls auf und nieder zuckte. Ach, Liesbeth! ich wollte, ich könnte Sie entführen! flüsterte er mit einem scherzenden Seufzer.

Wohin? fragte sie.

Wohin? — In eine Gegend, wo es immer so schön ist, wie heute. Wo es keine Johann Ohlerichs und keine Tyrannen giebt.

Sie antwortete nur durch ein bitteres Lachen.

Sie sollen nicht mehr unglücklich sein; ich geb' es nicht zu! — Ich will Ihnen zeigen, daß ich auch ein Mann bin! — Liesbeth, sagte er dann weich und drückte ihre Hand, — ich bin in Sie verliebt!

Ach Gott! murmelte sie mit kaum vernehmlichem Lächeln.

Und ich halt' es nicht länger aus! flüsterte er, plötzlich vor Aufregung zitternd. Liesbeth! — — Er drückte sie an sich, seine beiden Hände hatten sie auf einmal umschlungen. Ich beschütze Sie! — Indem er das sagte, suchte er ihren Mund und küßte sie so ungestüm, daß er ihr den Schrei zwischen den Lippen erstickte. Ich muß es thun, Liesbeth! ich muß es thun! flüsterte er, ohne mehr zu wissen, was er sagte. Und damit drückte er wieder seine Lippen auf ihren Mund.

Herr mein Gott! sagte sie endlich und machte sich von ihm los. Nun sah er erst ihr Gesicht und erschrak. Sie war aufgesprungen, eine plötzliche Angst hatte sie entfärbt, ihr einen verzweifelden Ausdruck gegeben, der sie entstellte.

Ihr Blick flog umher, sie rang heftig nach Luft. Herr mein Gott! wiederholte sie dann und trat zurück. Julius! Lassen Sie mich gehn!

Nein! flüsterte er, sprang in die Höhe und streckte die Hände nach ihr aus, um sie zu halten. Doch sie war zu schnell. Das Kopftuch war ihr bei seiner Umarmung in den Nacken geglitten; in der Aufregung riß sie es sich vom Halse, schlug damit nach seiner Hand und lief davon. Er wollte sie noch bei ihrem Namen rufen, aber Stimmen und Schritte, die sich näherten, brachten ihn zur Besinnung. Mit halb geöffneten Lippen blieb er stehen. Liezbeth, wie wenn er sie verfolgte, lief durch die Nacht weiter bis an ihr Haus, riß die Thür auf und warf sie hinter sich zu. Dann hörte er, wie der Schlüssel sich im Schlosse drehte. Er sah ihr nach wie einem Nachtgespenst, das vor seinen Augen zerflattert war, und glaubte sie doch noch in seinen Armen, an seinen Lippen zu fühlen.

II.

Die junge Frau athmete erst wieder auf, als sie in ihrem Zimmer neben der Lampe stand. Sie hatte sie angezündet, die angstvolle Dunkelheit erhellte sich, sie sah wieder alle die gewohnten Dinge um sich her. Das Bettchen ihres Knaben stand neben dem ihren. Sie hörte den Kleinen in ruhigem Schlummer athmen, und das Blut stieg ihr vor innerer Verwirrung ins Gesicht. Die Musik von vorhin klang ihr wieder im Ohr, sie sah sich in Julius' Armen, fuhr von Neuem zusammen und fühlte doch die Aufregung aller ihrer Sinne. Es war etwas in ihr erwacht, vor dem sie sich fürchtete. Sie hatte sich nie so gekannt. Ein Gesangbuch lag neben ihr, — das Buch, von dem sie vorhin ihre Photographie genommen, in dem die alte Rieke inzwischen gelesen hatte, die nun still auf dem Hof in der warmen Nachtlust saß. Sie schickte die Alte fort, nahm das Buch

und fing an mit halblauten Lippen darin zu lesen, indeß ihre Gedanken um den unverstandenen Sinn der Worte herumflatterten. Sie konnte sich nicht fassen, es rührte sich so fieberhaft in ihrem Blut. Endlich legte sie das Buch auf den Stuhl, kleidete sich aus und ging zu Bett. Durch die Fenster drang eine wachsende Helligkeit herein: der Mond war aufgegangen und beschien ihren Hof. Aber sie konnte sich dennoch nicht entschließen, die Lampe auf dem Nachttisch auszulöschen. Es verlangte sie so sehr nach hellem Licht. Die Musik summt ihr noch fort und fort im Ohr, und sie fühlte doch, daß es eine Täuschung ihrer Sinne war. Sie glaubte sogar Julius neben sich flüstern zu hören, — aufgeregte, verführerische Worte. Als könne sie diesen Einbildungen so besser ein Ende machen, richtete sie sich auf. Nun klang die Thür, die durch den Durchgang nach dem Hofe führte, und deutliche Schritte — keine Einbildung mehr — kamen laut heran. Es war Johann Ohlerich's Schritt. Sie legte sich wieder in ihr Kissen zurück, in tiefer Beklemmung. Die Thür nach dem Hof ging auf, — sie hatte nicht daran gedacht, sie zuzuschließen, — und nicht lange darauf trat die hohe Gestalt ihres Mannes herein, den Hut auf dem Kopf.

Das ist heut ein böses Wiedersehen, nach so langer Trennung! dachte sie.

Johann Ohlerich sagte nichts, ging in dem kleinen Zimmer mehrmals auf und ab, blieb vor dem Bett seines Jungen stehen, der ruhig fortschlief, und murmelte nur etwas vor sich hin. Sie blickte ihn von der Seite an, er hatte ein geröthetes Gesicht; sie errieth, daß ihn irgend ein heißes Getränk so geröthet hatte. Denn seine Haut färbte sich allemal, wenn er hastig trank. Die Brauen hatten sich über der Nase stark zusammengezogen, auch sah sie die blaue Ader auf seiner Stirn. Dieser Anblick machte ihr Furcht; doch sowie sie das fühlte, erwachte der alte Trost, der die Furcht vor ihm nicht dulden wollte. Er hat es so gewollt! dachte

sie, obwohl ihr noch die Beklemmung auf dem Herzen lag. Er hat es selber gewollt!

Es verging noch eine Weile, bis er sich zu ihr wandte. Liesbeth! sagte er dann und blieb vor ihr stehen. Wo bist du gewesen, als ich nach Hause kam?

Sein Ton war ruhig, und sogleich regte sich auch ein weiches Gefühl in ihr. Wo ich gewesen bin? antwortete sie sanft. Das Feuerwerk und die Stromfahrt hab' ich mir angesehen.

Mit wem?

Sie war einen Augenblick stumm. Mit dem Herrn Julius, sagte sie dann und erröthete wider ihren Willen.

Ihr zwei Beide allein?

Nun ja; wir Beide allein.

Es war natürlich noch helllichter Tag?

Ihr Gesicht wurde bei dieser stachelig bösen Frage flammendroth. Sie sah ihn erbittert an und schwieg.

Antwort! rief er plötzlich mit losgelassener, jähzorniger Stimme. Antwort, oder ich weiß nicht, was ich thue! — Was ist zwischen euch geschehn?

Wenn du so schreist, sage ich kein Wort. Ich bin auch ein Mensch, wie du; du sollst mich nicht ansfahren wie einen Hund, ich frieche auch nicht vor dir. Heute Morgen hab' ich dir's gesagt, daß ich etwas thun würde, was dich nicht freut —

Was ist zwischen euch geschehn? schrie er sie wieder an. Herr Gott Sakrament — was ist zwischen euch geschehn? — Er ergriff ihren Arm und drückte ihn so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß. Durch diesen Laut wieder ein wenig zur Besinnung gebracht — denn er war außer sich — ließ er nach zu drücken, aber er behielt ihren Arm in seiner Hand. Ich sag' dir, ich will die Wahrheit wissen, oder ich bring' dich um!

Liesbeth richtete sich mit ihrem freien Arm im Bette auf. Ihr ganzer Widerstand war durch seine Mißhandlung entflammt. Du weckst das Kind auf! sagte sie mit wilder

Kälte. Laß meinen Arm los, oder kein Wort geht mehr über meine Lippen. Ich fürchte mich nicht vor dir!

Er ließ sie los. Was habt ihr mit einander zu thun gehabt, draußen in der Nacht? rief er wieder aus.

Nichts, daß ich dir drum nicht mehr ins Gesicht sehen könnte! sagte sie und blickte ihn ruhig an. Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin; brauch's von Niemand zu lernen. Aber nun sag' ich nichts mehr. Mit Gewalt zwingst du mir nichts ab! Zieh doch dein Messer und bring mich um; so fühl' ich's wenigstens nicht mehr, wenn du mir den Arm zerbrichst und mir ins Gesicht schreist.

Liesbeth! sagte er mit gedämpfterer Stimme, durch ihre Worte in Verwirrung gebracht. Wer ist Schuld daran, als du? Warum machst du mich toll?

Ich mache Niemand toll, der's nicht von sich selber wird!

— — Sie hörte das Kind weinen, das aus dem Schlaf erschreckt war, stand auf und setzte sich neben ihren Knaben ans Bett. Ihr Gesicht, ihr wenn auch erzwungenes Lächeln wirkte beruhigend auf den Kleinen. Er hielt zwar die Augen noch offen, lag aber wieder still, mit einer von seinen Händen die der Mutter streichelnd.

Johann Ohlerich ging von Neuem im Zimmer auf und ab, mit gedämpftem Schritt. Endlich stand er vor Liesbeth, die auf den Knaben sah, und murmelte ihren Namen. Sie wandte ein wenig den Kopf. Du willst mir also nicht sagen, Liesbeth, fing er halblaut wieder an, was heut Abend geschehen ist.

Was du zu wissen brauchtest, hab' ich dir gesagt! Nun ist's aus.

Das ist dein letztes Wort?

Sie gab keine andere Antwort als ein kurzes Nicken. Darüber ließ das Kind die Augen wieder zufallen und schlief ein. Johann Ohlerich sah diesem Vorgang zu, als sei es das Wichtigste, was er jetzt zu thun hätte. Dann warf er auf Liesbeth einen leidenschaftlichen, zornig zärtlichen Blick.

Sie erwiederte ihn nicht. Nun, so hab' ich auch noch ein letztes Wort! sagte er nach einem langen Schweigen.

Sie that, als hörte sie nicht.

Ich bin der Herr im Haus! — Morgen fahr' ich nach Hamburg zurück, Liesbeth — und du fährst mit mir.

Ueberrascht sah sie ihn an. Was soll das heißen? fragte sie nach einer Weile.

Das soll heißen, daß ich der Geschichte hier ein Ende machen will! daß ich es satt habe, dich mit deinem jungen Herrn allein zu lassen! daß ich dir nicht traue — verstehst du! Und daß du mir gehorchen sollst, oder es giebt ein Unglück!

Er sagte das mit wachsender Leidenschaft, sie hörte aus jedem Wort, wie es ihn durchwühlte. Er stand still und sprach nicht laut, um das Kind nicht zu wecken, aber der Ton, die Augen sprachen Alles aus. Es kam sie ein Zittern an; doch sie überwand es. Ohlerich! sagte sie dann aufgeregt. Du weißt, daß ich meinen Willen habe, so gut wie du. Ich lasse mich nicht länger von dir behandeln wie ein schlechtes Weib! Wenn du mich zwingen willst, so lauf' ich davon, so bin ich dein Weib nicht mehr, und mit aller Lieb' ist's vorbei.

Ich traue dir nicht! knirschte er zwischen den Zähnen.

Wann hättest du's auch je gethan? sagte sie mit aller Bitterkeit. Was Vertrauen heißt, das weißt du ja nicht. Jetzt laß mich schlafen gehen! — Sie trat wieder an ihr Bett.

Liesbeth! sagte er außer sich, doch mit immer verhaltener Stimme; — sie sprachen beide kein lautes Wort — Liesbeth! du fährst morgen früh mit mir nach Hamburg, oder es giebt ein Unglück, so wahr ich lebe.

Ich bleibe hier bei dem Kind! antwortete sie.

Du sollst diesen Menschen nicht wiedersehen — jetzt nicht! Ich will's nicht! Morgen früh um Vier stehst du auf, wir segeln nach Rostock hinauf. Du giebst jetzt dein Wort, daß du mit mir gehst, oder ich thue was, das mich reut, — das ich nicht lassen kann.

Ihu's! — Sie sollen hier nicht mit Fingern auf mich zeigen, wie auf eine nichtsnutzige Frau, der ihr Mann nicht traut, die er wie ein havarirtes Schiff hinter sich her schleppen muß! Noch bin ich ein ehrliches Weib — sie sah ihn finster drohend an: treib's nicht so weit, daß mir's leid wird! Treib's nicht so weit, Ohlerich! Es weiß kein Mensch, was aus ihm werden kann!

Nun, da hör' ich ja, wie es steht! sagte er mit einer Art von Lachen. So weit verlaufen sich deine Gedanken schon! — Goddam, da muß ich ein Ende machen, oder ich fahr' auf den Grund. Du segelst morgen früh mit mir nach Hamburg ab: gieb Acht, Liesbeth, jetzt sag' ich's zum letzten Mal.

Ich bleibe hier! antwortete sie kurz.

Ich thue, was mich reut! — Er oder ich! — Liesbeth, ich mach' ein Ende!

Sie sah ihn plötzlich angstvoll an, richtete sich etwas auf, aber sie schwieg. Johann Ohlerich wartete auch nicht mehr, ob sie noch etwas sagen werde. Seine Augen sahen offenbar verstört umher, dann griff er mit der geballten Faust in seine Tasche, in der er das Dolchmesser trug, rückte seinen Hut und ging mit raschen Schritten zur Thür hinaus. Sie rief seinen Namen, doch er hörte nicht. Er war schon draußen im Mondschein. Durch den Durchgang trat er auf die Straße, so hastig, wie wenn hier keine Zeit mehr zu versäumen sei. Dann schloß er die Thür von außen wieder zu, murmelte ein paar verstörte Worte — er war fassungslos in seiner Wuth — und ging an den Häusern fort, still vor sich hin.

Die nächtliche Beleuchtung auf dem Strom war mittlerweile erloschen, Musik und Gondelfahrt hatten aufgehört. Doch am Ufer entlang war noch nicht Alles still. Die warme Mondnacht schien die Menschen länger als gewöhnlich festzuhalten; aus dem nächsten Wirthshaus lärmte es hervor. Matrosen von den Schiffen, die an beiden Stromufern lagen, hatten sich dort unter dem lustigen Vordach angesiedelt, sangen

ein ausländisches Lied, während Andere dazwischen lachten und schreien. Johann Ohlerich hörte es mit dumpfem Ohr, indem er dem Geräusch näher und näher kam. Doch er war noch nicht weit gegangen, als ein anderer Lärm ihm die Straße kreuzte. Eine junge Dirne aus dem Ort, die ein trunkener schwedischer Matrose um den Leib gefaßt hatte, machte sich schreiend von ihm los und lief davon; der Andre hinter ihr her. Sie wollte in das nächste Haus hinein; in demselben Augenblick trat aus der Thür ihr Vater, ein eisgrauer alter Lootse, hervor, eine lange Stange in der Hand, mit zornrothem Gesicht, um den frechen Menschen niederzuschlagen. Doch da seine altersschwachen zitternden Arme die schwere Stange nicht regieren konnten, hatte der Schwede schnell das andere Ende gepackt, zog den Lootsen sammt der Stange an sich heran und holte mit seinem langen Matrosenmesser gegen ihn aus. Es war für Ohlerich schon zu spät, zu Hülfe zu eilen. Der Alte schien verloren, als plötzlich ein junger Mann herzusprang, den man bisher nicht gesehen hatte, und sich mit seinen unbewaffneten Händen vor den Bedrohten hinstellte. Das Messer des Matrosen fuhr nun nach dessen Hand. Doch gleich darauf hatte der junge Mann seinen Gegner an der Brust, und während das Blut aus der Wunde lief, warf er ihn so heftig zurück, daß der trunkene Mensch zu Boden fiel. Der Boden schütterte, so schwer fiel er hin. Auf seinen Ruf sprangen sogleich ein paar seiner Landsleute aus dem Wirthshaus hervor, schriegen dem jungen Mann in gebrochenem Deutsch drohende Worte zu und traten ihm mit ihren Dolchmessern entgegen.

Nichts da! rief nun Johann Ohlerich dazwischen, der mittlerweile auch herangekommen war. Steckt eure alten Räfemesser wieder ein; hier wird nicht so zugestochen! Wenn ihr nicht eben so betrunken seid, wie der Lump da auf der Erde, so hebt ihn auf und bringt ihn wieder an Bord, oder es geht ihm schlecht! Und wenn all seine Rippen noch heil

sind, so kann er sich Glück wünschen, daß er so davon kommt. Bringt ihn an Bord, jag' ich!

Die fremden Matrosen, durch Ohlerich's wildes Gesicht eingeschüchtert, vielleicht auch in dem Glauben, daß er hier am Ort zu befehlen habe, murmelten nur noch etwas vor sich hin, hoben ihren Kameraden vom Boden auf und trugen ihn in ein Boot, das unten am Bollwerk lag. Der Betrunkene suchte sich von ihnen loszumachen, drohte bald mit dem einen, bald mit dem andern Arm nach der Straße herauf. Doch die Matrosen setzten ihn auf eine Bank, stießen vom Lande ab und ruderten nach einem der dunklen Schiffe am andern Ufer hinüber. Im Mondschein sah man noch das aufgeregte Gesicht des Schweden, der mit seinem Messer in ohnmächtiger Wuth ins Wasser schlug, daß die Tropfen versilbert ausspritzten. Er stieß mit unsicherem Arm so heftig zu, wie wenn er dem Fluß den Bauch aufschlißen wollte. Endlich landete das Boot drüben am Schiff, und man sah ihn nicht mehr.

Psui, es sieht häßlich aus, — so ein wüthiger Mensch! murmelte Johann Ohlerich vor sich hin.

Hat der Hundsjott tüchtig zugestoßen? fragte er dann und wandte sich zu dem jungen Mann, dessen Gesicht er noch nicht gesehen hatte. Doch jetzt fuhr ihm ein unwillkürlicher Laut der Ueberraschung aus der Kehle. Es war Julius, der neben ihm stand. Der Jüngling hatte sein Taschentuch gezogen und fing das Blut damit auf, das ihm noch tropfenweise zwischen den Fingern hervorquoll. Zugleich betrachtete er die Wunde aufmerksam, — weil ihm wenig daran lag, Johann Ohlerich ins Gesicht zu sehen.

Ah! Sie sind es also! sagte dieser endlich sehr gedehnt und nicht ohne Mühe.

Ja, ich bin es, antwortete Julius.

Wie kamen Sie denn hieher?

Ich wollte noch einen Spaziergang machen, — in der schönen Nacht! sagte Julius in unverhehlbarer Verwirrung.

Was für einen Spaziergang Der wohl machen wollte! dachte Ohlerich und blickte den Jüngling äußerst argwöhnisch an. Dann sah er wieder das Blut und fragte mit einer Gutmüthigkeit, die er beim besten Willen nicht unterdrücken konnte: Hat er gut getroffen?

O nein; herzlich schlecht! sagte Julius lachend. Es that ihm sehr wohl, daß er einen Anlaß hatte, zu lachen. Dabei schwenkte er die Hand geringschäßig und ließ den nächsten Tropfen den Finger hinunterlaufen. Es ist ein elender Schmiß! Mit einem kleinen Stück Heftpflaster macht man der Sache ein Ende!

Nun, so ein paar Blutstropfen kann man zur Noth entbehren, wenn man so viel davon in Vorrath hat, sagte Ohlerich gutmüthig, mit einem Blick auf Julius' blühendes Gesicht. Es fiel ihm auf einmal in die Sinne, wie hübsch und stattlich dieser junge Mensch aussah. Die schönen braunen Augen regten ihn auf. Dazu der junge, kriegerische Bart, wie er selbst ihn nicht hatte. Es ward ihm wieder heiß in der Brust. Er dachte an Liesbeth, und wie natürlich es sei, sich in so einen Menschen zu verlieben, — Alles in ihm bäumte sich wieder auf. Unterdessen zog Julius ein Stück Heftpflaster aus seiner Brusttasche hervor und klebte es auf den langen, aber schmalen Riß. Dann fragte er, um nicht länger stumm zu sein: Und Sie — wo wollten Sie hin?

Wo ich hinwollte? — Nun, ins Wirthshaus! antwortete Johann Ohlerich.

In das nächste da?

Wahrscheinlich!

Man hat da gutes bayrisches Bier! fiel Julius ein zu bemerken.

Und guten Porter, setzte Ohlerich hinzu. Ich für meine Person ziehe Porter vor; er hat mehr Gewalt, er geht besser ins Blut.

Wenn ich ihn mit Ale mischen kann, ist er mir noch lieber, warf Julius möglichst behaglich hin. Indem er das

sagte, bekam er lebhaften Durst. Er sah Johann Ohlerich zuversichtlicher an, und unfähig, seine menschenfreundlichen Wallungen länger zu unterdrücken, setzte er hinzu: Ich habe Ihnen übrigens noch nicht einmal gedankt, Ohlerich, daß Sie mir einen zweiten Messerstich erspart haben. Kommen Sie, lassen Sie uns etwas Porter mit Ale trinken!

Johann Ohlerich wollte den Kopf schütteln, aber seine Gefühle mischten sich sonderbar durch einander. Danken! — Sie haben mir nichts zu danken, antwortete er.

Doch, ich hab' Ihnen zu danken. Womit hätt' ich mich gegen die Kerle wehren sollen? Ich hatte ja nichts, als die beiden Hände.

Warum liefen Sie denn mit Ihren nackten Händen so auf das Messer los?

Nun, da besinnt man sich doch nicht lange, wenn man helfen muß? antwortete Julius.

Johann Ohlerich ließ ein beifälliges Murmeln hören. Dann ärgerte er sich wieder über dieses Murmeln und suchte nach irgend einer unfreundlichen Wendung, die seine feindselige Stimmung ausdrücken sollte. Doch über dem Anblick von Julius' blutiger Hand fiel ihm keine ein. Endlich sagte er nur: Porter mit Ale ist gut.

Ja, Porter mit Ale ist gut! wiederholte Julius. In so 'ner warmen Sommernacht hab' ich immer Durst. Und wenn einem das Wirthshaus so vor der Nase liegt — — Und damit ging er vorwärts, um die letzten Schritte bis zum Wirthshaus zu machen. Johann Ohlerich ging in demselben gemessenen Tempo neben ihm her. Er hatte Lust, stehen zu bleiben oder umzukehren, aber es fiel ihm nicht ein, was für einen Beweggrund er dafür angeben sollte.

O ja, Porter mit Ale ist gut, sagte er endlich noch einmal und trat unter das Vordach, wo noch etwa ein halbes Duzend Gäste an den Tischen saß. Peter Jungmann, der Wirth, kam sogleich auf ihn zu. Hier steht ja ein leerer Tisch! sagte Julius, dem nun auf einmal etwas bekommen

ward. Ja, der Tisch ist leer, bestätigte Ohlerich. So setzten sie sich und fingen an, Porter mit Ale zu trinken.

IV.

Als Liesbeth in der nächsten Morgenfrühe, nach kurzem Schlaf und qualvollem Wachen, mit schwerem Herzen erwachte, wunderte sie sich sehr, daß sie an der verschlossenen Hausthür klopfen hörte. Sie stand auf und sah nach der Uhr; es war zwischen Vier und Fünf. Das Klopfen wiederholte sich im Takt, wie nach einer lustigen Melodie. Sie verwunderte sich noch mehr, fuhr in ihre Kleider und ging über den Flur, um zu öffnen. Draußen standen die Beiden, an die sie die ganze Nacht, im Traum und im Wachen, gedacht hatte; aber nicht als Gegner mit gezogenen Messern, sondern äußerst friedlich, Jeder gegen einen der Thürpfosten gelehnt. Sie schienen etwas zu frieren, ein frischer Morgenwind ging ihnen durch die wirren Haare. Aber sie summten Beide ein Lied vor sich hin und warfen heitere Blicke aus ihren überwachenden, großen Augen. Bei diesem gänzlich unerwarteten Anblick fuhr Liesbeth zurück, und da sie nicht begriff, was sie dazu sagen sollte, sagte sie kein Wort.

Du könntest uns einen Kaffee machen, Liesbeth, fing Ohlerich an, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, mit einem eigenthümlich humoristischen Ausdruck um die Lippen. Mit dem Kaffee muß man allemal abschließen; und du machst ihn ja gut, sagt der Herr Julius. Das ist ein Mann, der es wissen muß! Also Kaffee, vom besten.

Ja du mein Gott, wo kommt ihr denn aber her? fragte die junge Frau immer noch fassungslos.

Weißt du denn nicht mehr, wer Peter Jungmann ist? antwortete Ohlerich.

Liesbeth griff sich vor Verwunderung an den Kopf. Wie, seid ihr denn die ganze Nacht im Wirthshaus gewesen?

Julius nickte ihr heiter zu, schlug dann aber auf einmal die Augen verwirrt vor ihr nieder und sah sie nicht wieder an.

Ja, die ganze Nacht, erwiderte Ohlerich.

Und habt immerfort —?

Getrunken? Nein, immerfort getrunken haben wir nicht. Erst haben wir uns in Porter und Ale versucht; die waren beide gut. Dann sind wir der Nacht näher auf den Leib gerückt, und' als die „Abendwache“ aus war, haben wir während der „Hundewache“ mit dem Schiffer Albrecht schwarzen Peter gespielt. Und zwischen der Hundewache und der Morgenwache sind wir auf den Bänken eingeschlafen.

Was! Unter dem Borddach, in der freien Luft?

Peter Jungmann, der junge — nicht der alte — hat uns Decken über den Leib gelegt. Und jetzt sind wir hergekommen, um hier Kaffee zu trinken.

Herr du mein Gott! — Liesbeth sah bald den Einen, bald den Andern an, sie verstand von alledem noch immer kein Wort. Es fiel ihr auf, wie sonderbar vergnügt Johann Ohlerich wieder lächelte; dann spitzte er die Lippen und piff eine echte Schiffermelodie in den Morgen hinaus. Sie sah wohl, daß er nicht betrunken war; ein viel zu sicherer, überlegener Humor blickte ihm aus den Augen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, diesen räthselhaften Menschen anzusehen, und ging in die Küche an den Herd.

Von Zeit zu Zeit hörte sie ihren Mann etwas vor sich hin jammern; der Andre war still. Als sie mit dem fertigen Kaffee wiederkam, fand sie die Beiden auf der Bank vor der Thür, Julius fröstelnd und mit zugethropftem Kopf in eine Ecke gedrückt, einstweilen bemüht, sich durch eine Cigarre zu erwärmen und munter und zuversichtlich dreinzusehen. Ein runder Tisch stand vor ihnen, den Ohlerich aus dem Wohnzimmer herausgetragen hatte. Die frische Morgenluft ist gut! sagte er und warf sich behaglich auf die Bank, in die andere Ecke.

Liesbeth stellte den Kaffee auf den Tisch; nun bemerkte

sie, wie scharf beobachtend Ohlerich's Augen in aller Stille auf ihr und Julius ruhten. Es ward ihr unheimlich zu Muth. Ohlerich! nahm sie endlich das Wort und ward dabei feuerroth: warum bist du die ganze Nacht im Wirthshaus gewesen?

Warum? — Wenn etwas Besonderes vom Stapel läuft, Liesbeth, so wird allemal der Kiel heiß und fängt an zu brennen: da muß viel Feuchtigkeit aufgegoßen werden. Das hab' ich heut Nacht gethan, setzte er lachend hinzu.

Ich versteh' dich nicht! murmelte Liesbeth verwirrt. Ohlerich antwortete nicht. Er nahm den Kaffee und schenkte seinem Gast und sich selber ein. Julius dankte und trant hastig aus. Sein morgenbleiches Gesicht fing wieder an sich zu färben, gleichsam aufzuthauen. Mein Alter wird sich wundern, wenn ich erst heute Morgen nach Hause komme! sagte er mit unwillkürlicher Heiterkeit vor sich hin.

Er wird sich wohl noch ganz anders wundern! brummte Ohlerich leise.

Es war mittlerweile voller, sonniger Tag geworden, und auf der Nacht, die ihnen zunächst am Bollwerk lag, entstand Geräusch und Bewegung. Zuerst steckte ein Schiffsjunge seinen Kopf aus der Luke vorn am Bug, neben dem Anker, hervor; dann stieg der Schiffer, ein etwas beleibter, jovial aussehender Mann, aus dem Mittelraum aufs Verdeck und hielt sich die Hand vor die Augen, um nach der Wind- und Sonnenseite zu sehn.

Sieh da, das ist der Schiffer Albrecht, mit dem wir heute Nacht Karten gespielt haben! sagte Julius, der es noch immer vermied, Liesbeth anzublicken.

Ein lustiger Kamerad! bemerkte Ohlerich mit seinem heimlichen Lächeln.

O ja! Er erzählt sehr gute Geschichten; rechte Seemannsschnurren.

Nun, er war auch nicht immer Ostseefahrer; als Matrose ist er zweimal um die Welt gefegelt, erwiderte Ohlerich.

Plötzlich wandte sich der Schiffer Albrecht herüber, machte ein sonderbar pfiffiges Gesicht, winkte mit der Hand und rief aus: Guter Wind, Johann Ohlerich.

Guter Wind, ho! rief dieser sogleich zurück. Der laute Ton durchfuhr Liesbeth, als höre sie irgend einen geheimen Sinn heraus, den sie nicht verstand. Sie wollte auf ihres Mannes Gesicht zu lesen suchen; aber Julius' Nähe und Ohlerich's Heiterkeit beklemmten sie allzu sehr. Es lief ihr heiß und kalt über die Haut. Hör' ich da nicht etwas? sagte sie endlich. Ich glaube, mein Junge ist schon aufgewacht! — Sie ging scheinbar horchend in das Haus hinein und machte die Thüre zu.

Johann Ohlerich sah ihr nach. O ja! fing er dann gemüthlich wieder an, er erzählt gute Geschichten, der Schiffer Albrecht! Und er trägt sie gut vor. Aber nun sollten Sie nur mal die Bilder sehen, die er aus China und Japan mitgebracht hat; — die spaßhaften Bilder, wissen Sie, wovon er heut Nacht bei Peter Jungmann erzählte. Für Frauenleut' ist das nichts; aber für Mannsleut' ist es sehr possirlich anzusehn.

Kann man die Sachen einmal zu Gesicht bekommen? warf Julius nachlässig hin.

Warum nicht? Er hat sie immer an Bord, — der alte Schwede. Albrecht! rief er zu dem Schiffer hinüber, der auf seinem Verdeck auf und ab schlenderte, während der Schiffsjunge sich an den Segeln zu schaffen machte, — hast du eine halbe Stunde Zeit, kannst du uns deine japanesischen Kunstschätze zeigen?

Ich hab' 'ne ganze Stunde Zeit und dann noch 'ne halbe! rief der Schiffer zurück. Es wird mir eine große Ehre sein, — das versteht sich! — Johann Ohlerich stand sogleich auf und winkte seinem Gast mit den Augen, das Gleiche zu thun. Indessen Julius sich reckte und in die Sonne trat, um ans Schiff zu gehen, zog Ohlerich seine Briefftasche hervor, riß ein Blatt heraus und fing an, am

Kaffeetisch ein paar Worte zu schreiben. Nur so 'ne kleine Geschäftssache! rief er Julius zu, als dieser stehen blieb und fragend zurück sah. Gehen Sie nur an Bord, ich komme! — Damit schrieb er hastig fort. Julius stieg vom Bollwerk aufs Verdeck hinauf, begrüßte den Schiffer, und sie waren eben erst auf der kleinen Treppe, die zur Kajüte führte, als auch Ohlerich hinter ihnen erschien.

Ein nicht sehr einladender Geruch und eine dumpfe Luft kam dem hinuntersteigenden Julius entgegen; doch er war von früheren Schiffsbesuchen, seit seinen Knabenjahren, an diese Luft gewöhnt. Unten sah er sich in einem höchst bescheidenen, engen, leidlich reinen Raum, mit zwei Kojen über einander, einem in die Holzwand eingelassenen Schrank, einem kleinen Tisch und den einfachsten Sesseln. Etwas blauer Dampf zog noch die Treppe hinauf und zeigte, daß Schiffer Albrecht hier unten schon eine erste Morgenpeise geraucht hatte. Das ist meine Kabuse! sagte der Schiffer mit Humor. Die Welt ist groß, Herr, und die Kajüte ist klein! — Er schloß seinen Wandschrank auf und holte eine uralte Ledermappe hervor, in der er seine „Künstsätze“ verwahrte. Dann zog er bedächtig einen Haufen einzelner Blätter und einige lange Papierrollen aus der Mappe, legte sie auf den Tisch, ersuchte seine Gäste, Platz zu nehmen, und stieg nach einer nachdenklichen Pause wieder das Treppchen hinauf.

Die Beiden hatten sich mittlerweile schon in die burlesken Zeichnungen aus Jeddo und Kanagawa vertieft, die Ohlerich, so gut er es verstand, zu erklären suchte; von Zeit zu Zeit erscholl ein herzhaftes Lachen. Nicht wahr, das ist lustiges Zeug? fragte Ohlerich mit Genugthuung. Hin und wieder sah er von den Blättern auf und warf durch den Dampf, mit dem ihre Cigarren die Kajüte durchwölkten, einen halben Blick zum Fenster hinaus. Endlich stand er unruhig auf und ging, so gut es möglich war, in der Kabuse umher. Er qualmte immer gewaltiger. Julius saß noch

eine Weile still, sein Humor hatte sich ganz in diese tollen asiatischen Phantasieen vertieft. Doch zuletzt fühlte er die dicke Luft vor seinen gereizten Augen, erhob sich auch, wandte sich um und sah nun Johann Ohlerich mit einem eigenen, unbeschreiblichen Lächeln hinter sich stehen. Es fiel ihm zugleich auf, wie unsicher seinen Beinen zu Muth war. Der Boden bewegte sich unter ihm hin und her. Er mußte sich an dem Brett der Koje halten, um nicht zu fallen, und hörte ein dumpfes, schluchzendes Geräusch, das von außen gegen die Schiffswand schlug.

Was ist das für Wellenschlag? fragte er erstaunt. Fährt eben ein Dampfer vorbei?

Kann wohl sein! erwiderte Ohlerich. Kann wohl sein!

Nun, jedenfalls muß ich endlich nach Hause! sagte Julius und griff nach seinem Hut. Meine Leute werden Augen machen! Und ich werde gleich in mein Zimmer gehen und ein bißchen nachschlafen; denn ich werde jetzt höllisch müde.

Das wird wohl das Beste sein! entgegnete Ohlerich.

Der junge Mann stieg die Treppe hinauf, klammerte sich oben an den Mastbaum an, weil ihn eine plötzliche Bewegung des Schiffes taumeln machte, und stieß einen Schrei aus. Seine Ueberraschung war zu groß. Die Nacht fuhr eben mit vollen Segeln in das Meer hinaus. Sie hatte schon die beiden Hafendämme hinter sich, und breite Seewellen, von der frischen Brise aufgewühlt, rollten heran, während das große Segel sich bauschte, und das Bugspriet mit dem dreieckigen Klüver sich nach Westen drehte. Julius sah die Einfahrtthürme noch so nah, daß ein Flintenschuß sie erreicht hätte, die Häuser am Strom entlang, den Leuchtthurm auf der Anhöhe, die Badehütten am Ufer. Es faßte ihn eine Art von Schwindel an, diese tollste Phantasie — wofür er das Alles zu halten Lust hatte — leibhaftig vor sich zu sehen. Was soll das heißen? stieß er endlich hervor.

Johann Ohlerich kam hinter ihm die Treppe herauf,

stellte sich an den Schiffsbord und sah ihm mit ehrlich triumphirendem Lächeln ins Gesicht. Sehn Sie, es läßt sich nun nicht mehr ändern! sagte er so gemüthlich, als ihm bei der zitternden Aufregung seiner Stimme möglich war. Daß ich's nur ganz kurz sage, Herr Julius: es ging wirklich nicht an, daß ich Sie und meine — meine Liesbeth noch länger zusammenließ. Ich hab' mit ihr zu Land nach Hamburg fahren wollen; aber sie hat nicht gewollt. Nun müssen Sie mit mir zu Wasser nach Hamburg; — so oder so.

Julius starrte dem Steuermann so verwirrt ins Gesicht, daß ihm alle Worte versagten.

Sehn Sie — lassen Sie mich ausreden! fing Ohlerich wieder an. Es mußte etwas geschehen, Herr Julius, — oder es gab ein Unglück. Ich hielt's so nicht mehr aus! Ich bin ein wilder, hitzköpfiger Kerl! Da hab' ich gestern Abend gesehen — an dem Schweden da, mein' ich — wie häßlich so ein nichtswürdig wüthiger Mensch ist, der wie ein blindes Unwetter dreinfährt, ohne zu wissen, wie es enden wird. Und dann haben wir Porter mit Ale getrunken — und danach ist mir etwas besser geworden. Lassen Sie mich ausreden; es dauert ja nicht mehr lange. Sehn Sie, da ist mir ein Gedanke gekommen — er lächelte wieder — wie ich Sie so unter der Hand aus meiner Bucht hinausbugsiren könnte! Während Sie bei Peter Jungmann auf der Bank geschnarcht haben, hab' ich's mit dem Schiffer Abrecht ausgemacht, daß er uns heute Morgen mitnehmen sollte, — weil er grade nach Hamburg fährt. Das ist so eine kleine unfreiwillige Seereise, Herr Julius; — Sie sind ein junger Kerl von zwanzig Jahren, Sie verstehen ja Spaß! Nehmen Sie's Johann Ohlerich nicht übel, daß die Sache so gekommen ist: ich hab' selber keine Freud' d'ran — ich laß' Weib und Kind zu Haus, um mit Ihnen auf der Ostsee herumzusegeln — Goddam! Sie haben's nicht anders gewollt!

Er setzte diese letzten Schlußworte eifriger und etwas jornig hinzu, da er Julius bleich und bleicher werden und

auf dessen Gesicht gar keine Neigung sah, die Sache heiter zu fassen. Doch der Jüngling blieb still. Er hielt sich nur immer am Mastbaum fest und sah starr vor sich hin, auf Schiffer Albrecht's Rücken, der breit und unbeweglich vorne am Burgspriet stand. Johann Ohlerich wartete eine Weile, ob der Sturm, der im Aufzug schien, ausbrechen werde. Es erfolgte nichts. Sehen Sie, Herr Julius, fing er dann langsam wieder an — wenn so ein Teifun weht! so ein Teufels-Wirbelwind, der einem das Herz im Leibe durcheinander wirbelt! Ist da der Schiffer gescheidt, hat er was gelernt, so weiß er, wo der Teifun hinaus will, und segelt ihm aus dem Weg. So, dacht' ich, sollst du's auch machen! Hast du 'nen Sturm im Haus, so nimm einen andern Kurs und segle ab! Und so hab' ich's gemacht. Und da schwimmen wir nun herum, immer westwärts fort, — und wer dabei den Humor verliert, dem ist nicht zu helfen.

Aber was ist Ihnen? setzte er auf einmal lauter hinzu. Julius war grün geworden, wie junges Gras, und statt den klugen Gedanken seines Reisegefährten zu folgen, versuchte er nur noch durch ein mattes Lächeln gegen die sonderbare Verstörung seiner Züge anzukämpfen. Fehlt Ihnen etwas? rief Ohlerich und trat auf ihn zu.

O nein — mir ist nur sehr übel, antwortete Julius. Dabei sah er nach der Kajütentreppe zurück, wie um dort unten gegen seine Haltlosigkeit Schutz zu suchen. Der kräftige, gefalgene Wind, der ihm um die Ohren blies, das Wühlen der Wellen, der immer auf und ab schwankende Mastbaum hatten schnell ihr Werk an ihm gethan. Johann Ohlerich begriff nun endlich die Sachlage und nahm Julius' Arm, um ihn hinunterzuführen. Goddam! rief er aus, warum sagten Sie das nicht früher?

Ich mochte nicht sprechen, antwortete Julius. Er kam unten an, streckte sich auf Ohlerich's Wink in der unteren Koje aus und überließ sich nun wortlos seinen unaussprechlichen Gefühlen.

Das Schiff schwankte stark. Johann Ohlerich schien es nicht zu spüren. Er ging in der Kajüte umher, setzte sich seinem Kranken gegenüber, sah ihn bald kopfschüttelnd, bald ermutigend an und suchte sich durch alle möglichen Handreichungen nützlich zu machen. Von Zeit zu Zeit stieg er die Treppe hinauf, um seinen Kopf einen Augenblick in den Wind zu stecken, kam aber gleich wieder zurück und setzte sich in irgend eine Ecke. Dann saß er da, wie eine Mutter, die ihr Kind bewacht. Er schien keinen anderen Gedanken mehr zu haben, als seinen Kranken zu hüten. Wird Ihnen schon besser? fragte er in gemessenen Pausen, als ginge es nach der Uhr. Ich glaube, antwortete Julius, es scheint so, — und ward dann durch einen neuen Anfall seiner Leiden zum Verstummen gebracht. Auch Johann Ohlerich war dann eine Weile still. Zu gebührender Zeit fing er wieder an zu lächeln und murmelte irgend ein aufmunterndes Wort: Ja, bei so einem steifen Ostnordost! — Wenn man seine erste Seefahrt macht! — Die Ostsee ist nur klein, aber sie ist ein schlimmes Wasser, Herr Julius! — — Unterdessen lag Julius mit grünem Gesicht und heroischem Schweigen da. Er fand es zu schwer, sich der Ereignisse, die ihn in diese Noje geführt hatten, genau zu erinnern. Er nahm die Thatsache hin. Er wunderte sich nur, wie viel Kopfschmerzen und wie wenig Gemüth er hatte. Es war ihm unendlich gleichgültig, ob eine Frau hübsch oder häßlich sei, ob sie Amalie oder Liesbeth heiße. Alles lag hinter ihm. Nur hin und wieder wandte er sich auf die Seite und sah dann immer wieder Johann Ohlerich's wetterbraunes, theilnehmend lächelndes Gesicht. Es tröstete ihn. Trotz seiner Schwäche fühlte er sich gerührt, versuchte zu lächeln, — und fiel dann wieder mit starrem Gesicht in sein Elend zurück.

Gegen Abend ward es endlich stiller, die See ging nicht mehr hohl. Er versank in den Schlaf, den er sich den ganzen Tag vergebens gewünscht hatte. Als er wieder zu sich kam — er hatte nicht lange geschlummert — fand er

zu seinem Erstaunen, er sei wunderbar wohl. Es hungerte ihn, aber es war ihm nicht mehr weh und übel zu Muth. Die Nacht schwankte nur noch gelind. In der Dämmerung, die sich inzwischen um ihn her verbreitet hatte, erkannte er Ohlerich und den Schiffer Albrecht die ihm mit Vergnügen in die aufgefrischten Augen sahen und sein erstes gesundes Wort zu erwarten schienen. Der genesene Patient richtete sich auf. Johann Ohlerich lachte, als er ihn in der Kajüte noch etwas herumtaumeln sah; drückte ihm dann die Hand mit einem strahlenden Blick, und fragte, ob er schon Sinn dafür habe, Speck zu essen. Julius schüttelte wehmüthig den Kopf. Ob es ihm dann vielleicht Vergnügen machen werde, sich einstweilen mit englischem Zwieback und Kostocker Weißbier zu vernüchtern; es sei auch Stockfisch zu haben. Bei diesen Worten fühlte Julius, daß ihm die ganze Welt der Genüsse wieder aufging. Aber er sehnte sich sehr nach frischer Luft. Sowie er ein halbes Wort darüber gesprochen hatte, nahm Johann Ohlerich ihn unter den Arm und führte ihn wie einen jüngeren Bruder der Treppe zu. Sie kamen hinauf; Julius erstaunte, wie die Welt sich während seiner Leidenszeit verändert hatte. Das Meer hob und senkte sich nur noch in langen, schaumlosen, nichtsbedeutenden Wellen, wie wenn es regelmäßige, gesunde Athemzüge thäte. Der Himmel war rein gefegt, vom Wind nichts mehr zu spüren als ein erfrischender Hauch, der die Dünste des Meeres über das Berdeck hinüberwehte. Hier und da blinkte schon ein Stern in der helldunklen Höhe auf, und die niedrige Küste dämmerte in der Ferne.

Was für eine wundervolle Reise das ist! sagte Julius in seiner übersießenden Lebensfreude, um Johann Ohlerich etwas Angenehmes zu sagen.

Nun, wie man's nimmt! sagte dieser und lachte.

Der Schiffsjunge erschien auf des Schiffers Ruf, und in zwei Minuten stand ein gedeckter Tisch mitten auf dem Berdeck, drei Stühle herum, eine Reihe von Bierflaschen in

geschützter Lage gegen den Bord gelehnt. Wir haben ja wieder festes Land unter uns! sagte der Schiffer heiter, und die Luft geht mild! Jetzt möcht' ich doch auch dabei sein und sehen, was Ihr Magen wieder leisten kann! — Julius saß schon und griff nach den Wunderwerken menschlicher Erfindung, die man ihm aufgetischt hatte. Alles erschien ihm neu und wunderbar. Sie setzten sich zu Dritt (der Schiffsmaat stand am Steuer), und Johann Ohlerich, in seiner besten Laune, warf die Korkstöpsel, die er aus den Flaschen zog, rechts und links über Bord. Dann wurden die Flaschen mit seltener Geschwindigkeit leer, und Schiffer Albrecht mußte den Steuermann mit sanfter Gewalt verhindern, sie gleichfalls den Stöpseln nachzuwerfen. Es dauerte nicht lange, so sang Julius, vom Essen und Trinken begeistert, zu singen an, daß der Maat am Steuer und der Schiffszunge am Klüverbaum herüberhörten. Herr Gott, es geht nichts übers Schifferleben! rief er endlich aus.

Nun das versteht sich! sagte Ohlerich lachend. Wie's im Liede heißt:

Matrosenleben,
Und das heißt lustig sein!
Wenn andre Leute schlafen,
Da muß ich wachen,
Am Steuer stehn,
Am Steuer stehn!

Das ist Alles Eins! seufzte Julius. Ich hab' meine schöne Jugend verlumpt, — hätt' ein Seemann werden sollen, statt mich hinter den Büchern festzusetzen! Alle Seeleute sollen leben! — Er hob sein Glas mit etwas elegischem Ausdruck und stieß mit den Beiden an.

Nun, Sie sind ein junger Kerl — und was für ein strammer junger Kerl! — und Ohlerich sah ihn mit herzhaftem Wohlbehagen an; — 's könnt' ja Alles noch werden! Mit der Seekrankheit das nimmt auch ein Ende — wie Alles auf dieser Welt! So ein richtiger Matrose, das ist doch

etwas: das weiß doch, wozu es seine Arme und Beine hat, und wozu die Erde rund ist. Denn nach der einen Seite fährt er ab, und von der anderen kommt er wieder zurück! Und dann hat er mittlerweile was gesehen, — Goddam! — und er fing an, Seemannsgeschichten zu erzählen. Julius hörte zu, Schiffer Albrecht trank. Endlich begannen sie alle Drei lustige Schifferlieder durch die Nacht zu singen.

Es war tief dunkel geworden, aber der späte Mond ging nun auf und wanderte über die kleinen Wasserkämme, indem überall von seinem Silber etwas hängen blieb, zum Berdeck herüber. Sein elegisches Licht hatte noch nicht lange geleuchtet, als Julius stille ward und der Einfluß des Nachtgestirns auf ihn zu wirken schien. Er legte seine erloschene Cigarre auf den Tisch, fing an zu träumen und starrte ins Meer hinaus. Das Sonderbare seiner Lage ward ihm plötzlich bewußt. Auch Johann Ohlerich neben ihm verstummte. Schiffer Albrecht sang allein noch eine Weile fort; dann hörte er gleichfalls auf, klopfte am Bord seine Pfeife aus, sah nachdenklich in den Mond, wie auf eine Uhr, und ging ans Steuer, um Peter Jürß, den Schiffsmaat, abzulösen. Auf dem ganzen Berdeck war Alles stumm. Eine Weile starrten Julius und Ohlerich beide still vor sich hin.

Endlich nahm Julius seine Cigarre wieder in die Hand, steckte sie aber nicht an, sondern sagte nur: Das ist eine merkwürdige Nacht! — — Ich wollte mich noch über etwas zu Ihnen aussprechen, Johann Ohlerich.

Da bin ich gerne dabei! murmelte Ohlerich, ohne seinen Blick zu verändern.

Ich wollte Ihnen nur sagen, Johann Ohlerich: Sie sind ein ganzer Kerl, und ich habe alle Achtung vor Ihnen.

Nun, das kann mich freuen, brummte Ohlerich vor sich hin.

Ich möchte gern, daß wir uns wie gute Freunde verständigten, Johann Ohlerich! Was meine Person betrifft, — so hab' ich mich in dieser Sache nicht so gut benommen, wie Sie. Ich habe Ihrer Frau — — Die Zunge stockte

ihm eine Weile. Ich habe Ihrer Frau mehr dummes Zeug gesagt, als ich verantworten kann.

Ach was! Davon reden wir ja nicht mehr. Das ist abgemacht.

Doch; ich rede davon. Ich fühle das dringende Bedürfniß, davon zu reden. Johann Ohlerich. — ich bin nun einmal ein verliebter Kerl! Und so kam die verwünschte Geschichte — — Aber jetzt bin ich kurirt.

Sie sind noch ein junges Blut, Herr Julius! Da kommt Allerlei vor. Und wenn Sie kurirt sind — doch er sah dem jungen Mann etwas ungläubig ins Gesicht — nun so ist's ja gut.

Ja; Sie haben mich kurirt, Johann Ohlerich! — Aber sagen Sie nicht mehr „Herr Julius“, das hat keinen Sinn. Sagen Sie meinetwegen „Julius!“ — So wahr ich hier sitze, ich nehm' es Ihnen nicht übel, daß Sie mir diese — diese Vergnügungskreise arrangirt haben. Ich weiß nun, daß Sie ein ganzer Kerl sind, Johann Ohlerich. Sie haben sich selbst überwunden; — nun, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Es ist jetzt an mir, daß ich dasselbe thue! Und ich wollte Ihnen nur noch mein Ehrenwort geben, daß das geschehen soll.

Nun, das wird mich freuen! jagte Ohlerich, doch ohne ein besonders kräftiges Zutrauen zu verrathen. Er sah dabei vor sich nieder auf den Tisch.

Sie meinen, mit dem Ehrenwort ist's noch nicht gethan! Wenn der Geist auch willig ist, das Fleisch ist schwach! — Sehn Sie, Johann Ohlerich, ich verstehe sehr gut, was Sie eben denken. Sie haben mich in dieses „Rettungsboot“ gelooft — er lächelte unwillkürlich — um über einen sehr kritischen Moment hinüberzukommen: denn es war ein kritischer Moment, das gebe ich zu. Ich war ein verrückter Narr! Aber wenn wir nun morgen oder übermorgen nach Hamburg kommen, und ich von da als guter Sohn nach Warnemünde

zurückfahre, — so kann ich wieder verrückt werden. Nicht wahr, das haben Sie eben bei sich gedacht?

Es wär' wohl möglich! murmelte Ohlerich; konnte dabei nicht umhin, zu lächeln und dem treuherzigen jungen Menschen mit einem ehrlichen Wohlgefallen ins Gesicht zu sehen.

Johann Ohlerich! Ich könnte Ihnen einen Vorschlag machen — — Julius erröthete über das ganze Gesicht, indem er das sagte. Ich könnte Ihnen einen Vorschlag machen, mit dem die Sache wohl zu Ende käme. Jeder Mensch hat doch irgend einen Ehrenpunkt, von dem er nicht losläßt! Wenn ich z. B. mit Jemand verbrüderet bin, wenn ich ihm Freundschaft zugeschworen habe, so kann ich doch unmöglich mit seiner Frau — — das sehen Sie ein. So kann ich doch gar nicht mehr daran denken, wieder verrückt zu werden! — Ich habe gestern und heut mit Ihnen getrunken, Johann Ohlerich; — doch das bedeutet noch nicht viel. Ich habe alle Achtung vor Ihnen gewonnen; ich habe — — Wär' ich nicht ein Mann, so würd' ich gradheraus sagen, daß ich mich in Sie verliebt habe. Wenn's nur auf mich ankäme, ich könnte gleich dieses Glas nehmen und — und mit Ihnen Brüderschaft trinken; — und dann sollte kein Mensch auf der Welt mehr sagen, Johann Ohlerich, daß ich mich je wieder an Ihrem Lebensglück vergreifen könnte! —

Er wartete eine Weile auf Antwort. Johann Ohlerich nickte mit dem Kopf, stand dann auf und sah dem jungen Redner gerührt ins Gesicht. Julius! fing er endlich an; ich hab' doch nicht Unrecht gehabt! Sehn Sie, ein richtiger Seemann muß aus einem einzigen Stück Rundholz errathen können, wie groß das ganze Schiff ist. So hab' ich mir gestern Abend gleich gedacht, Sie sind ein Kerl auf dem Platz! und mit dem muß ich in Frieden fertig werden! — — Stoß an, Junge; warum sollen wir nicht Brüderschaft trinken, und warum soll ich mir nicht den letzten Span, der da drin noch steckt, aus dem Herzen reißen! —

V.

Es war wohl Mitternacht geworden, als Julius endlich, trotz aller Aufregung und Freudigkeit zum Sterben müde, in seine Koje schlich. Ueber sich hörte er Musik; Johann Ohlerich saß noch auf dem Verdeck, hatte die Handharmonika des Schiffers Albrecht genommen und spielte allerlei Weisen darauf, so gut er's gelernt hatte. Es waren weichherzige Melodien, sie klangen sehr heimwehmüthig und verliebt in die Nacht hinaus. Darüber schlief Julius ein, und schlief bald so fest, als wollte er nie wieder erwachen.

Gegen Morgen fing er endlich zu träumen an; ein Traum immer glücklicher als der andere, Alles ging ihm gut aus. Er sah sich mit zwei großen schweinsledernen Büchern unter dem Arm, die er in den Warnemünder Strom warf und mit herzlichem Vergnügen untersinken sah. Dann donnerten auf einmal alle Kanonen, und die norddeutsche Flotte — denn der Strom hatte sich unvermerkt in den Kieler Hafen verwandelt — zog in Schlachtordnung auf. Er befand sich unter den Offizieren, gleich ihnen den dreieckigen Hut auf dem Kopf, im dunkelblauen Frack mit den großen, zweireihigen Anfertknöpfen; der breite Goldstreifen blitzte an seiner Hofe hinunter. Es verwunderte und freute ihn, daß doch noch ein Seemann aus ihm geworden sei. Gleich darauf sah er, wie alle Schiffe im Hafen ihre Flaggen strichen und unter Kanonendonner und Musik die Admiralsflagge am großen Topp in die Höhe ging. Er hörte die Leute in seiner Nähe sagen, daß geschehe, weil der Admiral Julius das Kommando übernommen habe. Zudem ihm das noch schmeichelte, ward der Traum undeutlich und verlор sich in eine Schlacht, wie man sie noch nie gesehen hatte. Der Sieg war errungen, der Admiral Julius kam zurück und fuhr mit der ganzen Flotte, er selbst auf „Wilhelm I.“ voran, den Strom hinauf und an Johann Ohlerich's kleinem Hause vorbei. Liesbeth stand auf dem Bollwerk, grüßte ihn mit einem Kopfnicken und legte

ein Brett, auf dem er ans Ufer stieg. Er reichte ihr die Hand und wollte sie auf den Mund küssen; aber sie gab ihm eine Ohrfeige, — und indem er eben einige Worte der Entschuldigung stammeln wollte, wachte er auf.

Johann Ohlerich stand vor ihm, mit lächelndem Gesicht. Willst du nicht aufstehen, Junge? Du hast ja einen prächtigen Schlaf! Aber ich muß dem Vergnügen doch ein Ende machen. Gegen Morgen zu hat der Wind wieder ein Bißchen nachgeholfen, und nun liegen wir hier in der Kieler Bucht. Der Schiffer Albrecht hat hier etwas zu thun, — und ich denke, wir beide lassen ihn allein mit seiner alten Nacht und fahren per Dampf nach Hamburg und Altona! Es wird dir wohl nicht viel daran liegen, den Eiderkanal und die schwarzen und weißen Elb-Tonnen zu sehen, und vielleicht noch einmal in hohle See zu kommen, wie am gestrigen Tag.

O, das thäte mir nichts! sagte Julius, der noch etwas von dem Admiralsgefühl seines Traums verspürte. Aber es ist freilich besser, bald nach Hamburg und nach Hause zu kommen! Es giebt eine Familie, die sich schon sehr über mich verwundern wird.

Nun, dann arbeite dich aus der Noje heraus! Gleich nach sieben geht der Zug. Eine halbe Stunde haben wir noch. Dann können wir in Hamburg ein paar Beefsteaks zu Mittag essen! — Damit stieg Johann Ohlerich wieder die Treppe hinauf. Julius warf sich in seine Kleider und folgte ihm bald. Er sah sich hart am Bollwerk des Kieler Hafens, allerlei Masten und Flaggen um sich her. Weiter abwärts lag ein gewaltiges, schwarzes Ungeheuer von der deutschen Flotte, in dessen Nähe die schlanken Kanonenboote dampften, — wie es schien, um sich zu einer Uebungsfahrt jeesfertig zu machen.

Nun, das ist doch schon etwas, murmelte Ohlerich bei diesem Anblick mit halb zurückgedrängtem schmunzelndem Wohlbehagen. So weit haben wir's doch endlich einmal gebracht!

— Wie der große Kerl daliegt; wie eine alte Gule, um die die Schwalben herumfliegen.

Julius erwiderte nichts. Es war ihm sonderbar ernst zu Muth geworden; seine wachen Gedanken gingen hinter seinen Träumen her und dachten daran herum. Er sah still auf die Schiffe, zählte mechanisch ihre Kanonen, so viele er sehen konnte. Endlich trieb Johann Ohlerich zum Aufbruch an. Sie nahmen vom Schiffer Abschied, der behaglich neben dem Steuer saß und rauchte, wanderten zum Bahnhof und rollten in der Morgenfrische nach Hamburg zu.

Ein Jeder von ihnen hatte sich bald in seine Gedanken vertieft. Johann Ohlerich schien mit jeder Stunde melancholischer und stiller zu werden; sein Heimweh nach Warnemünde war erwacht, Alles, was er dort zurückgelassen hatte, lag ihm auf der Seele. Doch er sagte nichts. Sie kamen in Hamburg an, Ohlerich führte seinen Gast — denn als das erschien ihm Julius hier in der Seestadt, in der er zu Hause war, wie in seiner eigenen Seele — durch allerlei enge Straßen vor Allem dem Hasen zu. Ihr Weg führte sie zuerst am Binnenhasen entlang. Hunderte von Elbkähnen lagen hier so wunderbar in einander gedrängt, daß es unmöglich schien, den hölzernen Knäuel auseinander zu wickeln. Julius starrte das Phänomen mit weit aufgerissenen Augen an. Das ist noch nichts! sagte Ohlerich stolz und zugleich geringfährig und zog seinen Freund vorbei, nach dem Elbufer zu. Wenn wir erst an den Rummel-Hasen kommen, und so weiter!

Sie wandelten Arm in Arm, ein ungeheurer Mastenwald ragte jetzt näher und näher vor ihnen auf. Das ist freilich etwas Anderes, als bei uns zu Hause! sagte Julius, von einer Art schiffsjungenhafter Ehrfurcht ergriffen. Aber was für eine hübsche Figur dieses Weibchen hat! — Seine Bewunderung für die hohen Mastenspitzen hinderte ihn nicht, auch das Schöne zu ebener Erde zu sehen. Eine stattliche, jugendliche Gestalt in ehrbarem, schwarzem Kleid, aber von

höchst angenehmem Wuchs, ging vor ihnen auf, ein wenig rascher als sie. Julius fing an größere Schritte zu machen und seinen Kameraden mit sich fortzuziehen. Nun, wozu laufen wir so? fragte dieser endlich, als er merkte, daß er im Schlepptau war. Denkst du, mein Junge, daß uns die Indiensfahrer da so plötzlich davonselgeln?

Wir sollten der jungen Person ein wenig nachgehen! antwortete Julius und zeigte auf die, die er meinte.

Wozu?

Wozu? Wenn man in fremden Städten ist, muß man auch die Menschen betrachten, Ohlerich. Ich will wetten, sie hat ein hübsches Gesicht!

Nun, das kann sie wohl haben; aber da hätten wir in Hamburg viel zu thun. Und da geht sie ja eben rechts um die Ecke.

Eben um diese Ecke sollten wir auch gehen! entgegnete Julius. Ich bin doch neugierig — — Und er zog den Andern um die Ecke herum.

Johann Ohlerich lachte. Du bist ja wohl 'ne rechte Magnetnadel, sagte er, die immer nach der Windrichtung Frauenzimmer zeigt! Ich hab' mir die Dirne noch nicht einmal angesehen. Oho! da geht sie eben in das Wirthshaus hinein.

Eben in das Wirthshaus sollten wir auch hineingehen! setzte Julius sogleich hinzu. Abgesehen davon, daß ich nachgerade höllischen Appetit verspüre — — Und damit zog er Ohlerich nach der Wirthshaus Thür.

Wenn das meine Frau wüßte, murmelte Ohlerich lachend, daß ich hier dem ersten besten Unterrock nachlaufe! Sie traten ein; das Gastzimmer lag gleich links neben dem Thür. Es schien eine stille, unbesuchte Wirthschaft zu sein. Das ganze, mit Tischen und Stühlen angefüllte Zimmer war leer, auch nicht sehr von Tabaksdünsten heimgesucht. Nur die junge Person hatte sich eben gesetzt, ein zusammengeknüpftes

Bündelchen auf den Tisch gelegt und sah, ihnen den Rücken zuwendend, zum Fenster hinaus.

Nehmen wir nur vor Allem Platz! sagte Julius und warf sich auf einen Stuhl am nächsten Tisch. Du mußt ohnehin noch eine Flasche Rothpohn mit mir trinken, Ohlerich; heut Nacht haben wir die Brüderschaft nur mit Rostocker Weißbier begossen!

In diesem Augenblick sah die junge Frau verwundert zu ihm herüber, und die beiden Männer zu ihr. Alle Drei starrten einander an. Liesbeth — nicht in ihrer Warne- mündler, sondern in städtischer Tracht — zeigte ihr Gesicht, auf das sich mehr Erstaunen drängte, als es fassen wollte, während Ohlerich die Farbe wechselte, und Julius endlich in ein verlegenes, lautes Lachen ausbrach.

Hatt' ich nicht Recht, Ohlerich, rief er aus, dich herein- zuschleppen? Hatt' ich nicht Recht? — Plötzlich aber besann er sich, wie es hier noch stand, glaubte sehr zur Unzeit gelacht zu haben und ward feuerroth. Guten Tag, Liesbeth! stammelte er, mit einem Blick auf Ohlerich's ernstes Gesicht. Ich will — — ich will etwas zu essen bestellen! — Das ist gut! Das wird das Beste sein! setzte er hinzu, indem er seinen stillen Gedankengang verrieth. Niemand antwortete ihm etwas. Er nahm seinen Strohhut wieder auf, den er hingelegt hatte, suchte die Thür nach der Küche und ging schweigend hinaus.

Die beiden Eheleute sahen sich allein. Guten Tag, Ohlerich! sagte Liesbeth nach einer Weile, mehr erstaunt als bekommen. Ich höre ja, daß ihr euch duzt!

Ja, wir duzen uns, entgegnete Ohlerich sanft.

Daß ihr heut Nacht bei Rostocker Weißbier Brüderschaft mit einander getrunken habt!

Ja; da hast du ganz richtig gehört, Liesbeth: das ist geschehen. Warum sollten wir Beide auch nicht Brüderschaft trinken? Das kommt zwischen Manuskripten vor, wenn sie lustig sind.

Ohlerich! rief die junge Frau aus und sah ihm wie einem Räthsel ins Gesicht.

Johann Ohlerich, ohne eine Miene zu verziehen, gab ihr den Blick zurück. Uebrigens, wo kommst du her, Liesbeth? fragte er möglichst ernsthaft.

Ich? — Von Hause! antwortete sie kurz.

Du willst dir wohl Hamburg ein bißchen ansehen?

Ja, das will ich. Und dann — — Sie blickte mit verlegener Liebe zu ihm auf, schlug aber die Augen sogleich wieder nieder und bohrte sie in den Tisch. Und dann hatt' ich auch am Fenster, auf meinem Nähtisch, einen Zettel gefunden; einen Zettel mit etwas Geschriebenem drauf.

So! — Ih was!

Ja. Und weil auf dem Zettel stand, daß Johann Ohlerich, mein Mann, mit einem jungen Menschen aus meiner Bekanntschaft, Umstände halber, nach Hamburg abgefegelt wäre — — Sie zog den Zettel aus ihrem Busen hervor.

Das Alles stand auf dem Zettel! sagte Ohlerich in tiefster Verwunderung.

Ja; und da steht's auch noch! Und weil ich dann Schiffer Albrecht's Yacht draußen beim Mol um die Ecke segeln sah — so dacht' ich, Ohlerich, daß ich mich aufmachen und auch ein bißchen nach Hamburg fahren sollte.

Um es dir anzusehen!

Ja, um es mir anzusehen. Und um mich an Bord, bei unserm Kapitain, zu erkundigen, ob der Steuermann Johann Ohlerich schon da wäre — sie stockte — und ob er wirklich von seiner Frau nichts mehr wissen wollte.

Und was haben sie dir denn an Bord gesagt? fragte Ohlerich, der nun einen ersten zärtlichen, verstoßenen Blick nicht länger zurückhalten konnte.

Daß, wenn er nicht bei seiner Frau in Warnemünde wäre, — so wüßten sie nichts von ihm und könnten mir auch nichts sagen. Und da hab' ich mich entschlossen, auf

ihn zu warten — und vorläufig hier etwas zu essen, denn vom Reisen wird man nicht satt.

Nein, das wird man wohl nicht! — Aber was ist das, Liesbeth? Dein Herr Julius ist ja ein ganz treulosser Mensch? Vorgestern will er dich noch heirathen, und heute läuft er hier in Hamburg hinter dem ersten hübschen Mädchen her, das über die Straße geht? Und wenn dieses hübsche Mädchen nicht zufällig Liesbeth Ohlerich gewesen wäre —

Ohlerich! fiel sie ihm ins Wort, roth bis an die Schläfen. Ich — ich hab's nicht besser verdient! setzte sie dann nach einer Pause hinzu. Ich hab's dir schlimm genug getrieben, Ohlerich! Du mußt dich recht schämen, daß du so eine Frau hast.

Nun, es trägt Jeder seinen Paßen! antwortete er mit ernsthaftem Humor. Mir thut's nur leid, daß ich dir von dem Herrn Julius überhaupt gar nichts Angenehmes berichten kann! Heute Nacht hat er mir gesagt, er wäre in mich verliebt; aber von Madame Ohlerich wollte er nichts mehr wissen.

Hat er das wirklich gesagt? — Liesbeth fing auf einmal an, glücklich zu lächeln, und hob ihre leuchtenden Augen zu Ohlerich auf. Das ist — — Es wundert mich gar nicht, daß er in dich verliebt ist!

So? — Es kommt sonst nicht alle Tage vor, daß so ein junger Mensch den Mann lieb hat statt der Frau. Es ist ja auch wohl nicht immer so gewesen — Er sah sie mit humoristischem Mißtrauen von der Seite an.

Ohlerich! fiel sie ihm wieder in die Rede. Sie ging auf ihn zu, ganz aufgelöst, und wollte sich ihm an den Hals werfen, aber ein verlegenes Schamgefühl hielt sie noch zurück. Was für ein Mensch du bist! Kein Andrer auf der Welt hätte das so gemacht wie du! — Ohlerich, so gut hast du mir im Leben noch nicht gefallen; — wenn ich nur das Eine wüßte, ob du mich noch lieb haben kannst!

Sie war so nahe an ihn herangetreten, er brauchte nur

die Arme auszustrecken, wenn er sie wieder an sein Herz drücken wollte. Sanftmüthig und geduldig wartend, wie ein Kind, blickte sie ihn an. Ohlerich suchte noch nach einem Wort, das er ihr auf dieses verliebte Bekenntniß erwidern wollte. Aber da ihm keines einfiel, das ihm die Hälfte von Dem zu sagen schien, was er zu sagen wünschte, zog er sie einfach auf seinen Schooß, hüllte sie ganz in seine beiden Arme und küßte sie stumm, mit einem Kuß ohne Ende, auf den Mund. — —

Der Wirth trat, als es im Zimmer so still geworden war, nach einer tiefen Pause behutsam herein, lächelte und ging endlich auf das zärtliche Paar stillschweigend zu. Er hatte ein Billet in der Hand, das mit einer Oblete verklebt war. Indem er Johann Ohlerich sanft auf die Schulter klopfte, hielt er ihm das Billet vor die Augen; dann legte er es ihm auf die flache Hand, wie auf einen Teller.

Was soll ich damit? fragte Ohlerich.

Lesen! antwortete der Wirth. Ein hübscher junger Mensch hat es draußen bei mir in der Küche geschrieben. Ich sollte Sie die erste Viertelstunde lang nicht stören, hat er gesagt; aber nach Verlauf dieser Viertelstunde sollte ich hereingehen — seine Hand klimperte unwillkürlich mit Julius' Trinkgeld in der Hosentasche — und Ihnen das Stück Papier da in die Hand drücken.

Siehst du, es ist an mich und nicht an dich! sagte Ohlerich mit spaßhafter Heiterkeit zu seiner Frau, indem er die Aufschrift las. Er öffnete das Billet. Der Wirth stand noch auf demselben Fleck; er schickte ihn hinaus, das Mittagessen zu bringen, und hielt ihr das Blatt so von der Seite zu, daß sie mit hineinsehen konnte. Sie lasen stumm zu gleicher Zeit, Liecsbeth mit den Lippen.

„Ich kann nicht mit euch zu Mittag essen, Ohlerich; es geht mir gegen die Natur; — lebe wohl! Noch heute Nachmittag fahr' ich nach Kiel zurück, um von da meinem Vater zu schreiben, daß ich ihm nicht helfen kann, — ich

trete in unsre Marine. In diesen zwei Tagen hat sich viel entpüppt; ich bin eine Art von Mann geworden, Ohlerich! Ich will Admiral werden oder Kajütenjunge, mir ist Alles gleich, aber die Wasserratte will schwimmen, und ich werde schwimmen.

Leben Sie wohl, Liesbeth! — Ich muß dir noch einmal sagen, Ohlerich, daß du ein ganzer Kerl bist. Machen Sie ihn glücklich, Liesbeth — machen Sie ihn glücklich! Ich werde mich fassen wie ein alter Philosoph; es wird schon gehen; — nur kann ich nicht heute Mittag mit euch Beefsteak essen! Auf Wiedersehen übers Jahr, — wenn wir ein Jahr älter sind, einen Backenbart tragen und keine Gefühle mehr haben.

Ohlerich, ich achte dich! — Leben Sie wohl!" — —

Sie hatten zu Ende gelesen, Ohlerich legte das Blatt wieder zusammen. — Ein stilles Lächeln ging ihm übers Gesicht. Und vorgestern Abend — murmelte er — überlegte ich mir's noch; wie ich ihm am Besten das Lebenslicht ausblasen könnte, und mir hinterdrein! — Wo kein Humor mehr ist, da ist keine Vernunft! — Liesbeth, ich sollte mich einen ganzen Tag lang wundern, was für ein Narr ich war.

Mein Liebster, mein Schatz bist du, Ohlerich, und weiter nichts! sagte die junge Frau, und legte ihre Lippen wieder auf seinen Mund, um ihn nicht reden zu lassen. Sie dachte an ihre eigene Nartheit, und er an die seine; und so saßen sie ganz stille da und hielten sich umschlungen.





